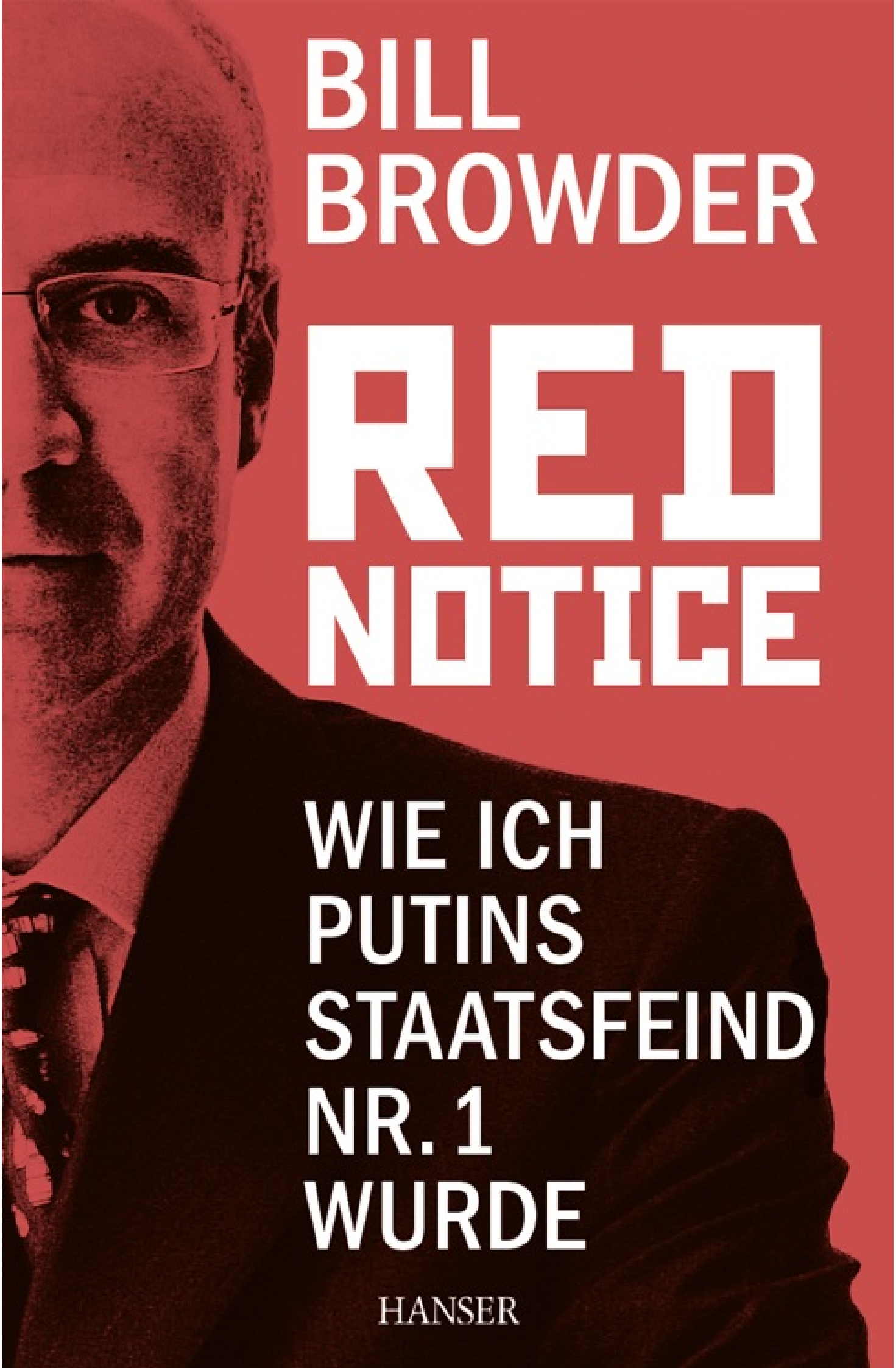
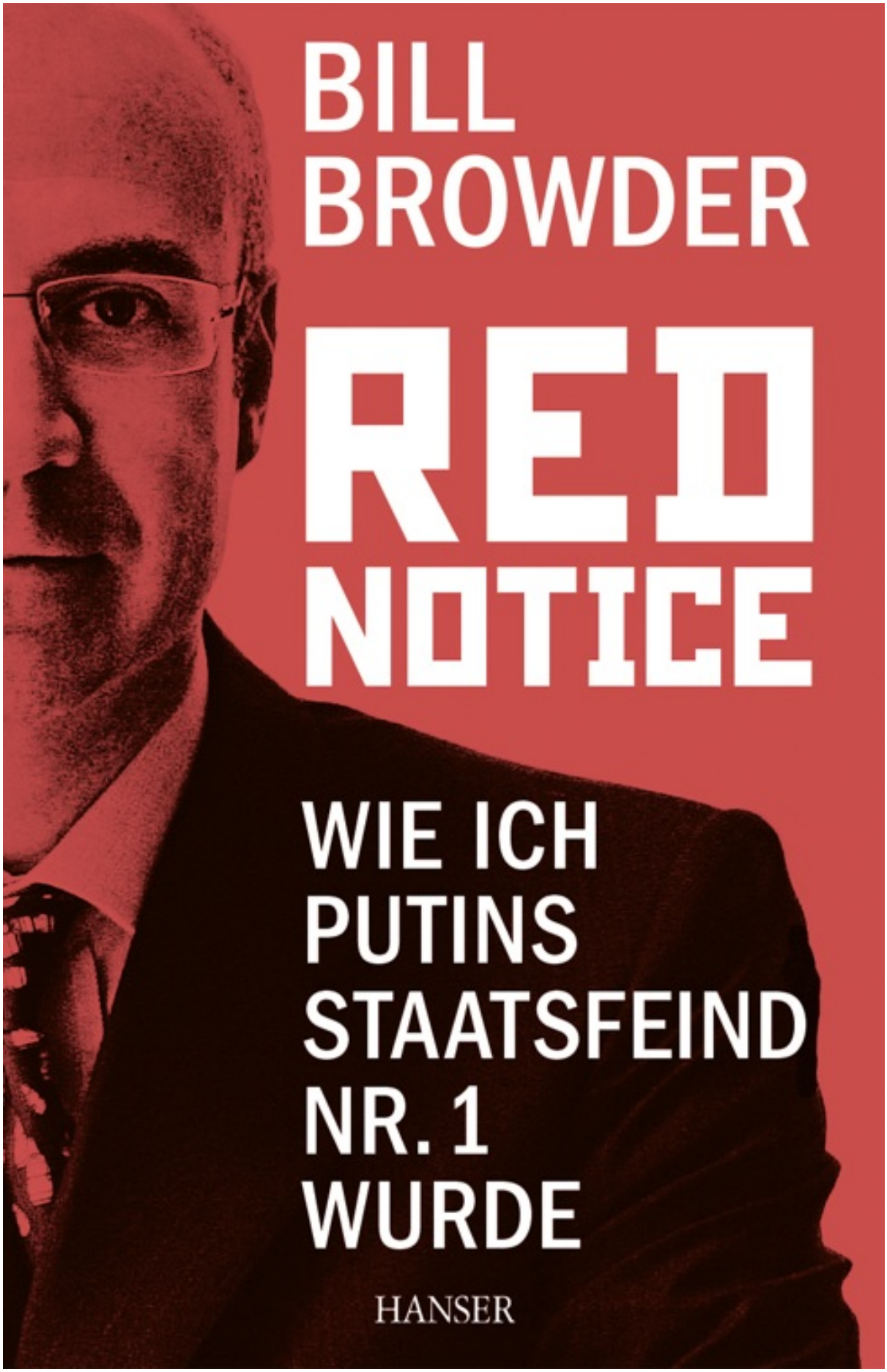


BILL BROWDER

RED NOTICE

WIE ICH PUTINS STAATSFEIND NR. 1 WURDE

HANSER


BILL
BROWDER
RED
NOTICE
WIE ICH
PUTINS
STAATSFEIND
NR. 1
WURDE
HANSER

Bill Browder

Red Notice

Wie ich Putins Staatsfeind Nr. 1 wurde

Aus dem Englischen von
Hans Freundl und Sigrid Schmid

HANSER

Titel der Originalausgabe:

Red Notice. How I Became Putin's No. 1 Enemy.

London, Bantam Press (an Imprint of Transworld Publishers) 2014

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Alle Rechte, auch die der Übersetzung, des Nachdruckes und der Vervielfältigung des Buches oder von Teilen daraus, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form (Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren), auch nicht für Zwecke der Unterrichtsgestaltung – mit Ausnahme der in den §§ 53, 54 URG genannten Sonderfälle –, reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

1 2 3 4 5 19 18 17 16 15

Copyright © Hermitage Media Limited 2014

Alle Rechte der deutschen Ausgabe:

© 2015 Carl Hanser Verlag München

Internet: http://www.hanser-literaturverlage.de

Lektorat: Martin Janik

Herstellung: Andrea Reffke

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich

unter Verwendung eines Fotos von © Charlie Bibby/FT-REA/laif

Datenkonvertierung E-Book: Kösel Media, Krugzell

ISBN 978-3-446-44303-7

E-Book-ISBN 978-3-446-44319-8

Für Sergej Magnitski, den mutigsten Mann,
den ich je getroffen habe

Die Geschichte, die in diesem Buch erzählt wird, ist zwar wahr, sie wird dennoch sicher ein paar sehr mächtige und gefährliche Leute ärgern. Zum Schutz der Unschuldigen wurden einige Namen und Orte geändert.

Red Notice

Neutrum, auch »Rote Notiz«, eine von Interpol herausgegebene Mitteilung mit dem Ersuchen einer Festnahme und Auslieferung. Eine »Rote Notiz« von Interpol entspricht praktisch einem internationalen Haftbefehl.

Inhalt

Kapitel 1

Persona non grata

Kapitel 2

Wie rebelliert man gegen eine kommunistische Familie?

Kapitel 3

Chip und Winthrop

Kapitel 4

»Wir können Ihnen eine Frau besorgen, die Sie nachts warm hält«

Kapitel 5

Das tschechische Stehaufmännchen

Kapitel 6

Die Trawlerflotte von Murmansk

Kapitel 7

La Leopolda

Kapitel 8

Greenacres

Kapitel 9

Eine Nacht auf dem Fußboden in Davos

Kapitel 10

Vorzugsaktien

Kapitel 11

Sidanco
Kapitel 12
Der Zauberfisch
Kapitel 13
Anwälte, Pistolen und Geld
Kapitel 14
Abschied von der Villa d’Este
Kapitel 15
Der letzte Gang
Kapitel 16
Dienstags bei Morrie
Kapitel 17
Diebstahlsanalyse
Kapitel 18
50 Prozent
Kapitel 19
Eine Gefährdung der nationalen Sicherheit
Kapitel 20
Vogue Café
Kapitel 21
Das G-8-Treffen
Kapitel 22
Die Durchsuchungen
Kapitel 23
Abteilung K
Kapitel 24
»Russische Geschichten haben nie ein Happy End«

Kapitel 25
Ausgeklügelte Störtechnik
Kapitel 26
Das Rätsel
Kapitel 27
DHL
Kapitel 28
Chabarowsk
Kapitel 29
Das neunte Gebot
Kapitel 30
16. November 2009
Kapitel 31
Das Katyn-Prinzip
Kapitel 32
Kyle Parkers Krieg
Kapitel 33
Russell 241
Kapitel 34
Die russischen Unantastbaren
Kapitel 35
Die Schweizer Konten
Kapitel 36
Die Steuerprinzessin
Kapitel 37
Wurstmachen
Kapitel 38

Die Malkin-Delegation
Kapitel 39
Gerechtigkeit für Sergej
Kapitel 40
Demütiger und Gedemütigter
Kapitel 41
Red Notice
Kapitel 42
Gefühle
Dank

Kapitel 1
Persona non grata

13. November 2005

Ich bin ein Zahlenmensch, deshalb nenne ich die wichtigsten Zahlen gleich am Anfang: 260, 1 und 4,5 Milliarden.

Die Zahlen bedeuten Folgendes: Jedes zweite Wochenende reiste ich von Moskau, der Stadt, in der ich lebte und arbeitete, in meine Heimatstadt London. In den vergangenen zehn Jahren hatte ich diese Reise 260-mal gemacht. Der Hauptgrund war mein Sohn David, damals acht Jahre alt, die Nummer eins in meinem Leben, der bei meiner Exfrau in Hampstead lebte. Bei der Scheidung hatte ich mich verpflichtet, ihn jedes zweite Wochenende zu besuchen, komme, was wolle. Ich hatte mein Versprechen nie gebrochen.

Für meine regelmäßige Rückkehr nach Moskau gab es 4,5 Milliarden Gründe. Das war der Gesamtwert des Vermögens in Dollar, das meine Investmentfirma Hermitage Capital verwaltete. Ich war ihr Gründer und CEO und hatte in den vergangenen zehn Jahren das Vermögen vieler Anleger gewaltig vermehrt. Im Jahr 2000 war Hermitage Capital zum Emerging-Markets-Fonds mit der besten Performance gekürt worden. Wir hatten für Anleger, die seit unserer Gründung 1996 mit von der Partie waren, Renditen von 1500 Prozent erzielt. Der Erfolg meiner Firma hatte selbst meine kühnsten Erwartungen übertroffen. Russland bot nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion einige der spektakulärsten Investitionsmöglichkeiten in der Geschichte der Finanzmärkte, allerdings war die Arbeit dort ebenso abenteuerlich (und gelegentlich auch gefährlich) wie lukrativ. Langweilig war sie auf jeden Fall nie.

Ich war schon so oft von London nach Moskau geflogen, dass ich den Ablauf in- und auswendig kannte: Wie lange man für die Sicherheitskontrollen in Heathrow benötigte; wie lange das Boarding der Aeroflot-Maschine dauerte; wie lange es brauchte, bis das Flugzeug in der

Luft war und Kurs nach Osten in Richtung eines Landes nahm, wo es bereits Nacht war und wo Mitte November ein weiterer kalter Winter mit großen Schritten nahte. Die Flugzeit betrug 270 Minuten. Das genügte, um durch die *Financial Times*, den *Sunday Telegraph*, das *Forbes Magazine* und das *Wall Street Journal* zu blättern und wichtige E-Mails und Dokumente zu lesen.

Als das Flugzeug an Höhe gewann, öffnete ich meine Aktentasche und nahm meine Tageslektüre heraus. Neben den Akten, Zeitungen und Zeitschriften befand sich auch eine kleine Ledermappe in der Tasche. Darin waren 7500 Dollar in 100-Dollar-Noten. Sie verschafften mir bessere Chancen bei einer Flucht aus Moskau, beim sprichwörtlichen letzten Flug – wie damals denjenigen, die gerade noch rechtzeitig aus Phnom Penh oder Saigon herausgekommen waren, bevor das jeweilige Land im Chaos versank.

Aber ich floh nicht aus Moskau, ich kam zurück. Ich kehrte zurück an meine Arbeit. Und deshalb wollte ich mich über die neuesten Nachrichten vom Wochenende informieren.

Gegen Ende des Flugs stieß ich im *Forbes Magazine* auf einen Artikel, der mir zu denken gab. Es ging um einen Geschäftsmann, der wie ich seinen MBA in Stanford gemacht hatte. Er hieß Jude Shao, ein chinesischstämmiger Amerikaner, der ein paar Jahre nach mir studiert hatte. Ich kannte ihn nicht, aber er machte wie ich erfolgreich Geschäfte in einem fremden Land, in seinem Fall in China.

Er hatte sich mit einigen korrupten chinesischen Funktionären angelegt und im April 1998 wurde Shao verhaftet, nachdem er sich geweigert hatte, einem Steuereintreiber in Schanghai 60 000 Dollar Bestechungsgeld zu zahlen. Shao wurde schließlich aufgrund erfundener Anklagen zu 16 Jahren Gefängnis verurteilt. Einige ehemalige Studenten von Stanford hatten eine Kampagne zu seiner Befreiung organisiert, aber nichts erreicht. Als ich von Shaos Schicksal erfuhr, versauerte er gerade in einem elenden chinesischen Gefängnis.

Mir lief es eiskalt den Rücken herunter. China war zehnmal so sicher wie Russland, wenn es um Geschäfte ging. Beim Landeanflug auf den Flughafen Moskau-Scheremetjewo fragte ich mich, ob ich vielleicht doch ein bisschen leichtsinnig war. Jahrelang war ich beim Investieren dem Ansatz gefolgt, die Interessen der Aktionäre in den Vordergrund zu rücken. In Russland hieß das, die Korruption der Oligarchen infrage zu stellen, der etwa 20 Männer,

die Berichten zufolge nach dem Sturz des Kommunismus 39 Prozent des Landes an sich gebracht hatten und über Nacht Milliardäre geworden waren. Den Oligarchen gehörte die Mehrheit der russischen börsennotierten Unternehmen, die sie oft regelrecht ausplünderten. Bei meinem Kampf gegen die Oligarchen hatte ich mich meistens durchgesetzt. Doch diese Strategie hatte zwar meinem Fonds großen Erfolg beschert, mir aber auch viele Feinde eingebracht.

Nachdem ich den Artikel über Shao gelesen hatte, dachte ich: *Vielleicht sollte ich damit aufhören. Ich habe so viel, wofür es sich zu leben lohnt.* Ich hatte nicht nur David, sondern auch eine neue Frau in London. Elena war Russin, wunderschön, unglaublich intelligent und derzeit schwanger mit unserem ersten Kind. *Vielleicht sollte ich ein bisschen kürzertreten.*

Aber dann setzten die Räder auf der Landebahn auf, und ich legte die Zeitschriften weg, schaltete meinen BlackBerry ein und schloss die Aktentasche. Ich sah nach meinen E-Mails und konzentrierte mich wieder darauf, was ich während des Fluges verpasst hatte. Jude Shao und die Oligarchen waren vergessen. Ich musste durch den Zoll, danach zu meinem Wagen und dann in meine Wohnung.

Scheremetjewo ist ein seltsamer Flughafen. Der Terminal, wo ich mich am besten auskannte, Scheremetjewo 2, war für die Olympischen Sommerspiele 1980 errichtet worden. Damals hatte das Gebäude sicher sehr beeindruckend gewirkt, aber im Jahr 2005 war alles ziemlich heruntergekommen. Es roch nach Schweiß und billigem Tabak. Die Decke war mit reihenförmig angeordneten Metallzylindern dekoriert, die aussahen wie rostige Konservendosen. An der Passkontrolle gab es keine geordnete Warteschlange, sondern man musste sich ins Gedränge stürzen und aufpassen, dass sich niemand an einem vorbeidrängelte. Und wer eine Tasche dabeihatte, war ohnehin verloren. Dann musste man, auch wenn der Pass längst gestempelt war, mindestens noch eine Stunde auf das Gepäck warten. Nach einem über vierstündigen Flug war die Einreise nach Russland kein Spaß, vor allem nicht, wenn sich die Prozedur wie in meinem Fall jedes zweite Wochenende wiederholte.

Seit 1996 pendelte ich nach Moskau, aber erst im Jahr 2000 hatte mir ein Freund vom sogenannten VIP-Service erzählt. Gegen eine kleine Gebühr sparte man etwa eine Stunde, manchmal auch zwei. Das war zwar

keineswegs luxuriös, aber jeden Penny wert.

Ich ging vom Flugzeug direkt zur VIP-Lounge. Die Wände und die Decke waren in einem fahlen Erbsengrün gestrichen. Der Linoleumboden war bräunlich. Die Sitzgelegenheiten in der Lounge waren mit einem braunroten Leder aufgepolstert worden und einigermaßen bequem. Beim Warten wurde einem dünner Kaffee oder Tee serviert, der zu lange gezogen hatte. Ich entschied mich für einen Tee mit einer Scheibe Zitrone und reichte dem Grenzbeamten meinen Pass. Dann vertiefte ich mich in die E-Mails auf meinem BlackBerry.

Ich merkte kaum, dass mein Fahrer Alexej, der eine Genehmigung für den Lounge-Bereich hatte, kam und mit dem Grenzbeamten plauderte. Alexej war 41 Jahre alt wie ich, aber im Gegensatz zu mir war er 1,95 Meter groß und wog 110 Kilo, hatte blonde Haare und markante Gesichtszüge. Er war früher bei der Moskauer Verkehrspolizei gewesen und sprach kein Wort Englisch. Er war immer pünktlich – bei kleineren Staus konnte er seine ehemaligen Kollegen überreden, ihn durchzulassen.

Ich beachtete das Gespräch nicht weiter, sondern beantwortete stattdessen meine E-Mails und trank den lauwarmen Tee. Nach einer Weile verkündete eine Lautsprecherdurchsage, dass das Gepäck von meinem Flug am Gepäckband abgeholt werden könne.

Da schaute ich auf und dachte: *Bin ich schon seit einer Stunde hier?*

Ich sah auf die Uhr. Tatsächlich, ich war seit einer Stunde hier. Das Flugzeug war um 19.30 Uhr gelandet, jetzt war es 20.32 Uhr. Meine Mitpassagiere in der VIP-Lounge waren schon lange weg. Ich sah Alexej an, er schaute zurück und gab mir zu verstehen: *Ich kümmere mich darum.*

Während er mit dem Beamten redete, rief ich Elena an. In London war es erst 17.32 Uhr, um die Zeit war sie daheim. Während unseres Gesprächs hielt ich den Blick auf Alexej und den Grenzbeamten gerichtet. Aus dem Gespräch wurde rasch eine hitzige Diskussion. Alexej trommelte ungeduldig auf den Schalter, während ihn der Grenzbeamte nur mit starrem Blick ansah. »Irgendetwas stimmt da nicht«, sagte ich zu Elena. Ich stand auf und ging zum Schalter, eher irritiert als beunruhigt, und fragte, was los sei.

Allmählich dämmerte mir, dass da etwas gewaltig schieflief. Ich schaltete Elena auf Lautsprecher, damit sie für mich übersetzen konnte. Sprachen sind

nicht mein Ding – selbst nach zehn Jahren konnte ich mich auf Russisch gerade einmal mit dem Taxifahrer verständigen.

Das Gespräch ging hin und her. Ich stand daneben wie ein Zuschauer bei einem Tennismatch und drehte den Kopf hin und her. Elena sagte irgendwann: »Ich glaube, es hat etwas mit deinem Visum zu tun, aber der Beamte rückt nicht damit heraus.« In dem Moment tauchten zwei uniformierte Beamte in der Lounge auf. Der eine zeigte auf mein Telefon, der andere auf meine Taschen.

Ich sagte zu Elena: »Da sind zwei Beamte gekommen, ich soll auflegen und mitkommen. Ich rufe wieder an, sobald ich kann.«

Ich legte auf. Der eine Beamte nahm meine Taschen. Der andere sammelte meinen Pass und die Einwanderungspapiere ein. Ich schaute zu Alexej. Er ließ die Schultern hängen und senkte den Blick, der Mund stand leicht offen. Er war ratlos. Er wusste, wenn etwas in Russland schieflief, dann lief es normalerweise gleich so richtig schief.

Ich folgte den Beamten durch die verborgenen Korridore von Scheremetjewo 2 zum größeren, regulären Einreisebereich. Ich stellte ihnen in meinem schlechten Russisch Fragen, doch sie reagierten nicht, sondern führten mich wortlos in einen grell beleuchteten Arrestraum. Die Stühle dort hatten Plastikschalensitze und waren in Reihen am Boden festgeschraubt. Das Beige an den Wänden blätterte an manchen Stellen ab. Ein paar andere Passagiere, die ebenfalls festgehalten wurden, saßen herum und wirkten verärgert. Niemand sprach. Alle rauchten.

Die Beamten gingen wieder. An einem Schalter hinter einer Glasscheibe am anderen Ende des Raums saßen mehrere weitere Beamte. Ich wählte einen Platz in ihrer Nähe und versuchte, eine Erklärung für das Geschehene zu finden.

Aus irgendeinem Grund hatte ich meine Sachen behalten dürfen, auch mein Handy. Und ich hatte sogar Empfang. Das wertete ich als gutes Zeichen. Ich versuchte, mich zu beruhigen, aber dann fiel mir der Artikel über Jude Shao wieder ein.

Ich warf einen Blick auf meine Armbanduhr: 20.45 Uhr.

Ich rief Elena an. Sie war nicht übermäßig beunruhigt. Sie sagte mir, sie schreibe gerade ein Fax für die britische Botschaft in Moskau, um die

Mitarbeiter über meine Situation zu informieren, und würde es so schnell wie möglich abschicken.

Ich rief einen Mitarbeiter meiner Firma an, Ariel Bouzada. Er war Israeli, ehemaliger Mossad-Agent und arbeitete jetzt als Sicherheitsberater für uns in Moskau. Er galt als einer der besten im Land, daher war ich zuversichtlich, dass er das Problem lösen könnte.

Ariel war sehr überrascht, als ich ihm alles erzählte. Er sagte, er werde ein paar Anrufe tätigen und sich dann wieder bei mir melden.

Gegen halb elf rief ich die britische Botschaft an. Ich sprach mit einem Mann namens Chris Bowers aus der Konsularabteilung. Er hatte Elenas Fax bereits erhalten und war also informiert, zumindest wusste er so viel wie ich. Er überprüfte noch einmal sämtliche Angaben – Geburtsdatum, Passnummer, Ausstellungsdatum des Visums, alles. Er sagte, da es Sonntagabend sei, könne er wahrscheinlich nicht viel tun, aber er würde es versuchen.

Bevor er auflegte, fragte er noch: »Mr. Browder, hat man Ihnen etwas zu essen oder zu trinken gegeben?« »Nein«, sagte ich, woraufhin er unbestimmt brummte. Ich dankte ihm, und wir verabschiedeten uns.

Ich versuchte, es mir auf dem Plastiksitz gemütlich zu machen, schaffte es aber nicht. Die Zeit kroch dahin. Ich stand auf und ging in einer Wolke aus Zigarettenqualm auf und ab. Ich mied den leeren Blick der anderen, die ebenfalls hier festgehalten wurden. Ich sah nach meinen E-Mails. Ich rief Ariel an, aber er ging nicht dran. Ich ging zur Glasscheibe und versuchte, in meinem schlechten Russisch mit den Beamten zu reden. Sie ignorierten mich. Ich war für sie ein Niemand. Schlimmer, ich war bereits ein Häftling.

Man sollte vielleicht erwähnen, dass der Einzelne in Russland nichts zählt. Bürgerrechte sind Makulatur. Menschen werden den Bedürfnissen des Staates geopfert, sie werden als lebende Schutzschilde, Handelsware oder schlicht Kanonenfutter betrachtet. Wenn nötig, kann man jeden loswerden. Es gibt einen berühmten Ausspruch von Stalin, der das auf den Punkt bringt: »Ein Mensch – ein Problem, kein Mensch – kein Problem.«

Und da ließ sich der Gedanke an Jude Shao und den *Forbes*-Artikel nicht länger verdrängen. Hätte ich in der Vergangenheit vorsichtiger sein sollen? Ich hatte mich so daran gewöhnt, gegen die Oligarchen und korrupte

russische Beamte anzugehen, dass ich mich damit abgefunden hatte, dass auch ich einfach verschwinden konnte, wenn jemand das unbedingt wollte.

Ich schüttelte den Kopf, um den Gedanken an Shao loszuwerden. Ich wandte mich wieder an die Beamten, um sie zu irgendeiner Reaktion zu bewegen, aber es war sinnlos. Ich setzte mich wieder hin. Ich rief noch einmal Ariel an. Dieses Mal hob er immerhin ab.

»Ariel, was ist da los?«

»Ich habe mit mehreren Leuten gesprochen, aber keiner will etwas sagen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich meine, dass alle dichtmachen. Tut mir leid, Bill, aber ich brauche mehr Zeit. Es ist Sonntagabend. Da erreicht man niemanden.«

»Okay. Melden Sie sich, sobald Sie etwas hören.«

»Auf jeden Fall.«

Wir legten auf. Ich rief noch einmal bei der Botschaft an. Auch dort gab es keine Fortschritte. Entweder mauerten die Gesprächspartner oder ich war noch nicht im System oder beides. Bevor Chris Bowers auflegte, fragte er erneut: »Hat man Ihnen etwas zu essen oder zu trinken gegeben?«

»Nein«, wiederholte ich. Das schien mir völlig bedeutungslos, aber Bowers war da eindeutig anderer Ansicht. Anscheinend hatte er Erfahrung mit solchen Situationen, und bei näherem Überlegen erschien es mir wie eine typisch russische Taktik, weder Essen noch Trinken anzubieten.

Nach Mitternacht füllte sich der Raum mit weiteren Verhafteten. Alle männlich, und alle sahen so aus, als ob sie aus ehemaligen Sowjetrepubliken stammten. Georgier, Aserbaidschaner, Kasachen, Armenier. Ihr Gepäck, wenn sie denn welches hatten, bestand aus einfachen Stoffsäcken oder übergroßen Nyloneinkaufstaschen, die mit Klebeband verschnürt waren. Alle rauchten ununterbrochen. Manche unterhielten sich im Flüsterton. Keiner zeigte irgendwelche Emotionen oder Anzeichen von Beunruhigung. Sie schenkten mir ebenso wenig Beachtung wie die Beamten, obwohl ich hier eindeutig herausstach: nervös, im dunkelblauen Blazer, mit BlackBerry und schwarzem Rollkoffer.

Ich rief noch einmal Elena an: »Bei dir was Neues?«

Sie seufzte: »Nein. Und bei dir?«

»Nichts.«

Sie hörte die Anspannung in meiner Stimme. »Das wird schon, Bill. Morgen bist du wieder hier und kannst alles klären. Da bin ich mir sicher.« Ihre Gelassenheit beruhigte mich etwas.

»Ich weiß.« Ich sah auf die Uhr. In England war es 22.30 Uhr. »Leg dich schlafen, Schatz. Du und das Baby brauchen Ruhe.«

»Okay. Ich ruf sofort an, wenn ich etwas Neues höre.«

»Ich auch.«

»Gute Nacht.«

»Gute Nacht. Ich liebe dich«, fügte ich hinzu, aber sie hatte schon aufgelegt.

In mir regten sich leise Zweifel: *Was, wenn es gar nicht um das Visum ging? Würde ich Elena je wiedersehen? Würde ich je unser ungeborenes Kind kennenlernen? Würde ich meinen Sohn David wiedersehen?*

Ich versuchte, gegen diese düsteren Gedanken anzukämpfen und es mir auf dem harten Plastikstuhl bequem zu machen, wobei ich meine Jacke als Kopfkissen benutzte, aber auf den Stühlen sollte man offensichtlich nicht schlafen. Ganz abgesehen davon, dass um mich herum lauter bedrohlich aussehende Männer saßen. Wie sollte ich da abschalten?

Ich konnte es nicht.

Also tippte ich auf meinem BlackBerry herum und erstellte eine Liste mit all den Leuten, die ich im Laufe der Jahre in Russland, England und Amerika kennengelernt hatte und die mir vielleicht helfen konnten: Politiker, Geschäftsleute, Journalisten.

Chris Bowers rief ein letztes Mal an, bevor seine Schicht in der Botschaft endete. Er versicherte mir, dass sein Kollege, der nun übernahm, umfassend informiert sei. Er wollte immer noch wissen, ob man mir Essen oder Wasser angeboten hatte. Nein. Er entschuldigte sich dafür bei mir, obwohl er überhaupt nichts damit zu tun hatte. Er führte eindeutig Buch über meine schlechte Behandlung, falls das je von Belang sein sollte. Nach dem Gespräch dachte ich: *Shit.*

Inzwischen war es 2.00 oder 3.00 Uhr morgens. Ich schaltete meinen BlackBerry aus, um den Akku zu schonen, und versuchte es noch einmal mit etwas Schlaf. Ich legte mir ein Hemd aus meiner Tasche übers Gesicht. Ich schluckte zwei Ibuprofen ohne Wasser, weil ich Kopfschmerzen bekam. Ich versuchte, alles zu vergessen. Ich versuchte, mir einzureden, dass ich morgen wieder hier raus wäre. Es ging nur um ein Problem mit dem Visum. So oder so würde ich Russland verlassen.

Nach einer Weile döste ich ein.

Gegen 6.30 Uhr wachte ich wieder auf, als weitere Verhaftete in den Arrestraum kamen. Die gleichen Typen wie die bereits Anwesenden. Kein einziger wie ich. Mehr Zigaretten, mehr Geflüster. Der Schweißgestank nahm deutlich zu. Ich hatte einen furchtbaren Geschmack im Mund und merkte zum ersten Mal, wie durstig ich war. Chris Bowers hatte recht gehabt mit seiner Frage nach Essen und Trinken. Es gab zwar Zugang zu einer übel riechenden Toilette, aber diese Mistkerle hätten uns auch etwas zu essen und zu trinken geben müssen.

Dennoch hatte ich ein besseres Gefühl als in der Nacht und glaubte, dass es sich um ein bürokratisches Missverständnis handeln musste. Ich rief Ariel an. Er hatte immer noch nicht herausgefunden, was los war, sagte mir aber, dass der nächste Flug nach London um 11.15 Uhr ging. Für mich gab es nur zwei Alternativen: Ich würde entweder verhaftet oder deportiert, also redete ich mir ein, dass ich in dem Flugzeug sitzen würde.

Ich beschäftigte mich, so gut es ging. Ich beantwortete E-Mails wie an einem normalen Arbeitstag. Ich rief noch mal bei der Botschaft an. Der neue diensthabende Konsularbeamte versicherte mir, sobald die Ämter geöffnet hätten, würde man sich um meinen Fall kümmern. Ich packte meine Sachen zusammen und versuchte erneut, mit den Beamten hinter der Glasscheibe zu reden. Ich fragte nach meinem Pass, aber sie ignorierten mich weiterhin. Anscheinend war das ihre einzige Aufgabe: hinter der Scheibe sitzen und alle Anwesenden ignorieren.

Ich ging auf und ab. 9.00 Uhr. 9.15 Uhr. 9.24 Uhr. 9.37 Uhr. Ich wurde immer nervöser. Ich wollte Elena anrufen, aber in London war es noch zu früh am Morgen. Ich rief Ariel an, doch er hatte immer noch nichts für mich. Ich stellte alle Anrufe ein.

Um 10.30 Uhr schlug ich gegen die Scheibe, aber die Beamten ignorierten

mich immer noch. Sie waren Profis.

Elena rief an. Dieses Mal konnte sie mich nicht beruhigen. Sie versprach mir, wir würden eine Erklärung finden, aber so langsam hatte ich das Gefühl, als würde das gar keine Rolle spielen: Ich musste jetzt dauernd an Jude Shao denken.

Um 10.45 Uhr bekam ich richtig Panik.

10.51 Uhr. *Wie konnte ich nur so dumm sein? Wie konnte sich ein Durchschnittstyp aus Süd-Chicago einbilden, er käme damit durch, einem russischen Oligarchen nach dem anderen das Geschäft zu vermasseln?*

10.58 Uhr. *Dumm, dumm, dumm! ARROGANT UND DUMM, BILL! ARROGANT UND EINFACH HIRNVERBRANNT!*

11.02 Uhr. *Ich komme in ein russisches Gefängnis. Ich komme in ein russisches Gefängnis. Ich komme in ein russisches Gefängnis.*

11.05 Uhr. Zwei brutal aussehende Beamte stürmten herein und gingen schnurstracks auf mich zu. Sie packten mich am Arm, griffen sich meine Sachen und zogen mich nach draußen. Sie führten mich durch mehrere Gänge und eine Treppe hinauf. Das war's. Sie würden mich in einen Gefängnistransporter werfen und wegkarren.

Aber dann traten sie mit den Füßen eine Tür auf, und wir standen im Abflugterminal, den wir im Eilschritt durchquerten. Mein Herz machte einen Sprung, als wir an den Gates und glotzenden Passagieren vorbeimarschierten. Und dann standen wir am Gate für den Flug um 11.15 Uhr nach London und schritten durch die Fluggastbrücke, stiegen ins Flugzeug und gingen durch die Businessclass, bis ich schließlich auf einen Platz in der Mitte einer Dreierreihe in der Economyclass geschoben wurde. Die Beamten sagten kein Wort. Sie hievten meine Tasche ins Gepäckfach und gingen, ohne mir meinen Pass zu geben.

Die übrigen Passagiere im Flugzeug bemühten sich, mich nicht allzu auffällig anzustarren. Ihre Neugier war verständlich. Ich ignorierte sie. Ich war gottfroh, dass ich nicht in einem russischen Gefängnis gelandet war.

Ich schickte Elena eine SMS, dass ich auf dem Weg nach Hause war und sie bald sehen würde. Ich schrieb auch, dass ich sie liebte.

Wir hoben ab. Als die Räder einklappten, spürte ich ein ungeheures

Gefühl der Erleichterung, das ich so noch nie erlebt hatte. Hunderte Millionen Dollar zu verdienen oder zu verlieren war nichts dagegen.

Wir erreichten unsere Reisehöhe, und die Bordmahlzeit wurde serviert. Ich hatte seit über 24 Stunden nichts mehr gegessen. Es gab ein schreckliches Bœuf Stroganoff, aber für mich war es das Beste, was ich je gegessen hatte. Ich nahm noch drei Extrabrötchen. Außerdem trank ich vier Flaschen Wasser. Und dann schlief ich ein.

Ich wachte erst wieder auf, als das Flugzeug in England landete. Während wir zu unserer Parkposition rollten, machte ich mir im Geist eine Liste mit all den Dingen, die ich erledigen musste. Zuallererst musste ich irgendwie ohne Pass durch den britischen Zoll. Aber das sollte eigentlich kein Problem sein. England war meine Heimat, seit ich in den späten 1990ern die britische Staatsbürgerschaft angenommen hatte. Das größere Problem war nach wie vor Russland. Wie sollte ich aus dem Schlamassel wieder rauskommen? Wer steckte dahinter? Wen sollte ich in Russland anrufen? Wen im Westen?

Das Flugzeug kam zum Stehen, das Anschnallsignal erlosch, und alle schnallten sich ab. Ich wartete, bis ich an der Reihe war, dann stand ich auf und ging Richtung Ausgang. Ich war so mit mir selbst beschäftigt, dass ich den Piloten gar nicht bemerkte, der neben der Tür stand und den Passagieren beim Aussteigen zusah. Als ich an ihm vorbeiging, streckte er die Hand aus. Ich schaute auf seine Hand. Er hielt mir meinen britischen Pass entgegen. Ich nahm ihn wortlos an mich.

Die Zollkontrolle war nach fünf Minuten erledigt. Ich fuhr mit dem Taxi zu meiner Londoner Wohnung. Dort umarmte ich Elena. Wir hielten uns lange in den Armen. Noch nie war ich für die Umarmung eines anderen Menschen so dankbar gewesen.

Ich sagte ihr, wie sehr ich sie liebte. Sie lächelte mich mit großen Rehaugen an. Wir sprachen über meine missliche Lage und gingen Hand in Hand in unser gemeinsames Büro. Wir setzten uns an den Schreibtisch, schalteten den Computer an, griffen nach unseren Telefonen und machten uns an die Arbeit.

Ich musste einen Weg finden, wie ich wieder zurück nach Russland konnte.

Kapitel 2

Wie rebelliert man gegen eine kommunistische Familie?

Wenn man mich sprechen hört, könnte man sich fragen: »Wie hat es dieser Kerl mit einem amerikanischen Akzent und einem britischen Pass bloß hingekriegt, zum größten Investor in Russland zu werden, nur um dann aus dem Land geworfen zu werden?«

Das ist eine lange Geschichte, und sie beginnt in Amerika, in einer ungewöhnlichen amerikanischen Familie. Mein Großvater, Earl Browder, war ein Gewerkschaftsfunktionär aus Wichita, Kansas. Er machte seine Arbeit so gut, dass die Kommunisten auf ihn aufmerksam wurden und ihn 1926 in die Sowjetunion einluden. Kurz nach seiner Ankunft tat er, was die meisten heißblütigen Amerikaner in Moskau tun: Er lernte ein hübsches russisches Mädchen kennen. Ihr Name war Raissa Berkman, und sie war eine der ersten Rechtsanwältinnen in Russland. Sie verliebten sich, heirateten und bekamen drei Söhne: Der erste, mein Vater Felix, kam im Juli 1927 in der russischen Hauptstadt zur Welt.

Im Jahr 1932 kehrte Earl mit seiner Familie in die Vereinigten Staaten zurück. Sie zogen nach Yonkers, New York, und Earl wurde Vorsitzender der Kommunistischen Partei der USA. Zweimal trat er als Kandidat der Kommunisten zur US-Präsidentschaftswahl an, 1936 und 1940. Er bekam bei den Wahlen zwar nur jeweils 80 000 Stimmen, aber Earls Kandidatur lenkte die Aufmerksamkeit in den von der Wirtschaftskrise gebeutelten Vereinigten Staaten auf die Schwächen des Mainstream-Kapitalismus und führte dazu, dass alle politischen Akteure ihre Politik weiter links ausrichteten. Als »Genosse Earl Browder« schaffte er es im Jahr 1938 sogar auf die Titelseite des *Time*-Magazins.

Doch ebenso erfolgreich zog er den Zorn von Präsident Franklin D. Roosevelt auf sich. Im Jahr 1941 wurde mein Großvater verhaftet, wegen

»Verstößen gegen das Passgesetz« verurteilt und trat daraufhin eine vierjährige Haftstrafe im Bundesgefängnis von Atlanta in Georgia an. Glücklicherweise waren die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg Verbündete, und so wurde Earl ein Jahr später begnadigt.

Nach Kriegsende verbrachte Earl die nächsten Jahre in der politischen Wüste – bis Senator Joseph McCarthy seine berüchtigte Hexenjagd begann mit dem Ziel, das Land vollständig von Kommunisten zu säubern. Die 1950er-Jahre waren in den Vereinigten Staaten eine paranoide Zeit, und es war völlig gleich, ob man ein guter oder ein schlechter Kommunist war. Es zählte nur, dass man Kommunist war. Earl wurde vorgeladen und über Monate vom Komitee für unamerikanische Umtriebe verhört.

Die politischen Überzeugungen und die Verfolgung meines Großvaters belasteten den Rest der Familie schwer. Meine Großmutter war eine russisch-jüdische Intellektuelle und wollte nicht, dass auch ihre Söhne ins schmutzige politische Geschäft einstiegen. Sie träumte von einer akademischen Karriere für ihre Söhne, am liebsten in Naturwissenschaft oder Mathematik. Felix, mein Vater, erfüllte pflichtbewusst ihre Erwartungen, übertraf sie gar, als er mit 16 Jahren am Massachusetts Institute of Technology (MIT) studierte. Er schaffte seinen Bachelor-Abschluss in nur zwei Jahren, schrieb sich in Princeton für Mathematik ein und hatte mit 20 Jahren einen Doktortitel.

Mein Vater war einer der besten jungen Mathematiker in Amerika, doch er war auch immer noch der Sohn von Earl Browder. Als Präsident Harry S. Truman nach dem Zweiten Weltkrieg die Wehrpflicht in Friedenszeiten einführte, bat Felix um eine Zurückstellung, aber sein Arbeitgeber, das Institute for Advanced Study in Princeton, weigerte sich, eine Bescheinigung für ihn auszustellen. Keiner seiner Vorgesetzten wollte sich offiziell für den Sohn eines bekannten Kommunisten einsetzen. Ohne Zurückstellung wurde Felix umgehend eingezogen und trat 1953 seinen Militärdienst in der Armee an.

Nach der Grundausbildung wurde mein Vater einer Einheit im Nachrichtendienst der Armee in Fort Monmouth, New Jersey, zugeteilt und arbeitete dort einige Wochen, bis einem befehlshabenden Offizier sein Nachname auffiel. Dann ging alles sehr schnell. Eines Nachts wurde Felix aus seinem Bett gezerrt, in einen Militärtransporter geworfen und nach Fort

Bragg, North Carolina, gebracht. Dort durfte er die nächsten zwei Jahre an einer Tankstelle am Rand der Basis als Tankwart arbeiten.

Nach seiner Entlassung im Jahr 1955 bewarb er sich für die erste wissenschaftliche Stelle, die er fand: eine Juniorprofessur an der Brandeis University. Dort konnte man kaum fassen, dass sich ein Topmathematiker aus Princeton für den Job bewarb. Die Fakultät sprach eine Empfehlung gegenüber dem Kuratorium aus, doch das Kuratorium schreckte vor dem Gedanken zurück, den Sohn des ehemaligen Vorsitzenden der Kommunistischen Partei der USA zu unterstützen.

Zu jener Zeit war Eleanor Roosevelt Vorsitzende des Kuratoriums, und obwohl ihr Mann für die Verhaftung meines Großvaters verantwortlich gewesen war, argumentierte sie, es sei »äußerst unamerikanisch, einem großartigen Wissenschaftler die Ausübung seines Berufs zu verweigern, nur weil er der Sohn seines Vaters ist«. Felix bekam schließlich den Job, der ihm nachfolgende Anstellungen in Yale, Princeton und an der University of Chicago ermöglichte, und in Chicago wurde er sogar Dekan der Fakultät für Mathematik. Er hatte eine lange und erfolgreiche Karriere, und im Jahr 1999 zeichnete Präsident Bill Clinton ihn mit der National Medal of Science aus, der höchsten Auszeichnung für Mathematik im Land.

Die Geschichte meiner Mutter ist ebenso bemerkenswert. Eva kam in Wien 1929 als Tochter einer unverheirateten jüdischen Mutter zur Welt. Im Jahr 1938 war klar, dass die Nazis es auf die Juden abgesehen hatten, und jeder Jude, der die Möglichkeit dazu hatte, verließ Europa. Doch weil so viele Menschen flohen, war es fast unmöglich, ein US-Visum zu bekommen. Daher traf meine Großmutter die herzzerreißende Entscheidung, meine Mutter zur Adoption freizugeben, damit zumindest sie die Chance auf ein besseres Leben in Amerika bekam.

Die Applebaums, eine nette jüdische Familie aus Belmont, Massachusetts, nahmen Eva auf. Im Alter von neun Jahren durchquerte sie Europa allein mit dem Zug, bestieg ein Dampfschiff und segelte nach Amerika zu ihrer neuen Familie. Bei ihrer Ankunft war meine Mutter erstaunt, einen solchen Zufluchtsort gefunden zu haben. In den folgenden Jahren hatte meine Mutter ein eigenes Zimmer in einem gemütlichen Haus mit einem Cockerspaniel und gepflegtem Rasen, fern von Völkermord und Krieg.

Während Eva sich in ihrem neuen Leben einrichtete, gelang meiner

Großmutter, Erna, die Flucht aus Österreich. Sie schaffte es bis nach Großbritannien. Die Trennung von ihrer Tochter war für Erna unerträglich, und sie bemühte sich jeden Tag um ein US-Visum, um wieder bei ihrer Eva sein zu können. Nach drei Jahren bekam sie endlich das Visum. Sie fuhr von England nach Boston und stand in Erwartung eines freudigen Wiedersehens vor der Tür der Applebaums in Belmont. Doch meine Großmutter traf dort auf ein Kind, das sie kaum noch erkannte, ein amerikanisches Mädchen, das sich bei den Applebaums wohlfühlte und bei ihnen bleiben wollte. Meine Großmutter gewann den traumatisierenden Kampf, und die beiden zogen in eine Ein-Zimmer-Wohnung in Brookline, Massachusetts. Meine Großmutter arbeitete 80 Stunden die Woche als Näherin, um sie beide durchzubringen, aber sie waren trotzdem so arm, dass sie sich als größten Luxus einmal die Woche zu zweit eine Portion Roastbeef mit Stampfkartoffeln im Schnellrestaurant um die Ecke gönnten. Der Wechsel aus der Armut in den Wohlstand und zurück in die Armut war für meine Mutter so traumatisch, dass sie bis heute in Restaurants die Zuckerpäckchen mitnimmt und Brötchen aus dem Brotkorb in die Handtasche steckt. Trotz ihres ärmlichen Lebens als Teenager brachte meine Mutter in der Schule hervorragende Leistungen und erhielt ein volles Stipendium fürs MIT. Dort lernte sie 1948 Felix kennen, und wenige Monate später waren sie verheiratet.

Ich wurde im Jahr 1964 in diese seltsame, linkspolitische Akademikerfamilie hineingeboren. In dieser Familie wurde beim Abendessen vor allem über mathematische Theoreme gesprochen und über betrügerische Geschäftsmänner, die die Welt zugrunde richteten. Mein älterer Bruder Thomas trat in die Fußstapfen meines Vaters und studierte bereits mit 15 Jahren an der University of Chicago. Er machte seinen Abschluss in Physik (summa cum laude natürlich). Direkt im Anschluss begann er im Alter von 19 Jahren mit seiner Doktorarbeit und ist heute ein weltweit anerkannter Teilchenphysiker.

Ich selbst bewegte mich am anderen Ende des akademischen Spektrums. Als ich zwölf war, verkündeten meine Eltern, sie wollten ein Sabbatjahr einlegen. Ich durfte wählen, ob ich sie begleiten wollte oder lieber auf ein Internat ging. Ich entschied mich für das Internat.

Meine Mutter hatte Schuldgefühle und überließ daher mir die Wahl der Schule. Am Lernen war ich nicht besonders interessiert, aber am Skifahren. Daher suchte ich nach Schulen in der Nähe von Skigebieten und fand die

winzige Whiteman School in Steamboat Springs, Colorado.

Meine Eltern waren so mit ihrer eigenen akademischen Welt beschäftigt, dass sie keine genauen Erkundigungen über die Schule einzogen. Hätten sie das getan, wäre ihnen aufgefallen, dass es in Whiteman damals keinerlei Aufnahmebeschränkungen gab und die Schule daher von vielen Problemschülern besucht wurde: Schüler, die anderswo der Schule verwiesen worden waren oder mit dem Gesetz in Konflikt gekommen waren.

Um auf dieses Internat gehen zu können, musste ich die achte Klasse überspringen. Daher war ich mit meinen 13 Jahren bei meiner Ankunft in der Whiteman School der jüngste und kleinste Schüler dort. Die anderen Schüler sahen in dem dürren Jungen im blauen Blazer sofort ein Opfer. In meiner ersten Nacht kamen einige meiner Mitschüler in mein Zimmer, durchwühlten die Schubladen und nahmen sich, was ihnen gefiel. Ich sagte ihnen, sie sollten das lassen, doch sie warfen sich auf mich, hielten mich fest und sangen immer wieder: »Zeit für eine Abreibung, Billy Browder! Zeit für eine Abreibung!«

Diese Szene wiederholte sich in den ersten Wochen jede Nacht. Ich hatte blaue Flecken, fühlte mich gedemütigt, und jede Nacht, wenn das Licht ausging, hatte ich Angst vor dem, was meine Mitschüler mir in dieser Nacht antun würden.

Anfang Oktober kam meine Mutter zu Besuch. Aus Stolz hatte ich ihr nichts von dem erzählt, was an der Schule vor sich ging. Ich hasste alles an dieser Schule, aber ich dachte, ich würde es aushalten.

Doch im Auto meiner Mutter auf dem Weg zum Abendessen brach ich zusammen.

Erschrocken fragte sie, was los sei.

»Ich finde es furchtbar hier!«, schrie ich unter Tränen. »Es ist grauenhaft!«

Ich erzählte ihr nicht, dass ich jede Nacht geschlagen wurde. Ich wusste nicht, ob sie irgendetwas davon ahnte, aber sie sagte: »Billy, wenn du nicht hier bleiben willst, musst du es nur sagen. Dann nehme ich dich mit nach Europa.«

Ich dachte darüber nach, gab ihr aber nicht gleich eine Antwort. Als wir

uns dem Restaurant näherten, beschloss ich, dass ich Whiteman nicht als Verlierer verlassen wollte, so verlockend die Aussicht auch war, in die warmen Arme meiner Mutter zurückzukehren.

Wir setzten uns im Restaurant an den Tisch und bestellten. Beim Essen beruhigte ich mich etwas, und nach etwa der Hälfte der Mahlzeit sah ich meine Mutter an und sagte: »Weißt du was? Ich bleibe. Ich krieg das irgendwie hin.«

Wir verbrachten das Wochenende gemeinsam außerhalb der Schule, und sie brachte mich am Sonntagabend zurück. Wir verabschiedeten uns, und ich ging zu meinem Zimmer. Als ich an den Betten der älteren Schüler vorbeikam, hörte ich zwei Jungs zischen: »Abreibung für BB, Abreibung für BB.«

Ich ging schneller, aber zwei Jungs standen auf und folgten mir. Ich war so wütend und fühlte mich so gedemütigt, dass ich kurz vor der Abzweigung zu meinem Zimmer herumwirbelte und mich auf den kleineren der beiden Jungen stürzte. Ich traf ihn voll auf die Nase, und er fiel rückwärts. Ich warf mich sofort auf ihn und schlug ihn immer wieder, bis sein Gesicht blutbespritzt war und sein Freund mich an der Schulter packte und zur Seite warf. Ich bezog noch heftige Prügel von den beiden, bis der Internatsleiter auftauchte und den Kampf beendete.

Aber von jenem Tag an wagte niemand auf der Whiteman School mehr, mich anzufassen.

Ich blieb das ganze Jahr dort und lernte viel Neues. Ich begann mit dem Rauchen, schlich mich nachts hinaus und kam mit Hochprozentigem zurück in den Schlaftrakt. Am Ende des Jahres flog ich von der Schule, weil ich so viel angestellt hatte. Ich kehrte zu meiner Familie nach Chicago zurück, aber ich war nicht mehr derselbe.

In meiner Familie hatte man nur als Wunderkind eine Daseinsberechtigung, und ich war dermaßen aus der Art geschlagen, dass meine Eltern nicht wussten, was sie mit mir anfangen sollten. Sie schickten mich zu zahlreichen Psychiatern, Psychologen und Ärzten, die herausfinden sollten, wie man mich »in Ordnung bringen« konnte. Je mehr sie dafür taten, umso stärker rebellierte ich. Mich gegen die Schule aufzulehnen war ein guter Anfang, aber wenn ich meine Eltern wirklich ärgern wollte, dann musste ich mir etwas anderes überlegen.

Gegen Ende meiner Schulzeit hatte ich die zündende Idee. Ich würde einen Anzug mit Krawatte anziehen und Kapitalist werden. Damit würde ich meine Familie richtig treffen.

Kapitel 3
Chip und Winthrop

Mein Problem war nur, dass mich alle Universitäten, bei denen ich mich bewarb, wegen meiner schlechten Noten ablehnten. Erst als sich der Berufsberater der Schule einschaltete, bekam ich einen Studienplatz an der University of Colorado in Boulder. Dass ich es nur knapp in Boulder hineingeschafft hatte, war erniedrigend. Aber ich kam schnell darüber hinweg, als ich herausfand, dass die Zeitschrift *Playboy* die Universität zur besten Party-Uni im Land gekürt hatte.

Ich hatte zahllose Male *Ich glaub', mich tritt ein Pferd* gesehen und beschloss daher, wenn ich schon auf eine Party-Uni ging, dass ich es dann auch gleich richtig machen und in eine Studentenverbindung eintreten konnte. Ich entschied mich für Delta Upsilon und wurde nach dem unvermeidbaren Aufnahmeritual als Mitglied aufgenommen. Jeder dort hatte einen Spitznamen – Sparky, Whiff, Doorstep, Slim – und meiner war Brillo, wegen meiner lockigen schwarzen Haare.

Das Leben als Brillo war toll, aber nach ein paar Monaten mit zu viel Bier, Mädchenjagd, lächerlichen Streichen und unzähligen Stunden Sport im Fernsehen begann mir zu dämmern, dass aus mir, wenn ich so weitermachte, bestenfalls die Art von Kapitalist wurde, die Trinkgelder als Parkplatzwächter einsammelt. Die Situation spitzte sich zu, als ein Student aus der Verbindung, den ich bewunderte, bei einem Überfall auf die United Bank of Boulder erwischt wurde, durch den er seinen außer Kontrolle geratenen Kokainkonsum finanzieren wollte. Er wurde zu einer langen Gefängnisstrafe verurteilt, und das öffnete mir die Augen. Ich erkannte, dass ich als Einziger unter meiner Rebellion leiden würde, wenn ich so weitermachte.

Von diesem Moment an ging ich zu keiner Party mehr. Stattdessen verbrachte ich jeden Abend in der Bibliothek und bekam nur noch Einser. Am Ende meines zweiten Jahres bewarb ich mich bei Topuniversitäten im

ganzen Land und erhielt einen Studienplatz an der University of Chicago.

In Chicago arbeitete ich noch härter und wurde immer ehrgeiziger. Vor meinem Abschluss wollte ich unbedingt herausfinden, was ich mit meinem Leben anfangen wollte. Wie sollte mein Kapitalistendasein aussehen? Ich grübelte hin und her. Da stieß ich eines Tages auf eine Vortragsankündigung des Dekans der Wirtschaftsfakultät. Ich plante, in irgendeiner Form in der Wirtschaft zu arbeiten, daher beschloss ich, hinzugehen. In der Rede ging es um die Karrierewege von Wirtschaftsabsolventen aus Chicago, die anscheinend allesamt wichtige Dinge taten und dafür gut bezahlt wurden. Offensichtlich war ein Wirtschaftsstudium mein nächster Schritt.

Nach Ansicht des Dekans hatte man die besten Aussichten auf einen Studienplatz an einer führenden Wirtschaftshochschule, wenn man vorher zwei Jahre bei McKinsey, Goldman Sachs oder einer der 25 anderen Firmen mit einem ähnlichen Profil arbeitete. Ich bombardierte sie alle mit Briefen und Telefonanrufen. Aber natürlich war es nicht so einfach, einen solchen Job zu bekommen, weil jeder Student mit ähnlichen Ambitionen genau dasselbe wollte. Am Ende hatte ich 24 Absagen und ein einziges Jobangebot von Bain & Company in Boston bekommen, eine der landesweit besten Unternehmensberatungen. Ich hatte keine Ahnung, wie ich es durch das Auswahlverfahren geschafft hatte, aber irgendwie hatte ich es geschafft, und ich ergriff die Gelegenheit mit beiden Händen.

Bain holte sich Studenten mit Topabschlüssen von guten Hochschulen, die bereit waren, zwei Jahre lang an sieben Tagen pro Woche 16 Stunden am Tag zu arbeiten. Im Gegenzug versprach das Unternehmen einen Studienplatz an einer der Topwirtschaftshochschulen. Doch in jenem Jahr gab es einen kleinen Haken bei der Sache. Die Geschäfte von Bain liefen so gut, dass das Unternehmen 120 »Studentensklaven« statt der 20 Studenten einstellte, die alle anderen Firmen mit einem vorbereitenden MBA-Programm annahmen. Leider war damit der stillschweigende Deal hinfällig, den Bain mit den Wirtschaftshochschulen hatte. An diesen Schulen nahm man tatsächlich gern junge Berater von Bain, ebenso wie von McKinsey, der Boston Consulting Group, Morgan Stanley, Goldman Sachs und einigen weiteren Ausbeuterbetrieben für ehrgeizige junge Kapitalisten. Im besten Fall konnten diese Schulen also höchstens 20 Leuten von Bain einen Studienplatz geben, nicht allen 120. Das lief darauf hinaus, dass Bain den Studenten die Chance bot, sich für 28 000 Dollar pro Jahr die Finger wund

zu arbeiten, und als Belohnung eine bestenfalls 16-prozentige Chance auf einen Studienplatz in Harvard oder Stanford versprach.

Der daraus resultierende Bewerbungsprozess an den Wirtschaftshochschulen löste bei uns allen bei Bain eine Krise aus. Wir beäugten einander wochenlang misstrauisch und überlegten, wie wir uns von den anderen abheben konnten. Ich war ganz sicher nicht besser als meine Kommilitonen. Viele hatten in Harvard, Princeton oder Yale studiert, und viele bekamen bessere Leistungsbeurteilungen von Bain als ich.

Doch dann hatte ich die zündende Idee. Meine Kommilitonen hatten vielleicht bessere Zeugnisse, aber wie viele von ihnen waren der Enkel des Vorsitzenden der Kommunistischen Partei der USA? Keiner.

Ich bewarb mich an zwei Hochschulen, Harvard und Stanford, und erzählte die Geschichte meines Großvaters. Von Harvard erhielt ich umgehend eine Absage, aber aus Stanford kam überraschenderweise eine Zusage. In jenem Jahr bekamen nur drei Mitarbeiter von Bain einen Studienplatz in Stanford, und ich war einer von ihnen.

Ende August 1987 belud ich meinen Toyota Tercel und fuhr einmal quer durchs Land nach Kalifornien. Bei meiner Ankunft in Palo Alto bog ich vom El Camino Real auf den Palm Drive ab, der direkt zum Hauptcampus von Stanford führte. Die Straße war beidseitig von Palmen gesäumt, und die Gebäude waren im spanischen Stil erbaut und hatten Terrakottadächer. Die Sonne strahlte vom blauen Himmel. Das war Kalifornien, und ich hatte das Gefühl, im Himmel angekommen zu sein.

Ich fand bald heraus, dass dies tatsächlich der Himmel war. Die Luft war sauber, der Himmel strahlend blau, und jeder Tag war für mich ein Tag im Paradies. Jeder hier hatte 80 Stunden die Woche in Ausbeuterbetrieben wie Bain geschuftet, über Tabellenkalkulationen gebrütet, war am Schreibtisch eingeschlafen und hatte jeden Spaß auf dem Altar des Erfolgs geopfert. Wir waren alle Streber, die gegeneinander um das Recht gekämpft hatten, hierherkommen zu dürfen, aber als wir das geschafft hatten, waren die Grundvoraussetzungen völlig andere. Stanford verbot den Studenten, potenziellen Arbeitgebern ihre Noten zu zeigen. Alle Personalentscheidungen wurden nur auf Grundlage von Gesprächen und Berufserfahrung getroffen. Das führte dazu, dass an dieser Hochschule statt des üblichen Wettbewerbs etwas völlig Unerwartetes vorherrschte:

Zusammenarbeit, Kameradschaft und Freundschaft. Ich merkte bald, dass man für Erfolg in Stanford keine guten Noten brauchte. Der Erfolg bestand ganz einfach darin, dass man dort war. Alles andere war nur Zuckerguss. Ich und all meine Kommilitonen verbrachten dort die zwei besten Jahre unseres Lebens.

Neben der Freude an dieser Erfahrung bestand der andere Zweck eines Studiums in Stanford darin, herauszufinden, was man nach dem Abschluss tun wollte. Vom ersten Tag an gingen meine Kommilitonen und ich fast täglich zu Informationsveranstaltungen von Unternehmen, Abendempfängen, Vorstellungsgesprächen und nahmen Einladungen zum Mittag- oder Abendessen an, um herauszufinden, welcher Job von den vielen Tausenden im Angebot der richtige war.

Ich ging zu einer gut besuchten Mittagsveranstaltung von Procter & Gamble, wo drei weibliche Marketing-Nachwuchsführungskräfte in blauen Faltenröcken und weißen Blusen mit Schleife sich im Unternehmensjargon begeistert über die vielen fantastischen Möglichkeiten ausließen, wie sie Seife verkauften.

Ich ging zu einem Cocktailempfang von Trammell Crow. Dort fühlte ich mich so fehl am Platz, dass sich mir die Zehen in den Schuhen aufstellten, während sich redegewandte, gut aussehende Texaner gegenseitig auf die Schulter klopften und über Baseball, das große Geld und Immobilienentwicklung (die Branche, in der Trammell Crow arbeitete) tratschten.

Beim Empfang von Drexel Burnham Lambert schlief ich fast ein, während ein paar Anleihehändler mit Glatze und schicken Anzügen endlos von der aufregenden Welt des Hochzinsanleihehandels in ihrem Büro in Beverly Hills schwärmten.

Und ich dachte nur: *Nein, nein und nein danke.*

Je mehr Veranstaltungen dieser Art ich besuchte, umso deplatzierter fühlte ich mich, und bei einem Vorstellungsgespräch wurde das ganz besonders deutlich. Es ging dabei um einen Ferienjob bei JP Morgan. Ich war nicht besonders scharf auf den Job, aber wie hätte ich nicht zu einem Vorstellungsgespräch bei JP Morgan gehen können, einer der Spitzenfirmen an der Wall Street?

Ich betrat einen kleinen Raum im Karrierecenter, wo mich zwei große, breitschultrige Männer mit kantigen Gesichtszügen um die 30 begrüßten. Einer war blond, der andere hatte braune Haare. Beide trugen Hemden mit Monogramm, dunkle Brooks-Brothers-Anzüge und rote Hosenträger. Der Blonde reichte mir die Hand, und ich sah an seinem Handgelenk eine teuer aussehende Rolex. Sie gaben mir jeweils eine Visitenkarte von einem kleinen Stapel auf dem Tisch. Sie hießen Jake Chip Brant III und Winthrop Higgins IV oder so ähnlich.

Sie eröffneten das Gespräch mit der absoluten Standardfrage: »Warum wollen Sie bei JP Morgan arbeiten?« Am liebsten hätte ich geantwortet: *Weil Sie mich eingeladen haben und ich einen Ferienjob brauche.* Aber ich wusste genau, dass ich das besser nicht sagen sollte. Stattdessen antwortete ich: »Weil JP Morgan die besten Merkmale einer Investment- und einer Geschäftsbank auf sich vereint und ich diese Kombination für die aussichtsreichste Erfolgsformel an der Wall Street halte.«

Hatte ich das wirklich gerade gesagt? Was zum Teufel bedeutete das überhaupt?

Chip und Winthrop gefiel meine Antwort auch nicht. Sie stellten mir noch ein paar weitere Standardfragen, die ich ähnlich einfallslos beantwortete. Zum Schluss stellte Winthrop noch eine harmlose Frage, ein letzter Versuch, doch noch einen gemeinsamen Nenner zu finden. »Bill, welchen Sport haben Sie am College betrieben?«

Das war eine einfache Frage – ich hatte am College gar keinen Sport gemacht. Ich war ein solcher Nerd, dass ich kaum Zeit zum Essen oder zum Aufs-Klo-Gehen hatte, von Sport ganz zu schweigen. »Gar keinen«, antwortete ich rundheraus. »Aber ich mag Skifahren und Wandern«, fügte ich hinzu, in der Hoffnung, diese Sportarten wären cool genug für die beiden.

Sie waren es nicht. Chip und Winthrop sagten kein Wort mehr und sahen nicht einmal mehr von dem Stapel Lebensläufe auf. Das Gespräch war zu Ende.

Beim Verlassen des Gebäudes wurde mir klar, dass diesen Typen völlig egal war, was ich gesagt hatte. Sie hatten nur herausfinden wollen, ob ich zur Unternehmenskultur von JP Morgan »passte«. Ganz offensichtlich tat ich das nicht, und das war mir ganz recht so.

Ich fühlte mich unbehaglich und machte mich niedergeschlagen auf den Weg in die Cafeteria. Dort stellte ich mich in die Warteschlange, bekam etwas zu essen, setzte mich an einen Tisch und aß geistesabwesend. Ich schluckte gerade den letzten Bissen meines Sandwichs, als mein bester Freund, Ken Hersh, hereinkam. Er trug einen Anzug, was bedeutete, dass er gerade ein Vorstellungsgespräch gehabt hatte.

»Hey Ken. Wo warst du?«, wollte ich wissen.

Er zog sich einen Stuhl heran. »Hab' mich gerade bei JP Morgan vorgestellt.«

»Echt? Hast du auch Chip und Winthrop getroffen? Wie lief's?«

Ken lachte über meine Spitznamen und zuckte mit den Schultern. »Weiß nicht genau. Es lief nicht besonders, bis ich Chip anbot, er könne meine Polopferde im Klub in den Hamptons benutzen. Danach wurde es richtig nett.« Ken grinste. Ken war ein kleiner Jude aus der Mittelschicht von Dallas in Texas, und Polopferde hatte er höchstens einmal im Logo von Ralph Lauren im Galleria-Einkaufszentrum in Dallas gesehen. »Und bei dir?«[1]

»Hey, dann werden wir ja Kollegen! Ich bekomme den Job auf jeden Fall, weil ich Winthrop angeboten habe, er könne sich mein Segelschiff im Jachtklub von Kennebunkport ausleihen.«

Weder Ken noch ich bekamen ein Jobangebot, aber von diesem Tag an nannte Ken mich Chip, und ich nannte ihn Winthrop.

Nach dem JP-Morgan-Erlebnis fragte ich mich immer wieder, warum ich mir die Zurückweisungen der Chips und Winthrops dieser Welt antat. Ich war nicht wie sie, und ich wollte nicht für sie arbeiten. Ich hatte diese Richtung in meinem Leben als Reaktion auf meine Eltern und meine Erziehung eingeschlagen, aber ich war dennoch ein Browder, daran ließ sich nicht rütteln.

Nach dieser Erkenntnis suchte ich nach Jobs, die irgendeine persönliche Bedeutung für mich hatten. Ich besuchte einen Vortrag des Chefs der Industriegewerkschaft United Steelworkers und war begeistert. Ich hörte die Stimme meines Großvaters, einem weißhaarigen Mann mit Schnurrbart, den ich in der Erinnerung in seinem Arbeitszimmer sitzen sah, umgeben von Büchern und dem alles durchdringenden süßlichen Duft von Pfeifentabak. Nach der Veranstaltung ging ich auf den Redner zu und fragte, ob er mich

für die Verhandlungen der Gewerkschaft mit ausbeuterischen Arbeitgeberfirmen einstellen würde. Er dankte für mein Interesse, sagte aber, in der Hauptverwaltung der Gewerkschaft würden nur Stahlarbeiter beschäftigt.

Davon ließ ich mich aber nicht entmutigen, sondern suchte nach anderen Aspekten im Leben meines Großvaters, die ich nachahmen konnte, und stieß dabei auf Osteuropa. Er hatte einen wichtigen Teil seines Lebens im Ostblock verbracht, und diese Erfahrung hatte ihm globale Bedeutung verschafft. Wenn mein Großvater dort seine Nische gefunden hatte, dann konnte ich das vielleicht auch.

Neben meiner Sinnsuche hatte ich auch noch einige echte Jobangebote eingesammelt für den Fall, dass meine Suche nach Utopia sich als fruchtlos erwies. Unter anderem hatte ich ein Jobangebot vom Hauptstandort der Boston Consulting Group für den Mittleren Westen in Chicago. Ich stammte aus Chicago und hatte dort bei Bain im Consulting gearbeitet, was bedeutete, dass ich alle Voraussetzungen für deren offene Stellen mitbrachte.

Aber ich wollte gar nicht zurück nach Chicago. Ich wollte die große weite Welt sehen – und vor allem wollte ich in der großen weiten Welt arbeiten (tatsächlich wollte ich Mel Gibson in *Ein Jahr in der Hölle* sein, meinem Lieblingsfilm). Die BCG lud mich und einige weitere Bewerber sogar zu einem »Verkaufstag« nach Chicago ein, um mich zur Annahme des Jobangebots zu überreden. Wir mussten ein Meeting mit strahlenden Consultants im ersten oder zweiten Jahr nach dem anderen über uns ergehen lassen, und sie alle schwärmten uns von ihrem aufregenden Leben bei der BCG vor. Es war nett, aber ich glaubte ihnen kein Wort.

Mein letztes Meeting hatte ich mit dem Niederlassungsleiter, Carl Stern. Das sollte der große Abschluss des Tages sein, der Punkt, an dem ich dem großen Chef die Hand gab, ihm überschwänglich dankte und »Ja« sagte.

Er begrüßte mich herzlich, als ich sein Büro betrat: »Nun, Bill, wie hat es Ihnen gefallen? Werden Sie bei uns anfangen? Jeder hier mag Sie.«

Ich fühlte mich geschmeichelt, konnte den Job aber auf keinen Fall annehmen. »Es tut mir wirklich leid. Ich habe mich hier sehr willkommen gefühlt, aber ich kann mir einfach nicht vorstellen, in Chicago zu leben und zu arbeiten.«

Er war ein wenig verwirrt, weil ich bei den bisherigen Gesprächen keinerlei Vorbehalte gegen Chicago geäußert hatte. »Dann wird es also nicht die BCG?«

»Nein, nicht wirklich.«

Er beugte sich vor. »In diesem Fall würde mich doch interessieren – wo würden Sie denn arbeiten wollen?«

Das war meine Chance. Wenn ich wirklich überallhin konnte, dann konnte ich genauso gut ehrlich sein. »Osteuropa.«

»Oh.« Das hatte er offensichtlich nicht erwartet. Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück und blickte an die Zimmerdecke. »Lassen Sie mich nachdenken. Ja. Sie wissen sicherlich, dass wir keine Zweigstellen in Osteuropa haben, aber es gibt jemanden in unserer Niederlassung in London, der sich auf diese Region spezialisiert hat. Er heißt John Lindquist. Wir könnten für Sie ein Treffen mit ihm arrangieren, wenn das Ihre Meinung ändern würde.«

»Das wäre möglich.«

»Großartig. Ich finde heraus, wann er Zeit hat, und wir werden das für Sie arrangieren.«

Zwei Wochen später war ich auf dem Weg nach London.

Kapitel 4

»Wir können Ihnen eine Frau besorgen, die Sie nachts warm hält«

Die Büroräume der BCG in London lagen direkt über der U-Bahn-Station Green Park auf der U-Bahn-Linie Piccadilly im Herzen des Stadtteils Mayfair. Ich meldete mich am Empfang und wurde in John Lindquists Eckbüro geführt, das aussah, als gehöre es einem zerstreuten Professor. Überall lagen Bücher und Papiere.

Ich sah auf den ersten Blick, dass John ein ungewöhnlicher Mensch war. Er war Amerikaner und sah in seinem Savile-Row-Anzug mit Hermès-Krawatte und Hornbrille aus wie eine kultivierte Version von Chip oder Winthrop. Aber er hatte auch etwas von der Unbeholfenheit eines Büchergelehrten. Doch anders als die Blaublüter bei JP Morgan hatte John eine sanfte, fast flüsternde Stimme und stellte nie direkten Blickkontakt her.

Wir machten es uns in seinem Büro bequem, und er sagte: »Die Kollegen aus Chicago haben erzählt, dass Sie in Osteuropa arbeiten wollen? Ich habe bei der BCG noch nie jemanden getroffen, der dort arbeiten wollte.«

»Ja – schwer zu glauben, aber genau das will ich.«

»Warum?«

Ich erzählte ihm die Geschichte meines Großvaters, von seiner Zeit in Moskau, dem Präsidentschaftswahlkampf nach seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten und wie er zum Gesicht des amerikanischen Kommunismus geworden war. »Ich möchte etwas ebenso Interessantes tun wie er. Etwas, das eine Bedeutung für mich als Mensch hat.«

»Einen *Kommunisten* hatten wir bei der BCG auf jeden Fall noch nie«, scherzte er und zwinkerte mir zu. Dann richtete er sich auf. »Im Moment

führen wir keine Geschäfte in Osteuropa, aber ich sage Ihnen etwas. Wenn Sie bei der BCG anfangen, dann verspreche ich Ihnen, dass der erste Auftrag aus Osteuropa Ihnen gehört. Okay?« Ich merkte schnell, dass er am Ende fast jedes Satzes okay sagte, als wäre es ein Tick von ihm.

Ich konnte nicht sagen, warum, aber ich mochte John. Ich nahm sein Angebot sofort an und wurde so zum ersten Mitarbeiter der Arbeitsgruppe Osteuropa bei der BCG.

Im August 1989 zog ich nach London und mietete mit zwei Kommilitonen aus Stanford, die ebenfalls Stellen in London antraten, ein kleines Haus in Chelsea. Am ersten Montag im September stieg ich mit Schmetterlingen im Bauch in eine Bahn der Piccadilly-Linie. Ich konnte es kaum erwarten, die Osteuropa-Aufträge für die BCG zu übernehmen.

Nur leider gab es keine Aufträge aus Osteuropa – noch nicht.

Doch eines Tages saß ich mit meinen Stanford-Kumpeln in unserem winzigen Wohnzimmer vor dem Fernseher, als die Welt sich mit einem Schlag veränderte. Es war der 10. November desselben Jahres, und die Berliner Mauer war gerade gefallen. Deutsche aus Ost und West waren mit Vorschlaghämmern und Meißeln ausgerückt und trugen die Mauer Stück für Stück ab. Wir waren Zeugen eines historischen Ereignisses. Wenige Wochen später erfasste die Samtene Revolution die Tschechoslowakei und auch hier stürzte das kommunistische Regime.

Ein Dominostein nach dem anderen fiel, bald würde ganz Osteuropa frei sein. Mein Großvater war der größte Kommunist in Amerika gewesen, und als ich die Geschehnisse beobachtete, nahm ich mir vor, der größte Kapitalist in Osteuropa zu werden.

Die erste Möglichkeit ergab sich im Juni 1990. John schaute in meinem Büro vorbei und sagte: »Hey, Bill. Sie wollten doch nach Osteuropa, oder?« Ich nickte. »Wunderbar. Die Weltbank sucht nach einem Berater für Restrukturierungsmaßnahmen in Polen – erarbeiten Sie einen Sanierungsplan für ein strauchelndes polnisches Busunternehmen dort, okay?«

»Okay, aber ich habe noch nie so einen Plan erarbeitet. Wie fange ich das an?«

»Gehen Sie zu Wolfgang. Der wird Ihnen sagen, was Sie tun müssen.«

Wolfgang. Wolfgang Schmidt. Schon bei dem Namen schauderte ich.

Wolfgang war ein Manager bei der BCG, der tagtäglich mehrere Arbeitsgruppen leitete. Für ihn zu arbeiten galt im Londoner Büro als besonders schwierig. Er war Österreicher, in den 30ern, schrie gern, zwang seine Mitarbeiter zu Nachtschichten, und er genoss es, junge Berater nach Strich und Faden fertigzumachen. Niemand wollte für ihn arbeiten.

Aber wenn ich wirklich nach Polen wollte, dann musste ich genau das tun. Sein Büro hatte ich noch nie betreten, aber ich wusste, wo es war. Jeder wusste das, wenn auch nur, um nicht aus Versehen daran vorbeizugehen.

Ich ging hin und fand eine furchtbare Unordnung vor – das Büro war übersät mit leeren Pizzaschachteln, zerknülltem Papier und stapelweise Berichten. Wolfgang saß über einen dicken Ordner gebeugt und ließ den Finger über die Seite gleiten. Auf seiner Stirn schimmerte Schweiß im Licht der Leuchtstoffröhren, und sein ungekämmtes Haar stand in verschiedenen Richtungen ab. Sein teures maßgeschneidertes Hemd hing aus der Hose, und sein nackter runder Bauch lugte an einer Seite heraus.

Ich räusperte mich.

Er neigte den Kopf in meine Richtung. »Wer sind Sie?«

»Bill Browder.«

»Und was wollen Sie? Ich bin beschäftigt.«

Ich verkniff mir die Bemerkung, dass er lieber den Saustall aufräumen sollte, den er als Büro bezeichnete. »Ich muss einen Restrukturierungsplan für ein polnisches Busunternehmen erstellen. John Lindquist hat mich zu Ihnen geschickt.«

»Na toll«, murrte er. »Okay, Browner, suchen Sie erst mal nach Berichten von BCG-Beratern, die Erfahrung mit Lkw-, Bus- oder Autofirmen haben – alles, was Sie für relevant halten. So viel Sie finden.«

»Soll ich die dann Ihnen bringen …«

»Machen Sie’s einfach!« Er wandte sich wieder seinem Ordner zu und las weiter.

Ich verließ sein Büro und ging in die Bibliothek. Beim Durchblättern der Berichte wurde mir klar, warum die BCG international einen hervorragenden

Ruf hatte. Im Unternehmen gab es für jede Branche und jeden Teil der Welt einen Experten mit Erfahrung. Ein Beraterteam im Büro in Cleveland bestand aus Experten für die Automobilherstellung; eine Gruppe in Tokio arbeitete an der Umsetzung von fertigungssynchronem Bestandsmanagement für japanische Autofirmen; und einige Berater in Los Angeles hatten sich auf Unternehmensforschung spezialisiert. Ich fotokopierte diese Berichte und kehrte schnell zu Wolfgangs Büro zurück.

»Schon wieder da, Brower?«

»Browder. Ich heiße eigent …«

»Ja, ja. Es gibt noch ein paar andere polnische Aufträge – die Typen, die dafür die Angebote erstellen, werden Ihnen sagen, was Sie tun müssen. Ich habe dafür keine Zeit. Und jetzt verschwinden Sie.« Wolfgang wedelte mit der Hand Richtung Tür, um mir klarzumachen, dass ich gehen sollte.

Ich fand die anderen Berater, und sie waren glücklicherweise mehr als bereit, mir zu helfen. In den folgenden Wochen stellten wir Zeit- und Arbeitspläne auf und trugen weitere Informationen darüber zusammen, was für ein großartiges Unternehmen die BCG war. Am Ende waren die Präsentationen eine derart perfekte und runde Sache, dass wir damit den Auftrag einfach kriegen mussten. Wir übergaben sie John Lindquist. Er reichte sie bei der Weltbank ein, und wir warteten.

Zwei Monate später kam Wolfgang in mein Büro. Er sah ungewöhnlich fröhlich und ordentlich aus. »Bill, packen Sie Ihre Koffer. Sie fliegen nach Polen.«

»Wir haben den Auftrag?«

»Allerdings. Aber jetzt fängt die eigentliche Arbeit erst an.«

Das war aufregend. »Soll ich die Experten anrufen, die wir im Angebot genannt haben, damit sie auch nach Polen kommen?«

Wolfgang runzelte die Stirn. »Wovon reden Sie denn da? Selbstverständlich nicht. Sie werden allein fliegen und den Fall bearbeiten.« Er schlug mit der Hand an den Türrahmen, drehte sich um und stampfte von dannen.

Ich konnte es nicht fassen. In dem Angebot hatte ich all diese beeindruckenden Leute genannt, und die Polen bekamen nur mich? Ein

Anfänger im ersten Jahr, der nicht die geringste Ahnung von Bussen oder vom Wirtschaftsleben hatte? Ich war entsetzt, behielt meine Bedenken aber für mich. Das war mein Traumjob. Ich musste mir einfach auf die Zunge beißen und dafür sorgen, dass es funktionierte.

Ende Oktober 1990, fast ein Jahr nach dem Fall der Berliner Mauer, stiegen John, Wolfgang, zwei weitere junge Kollegen und ich in ein Flugzeug der staatlichen polnischen Fluggesellschaft LOT nach Warschau. Dort wurden wir von vier Mitarbeitern der Weltbank und zwei Angestellten von Autosan, dem Busunternehmen, das wir vor dem Bankrott bewahren sollten, erwartet. Wir holten unser Gepäck und fuhren dann in einem Autosan-Bus zur Firmenzentrale in Sanok.

Es war eine lange Fahrt. Jenseits der Stadtgrenzen von Warschau fuhren wir durch die herbstliche Landschaft Polens; es war sehr malerisch, aber auch ein wenig bedrückend. Das kommunistische Regime in Polen war erst kurz zuvor zusammengebrochen, und die Bedingungen vor Ort waren härter, als ich erwartet hatte. Man fühlte sich in das Jahr 1958 zurückversetzt. Die Autos waren uralt. Am Straßenrand fuhren Pferdewagen. Die Bauernhöfe waren baufällig, und die Wohnhäuser in den Städten – jene allgegenwärtigen Betonblöcke nach sowjetischem Vorbild – verfielen. Die Polen hatten mit Lebensmittelknappheit, Hyperinflation und Stromausfällen zu kämpfen, und auch vieles andere funktionierte nicht.

Dennoch saß ich in dem rumpelnden Bus, die Stirn an die Scheibe gepresst, und dachte: *Ich will nirgendwo anders sein.* Die Zukunft lag völlig offen vor mir, voller Möglichkeiten.

Sechs Stunden später erreichten wir Sanok, eine Kleinstadt mit weniger als 50 000 Einwohnern im hügligen und bewaldeten Südosten Polens. Bis zur ukrainischen Grenze waren es nur zehn Meilen. Wir fuhren zur Firmenkantine von Autosan, wo uns ein Bankett mit der Firmenleitung von Autosan und einigen Vertretern der Weltbank erwartete. Keiner der Gäste rührte das Essen auch nur an – fettige Schweinekoteletts, verkochte Kartoffeln und ein Gelee mit Stückchen aus Schweinefleisch. Zusätzlich zu dem unappetitlichen Essen wurde auch noch der Geruch nach industriellen Lösungsmitteln von der nahen Fabrik herübergeweht. Ich hatte den Eindruck, dass jeder, der nicht aus Sanok stammte, dort so schnell wie möglich wieder wegwollte. Doch so schnell ließ uns die Firmenleitung des

Busunternehmens nicht gehen. Bis in den späten Abend gaben sie Trinksprüche und Anekdoten zum Besten. Um Viertel nach elf wurde endlich der Kaffee serviert, das Team der Weltbank erhob sich prompt, verabschiedete sich und fuhr mit dem Bus nach Rzeszów, der nächstgelegenen Stadt mit einem anständigen Hotel.

Meine BCG-Kollegen warteten, bis das Weltbank-Team außer Sicht war, und verabschiedeten sich dann ebenfalls. Sie gingen hinaus, und Wolfgang überredete zwei Taxifahrer, sie noch in derselben Nacht die ganzen sechs Stunden zurück nach Warschau zu fahren.

Nur ich blieb zurück – ein 26-Jähriger mit MBA und einem Jahr Berufserfahrung als Consultant –, um das Unternehmen vor dem Untergang zu retten.

Nach dem Kaffee verabschiedete auch ich mich von der Firmenleitung, die nicht zu begreifen schien, dass ich im Vergleich zu all den Menschen, die gerade weggefahren waren, ein Niemand war. Man brachte mich zum Hotel Turysta, das für die nächsten Monate mein Zuhause sein würde.

Das Turysta war ein muffiges vierstöckiges Betongebäude, ein paar Häuserblocks vom Fluss San entfernt. Einen Aufzug gab es nicht, und so musste ich die Treppe nehmen. Der Flur war eng und schlecht beleuchtet, mein Zimmer war winzig. An den beiden Seitenwänden des korridorähnlichen Raums standen zwei Einzelbetten. Nur zwischen den beiden Betten gab es etwas Platz. Über einem Bett war ein Schwarz-Weiß-Fernseher mit einem 13-Inch-Bildschirm an die Wand geschraubt. Ein einfacher, billiger Nachttisch war zwischen die Betten geklemmt, auf dem eine einzelne Lampe stand. Über der Lampe gab ein kleines Fenster den Blick auf ein unbebautes Grundstück frei.

Es war nicht das Vier Jahreszeiten, aber ich war so aufgeregt, endlich in Polen zu sein, dass es mir egal war.

Ich überprüfte, ob das Plastiktelefon mit Wählscheibe tatsächlich funktionierte, aber ich bekam nur eine Leitung zu der mütterlichen Frau am Empfang, die kein Wort Englisch sprach. Ich packte meinen Koffer aus und stopfte meine Kleidung in den Schrank. Im Zimmer war es kalt und die Heizung funktionierte nicht, daher zog ich meinen Parka an, den ich für den bevorstehenden Winter mitgebracht hatte. Ich schaltete den Fernseher ein –

es gab nur drei Kanäle, alle auf Polnisch. Auf einem Kanal kamen Nachrichten, auf dem zweiten kam Fußball und auf dem dritten irgendeine Sendung über Schafe. Ich schaltete den Fernseher wieder aus und drehte am Regler des Kurzwellenradios herum, das ich mitgebracht hatte, fand aber nichts und gab schließlich auf.

Ich legte mich ins Bett und versuchte zu schlafen, aber es war einfach zu kalt. Ich klopfte auf die Heizung und drehte am Ventil, das in Bodennähe angebracht war, aber die Heizung wurde nicht warm. Normalerweise hätte ich jetzt am Empfang angerufen, aber angesichts der Sprachbarriere hätte das nichts gebracht. Ich zog noch ein paar Kleidungsstücke aus dem Schrank, zog die Decken von dem anderen Bett und kroch darunter. Doch auch das half nicht, obwohl ich immer noch meinen Parka trug. Ich wälzte mich die ganze Nacht im Bett hin und her und schlief kaum. Bei Sonnenaufgang ging ich duschen in der Hoffnung, mich wenigstens so etwas aufwärmen zu können. Doch das Wasser wurde auch nach längerem Warten nur lauwarm.

Ich gab den Plan mit der Dusche auf, zog mich an und ging in das kleine Restaurant des Turysta, wo ich mich mit meinem Übersetzer treffen wollte. Ein schlanker Mann in einem schlecht sitzenden, grauen Polyesteranzug sprang sofort auf, als ich eintrat. Er klemmte sich eine zusammengerollte Zeitung unter den Arm und streckte mir seine Hand entgegen: »Mr. William?«

Ich ergriff seine Hand. »Ja. Das bin ich.«

»Hallo. Mein Name ist Leschek Sikorski!«, stellte er sich enthusiastisch vor.

Leschek war ein paar Jahre älter und ein wenig größer als ich, hatte hellbraunes Haar, leuchtend grüne Augen und einen ordentlich gestutzten Bart. Unter anderen Umständen hätte man ihn als gut aussehend bezeichnen können, aber der schlechte Anzug – und die schiefen Zähne – machten diese Möglichkeit zunichte.

»Bitte, setzen Sie sich.« Leschek deutete auf einen Stuhl. »Wie war Ihr Schlaf?«, fragte er und schrie am Satzende fast.

»Ehrlich gesagt, kalt. Die Heizung wurde nicht warm.«

»Ja. Die wird erst beim offiziellen Winterbeginn eingeschaltet!« Das

letzte Wort schrie er wieder. Er sprach derart unnatürliches Englisch, dass er es von einem Berlitz-Kurs auf Kassette gelernt haben musste.

Die Kellnerin kam und schenkte mir eine Tasse Tee ein, während Leschek etwas auf Polnisch zu ihr sagte. Sie verschwand und ich fragte: »Was haben Sie zu ihr gesagt?«

»Sie soll Ihnen das Frühstück bringen.«

»Gibt es eine Frühstückskarte?«

»Nein, nein. Nur ein Frühstück!«

Wenige Minuten später wurde das Frühstück gebracht: verkochte Würstchen und ein seltsamer polnischer Schmelzkäse. Ich war so hungrig, dass ich alles hinunterwürgte.

Leschek aß pflichtbewusst sein eigenes Frühstück, schien weder angewidert noch begeistert. Plötzlich fragte er, den Mund voller Frühstück: »Sie sind aus London, ja?«

»Das stimmt.«

Ein Grinsen breitete sich auf seinem Gesicht aus. »Dann muss ich Sie um Gefallen bitten.« Er senkte die Stimme und flüsterte: »Können Sie mich mit Samantha Fox bekannt machen?« Samantha Fox war eine vollbusige englische Popsängerin, die ihre Karriere als Oben-ohne-Model von Seite drei in der britischen Boulevardzeitung *Sun* begonnen hatte.

Ich sah Leschek amüsiert an. »Leider nicht. Ich kenne sie nämlich nicht.«

Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück und sah mich ungläubig an. »Aber Sie müssen sie kennen. Sie kommen aus London.«

»Leschek, ich würde Ihnen gern helfen, aber in London leben sieben Millionen Menschen.« Ich wollte nicht unhöflich sein, aber das war einfach lächerlich. Wie sollte ich ein strauchelndes Busunternehmen retten, wenn meine Hauptverbindung zur Außenwelt dieser seltsame Typ mit einer Vorliebe für ein Oben-ohne-Model aus England war?

Nach dem Frühstück verließen Leschek und ich das Hotel und zwängten uns in den winzigen roten Polski Fiat, den das Busunternehmen mir während meines Aufenthalts zur Verfügung stellte. Nach mehreren Versuchen sprang der Motor stotternd an. Leschek wies mir lächelnd den Weg zur

Firmenzentrale von Autosan, einem siebenstöckigen, weißen Betonbau in der Nähe des Flusses. Wir parkten, und auf dem Weg in die Lobby fiel mir wieder der unangenehme Geruch von industriellen Lösungsmitteln auf, den ich beim Abendessen in der vergangenen Nacht bereits bemerkt hatte. Leschek und ich fuhren mit dem Aufzug ins oberste Stockwerk und fanden schließlich das Büro des Geschäftsführers. Der Mann stand im Türrahmen wie ein Bollwerk – seine breiten Schultern nahmen fast den gesamten Raum ein –, über seinem strahlenden Lächeln hing ein dicker Schnurrbart. Er war wahrscheinlich doppelt so alt wie ich und hatte sein ganzes Berufsleben bei Autosan gearbeitet. Ich ging auf ihn zu, und er hielt mir seine Arbeiterhand mit dicken Fingern hin. Ich ergriff sie, und er drückte sie so stark, dass ich das Gefühl hatte, meine kleine Hand stecke in einer Schraubzwinge fest.

Er führte Leschek und mich in sein Büro und begann, in schnellem Polnisch zu sprechen. »Willkommen in Sanok«, übersetzte Leschek über den Redeschwall des Geschäftsführers hinweg. »Er fragt, ob Sie mit einem Glas Brandy auf Ihre Ankunft anstoßen wollen?«

»Nein, danke«, antwortete ich unbeholfen und fragte mich, ob ich einen kulturellen Fauxpas beging, wenn ich um 10.00 Uhr morgens hochprozentigen Alkohol ablehnte.

Der Geschäftsführer wiederholte daraufhin wortreich noch einmal, wie sehr er sich freue, dass ich hier war. Er erklärte, Autosan sei der bedeutendste Arbeitgeber in Sanok. Wenn das Unternehmen unterging, dann würde auch die Stadt untergehen. Er und alle anderen Mitarbeiter bei Autosan glaubten, dass die BCG – und damit ich – sie alle vor dem finanziellen Ruin bewahren würde. Ich versuchte, ernst zu bleiben, und nickte nur. Ich wollte Zuversicht vermitteln, aber in Wirklichkeit erschreckte mich die Tragweite meiner Verantwortung.

Am Ende seiner kleinen Ansprache fragte er: »Mr. Browder, bevor Sie sich an die Arbeit machen, muss ich Sie fragen – können wir irgendetwas tun, um Ihren Aufenthalt in Sanok angenehmer zu machen?«

Mir war die Wärme in dem Büro sofort aufgefallen, als wir es betreten hatten, vor allem nach meiner unruhigen Nacht in dem eisigen Zimmer. Ich bemerkte ein leise summendes Raumheizgerät in der Ecke, das in einem heimeligen Orangeton leuchtete. Ich beäugte es und fragte nervös: »Könnte ich vielleicht ein Heizgerät wie das hier für mein Zimmer bekommen, Sir?«

Ich wartete gespannt, bis Leschek übersetzt hatte. Dann grinste der Geschäftsführer breit. Er zwinkerte mir mit geröteten Wangen zu und verkündete: »Mr. Browder, wir können Ihnen noch etwas Besseres anbieten. Wir können Ihnen eine Frau besorgen, die Sie nachts warm hält!«

Ich starrte verlegen auf meine Schuhe und stammelte: »N-nein danke. Ein Heizgerät reicht mir völlig.«

Ich machte mich umgehend an die Arbeit, und die erste Woche in Polen war der größte Kulturschock meines Lebens. Alles in Sanok – die Gerüche, die Sprache, die Sitten – war anders. Aber die größte Herausforderung für mich war das Essen. Das einzige verfügbare Fleisch war Schweinefleisch, und das gab es praktisch immer. Würstchen zum Frühstück, Schinkenbrote zum Mittagessen, Schweinekoteletts zum Abendessen – und das jeden Tag. Obst oder Gemüse gab es nicht. Hühnchen war eine Delikatesse. Vor allem aber wurde jede Mahlzeit in einer schweren Soße ertränkt, als sei sie eine magische Zutat, die alles andere essbar machte. Nur funktionierte das nicht.

Am fünften Tag war ich am Verhungern. Ich musste etwas unternehmen und beschloss, nach Warschau zu fahren und im Marriott einzuchecken, um endlich wieder richtiges Essen zu bekommen. Nach meiner Ankunft brachte ich nur meinen Koffer ins Zimmer und ging dann sofort ins Restaurant. Noch nie hat mich ein Hotelbüfett so glücklich gemacht. Ich häufte Salat, Brathähnchen, Rinderbraten, Käse und Baguette auf meinen Teller und aß wie ein Verrückter. Danach holte ich mir einen Nachschlag – und noch einen. Ich wollte mir gerade einen Nachtisch holen, als es in meinem Bauch zu rumoren begann. Ich musste sofort eine Toilette aufsuchen, sonst würde es böse enden.

Ich eilte so schnell wie möglich Richtung Herrentoilette, doch in der Lobby stand plötzlich Wolfgang Schmidt vor mir.

»Browner! Was zum Teufel machen Sie in Warschau?«, wollte er wissen.

Ich war so überrascht ihn zu sehen, dass mir keine Antwort einfiel. »Ich – ich dachte, an einem Freitagabend …«

»Freitagabend?«, bellte er. »Wollen Sie mich verarschen? Sie bewegen Ihren Hintern sofort zurück nach Sanuk …«

»Sanok«, korrigierte ich ihn und trat nervös von einem Fuß auf den anderen.

»Das ist mir scheißegal. Sie fahren sofort zurück und vertiefen am Wochenende den Kontakt zum Klienten. So funktioniert das in der Branche.«

Die Blähungen in meinem Bauch waren so stark, dass ich Wolfgang kaum hörte. »Okay. Ich fahre zurück. Es tut mir leid. Wirklich.« Die Toiletten waren schon ganz nah, und die Zeit wurde knapp.

»Na gut, Browner.« Als er endlich zur Seite trat, rannte ich, so schnell ich konnte, zur Toilette.

Nach der Begegnung mit Wolfgang war ich so eingeschüchtert, dass ich mich nie wieder nach Warschau wagte. Stattdessen fuhr ich an den Wochenenden mit meinem kleinen Polski Fiat durchs Land auf der Suche nach Essen. Ich hielt bei kleinen Restaurants an und deutete dort, da ich kein Wort Polnisch konnte, aufs Geratewohl auf drei oder vier Einträge auf der Speisekarte in der Hoffnung, dass eines der Gerichte essbar war. Ich hoffte vor allem auf Hühnchen, und bekam es manchmal auch. Der Kurs des polnischen Zloty war so niedrig, dass mich jedes Gericht umgerechnet nur 45 Cent kostete, und ich mir dieses Vorgehen problemlos leisten konnte. Es machte Spaß, aus Sanok herauszukommen, aber so weit ich auch fuhr, das Essen war grundsätzlich furchtbar. Nach acht Wochen Aufenthalt hatte ich mehr als sechs Kilogramm Gewicht verloren.

Die Ernährungssituation war nur eines von vielen Anzeichen dafür, wie schlecht die Dinge in Polen standen. Autosan war eine einzige Katastrophe und stand kurz vor dem Aus. Nach der wirtschaftlichen »Schocktherapie«, die nach dem Fall des Kommunismus eingeleitet wurde, hatte die polnische Regierung alle Bestellungen für Autosan-Busse storniert. Das Unternehmen hatte dadurch 90 Prozent seiner Umsätze eingebüßt und musste entweder eine völlig neue Kundenbasis erschließen oder dramatische Einsparungen vornehmen.

Neue Kunden zu finden war zu jener Zeit nahezu unmöglich, weil Autosan die schlechtesten Busse der Welt herstellte. Das Unternehmen musste jede Menge Leute entlassen, wenn es den Bankrott vermeiden wollte. Eine andere echte Lösung gab es nicht. Andererseits hing die ganze Stadt wirtschaftlich von diesem Unternehmen ab. Entlassungen waren also das Letzte, was man dort brauchte – und ich hätte alles lieber getan, als es ihnen zu sagen. Bei dem Gedanken wurde mir übel, und meine romantischen Vorstellungen von

einer wirtschaftlichen Tätigkeit in Osteuropa lösten sich schnell in Luft auf. Ich wollte diesen Menschen nicht schaden, und ich fürchtete mich davor.

Drei Wochen vor Weihnachten traf ich Leschek, wie üblich, zum Frühstück. Ich vermied inzwischen lächerliche Samantha-Fox-Gespräche, indem ich einfach schwieg, und er respektierte das. Trotz unseres holprigen Starts hatte sich Leschek als ehrlich und hilfsbereit erwiesen. Wir hatten zwei Monate lang jeden Tag miteinander verbracht, und inzwischen mochte ich ihn. Es würde seine Aufgabe sein, meine düsteren Empfehlungen für die Geschäftsleitung von Autosan zu übersetzen, und das tat mir leid. Und wenn ich Sanok schließlich verließ, würde ich ihn vermissen.

An jenem Morgen stocherte ich an einigen Stückchen Schweinswürstchen herum und warf einen Blick über den Tisch auf Lescheks Zeitung. Er schien die Kontaktanzeigen zu lesen, aber dann sah ich genauer hin. In kleinen Kästchen standen Zahlen – Finanzkennzahlen – umgeben von Worten, die ich nicht lesen konnte.

Ich lehnte mich vor und fragte: »Leschek, was sind das für Zahlen?«

»Das sind die ersten polnischen Privatisierungen!«, verkündete er stolz.

Ich hatte gehört, dass Polen die ehemaligen Staatsbetriebe privatisierte, aber ich war so vertieft in die Autosan-Sache gewesen, dass ich nicht weiter darauf geachtet hatte. »Das ist interessant … Was bedeutet diese Zahl?« Ich zeigte auf eine Ziffer ganz oben auf der Seite.

»Das ist der Aktienkurs.«

»Und die hier?«

»Der Gewinn im letzten Jahr.«

»Was ist mit der hier?«

»Die Anzahl der Aktien, die angeboten werden.«

Ich überschlug die Zahlen schnell im Kopf. Das Unternehmen hatte einen Aktienwert von 80 Millionen Dollar, hatte im Vorjahr aber 160 Millionen Dollar Gewinn gemacht. Das bedeutete, dass die polnische Regierung das Unternehmen für die Hälfte der Vorjahreseinnahmen verkaufte! Ich war sprachlos. In einfachen Worten ausgedrückt bedeutete das, dass man, wenn man in dieses Unternehmen investierte und sechs Monate lang im Geschäft blieb, praktisch seine Investition zurückbekam.

Ich stellte dieselben Fragen immer wieder, um sicherzugehen, dass ich nichts falsch verstanden hatte – aber es stimmte. Das war *extrem* interessant. Wir spielten dasselbe Spielchen noch mit einigen anderen Unternehmen in der Zeitung, mit ähnlichen Ergebnissen.

Ich hatte in meinem ganzen Leben noch keine einzige Aktie gekauft, aber in der Nacht konnte ich im Bett an nichts anderes denken als an die polnischen Privatisierungen. Ich dachte mir: *Ich muss das machen. Bin ich nicht genau dafür auf die Wirtschaftsschule gegangen?*

Meine gesamten Ersparnisse beliefen sich damals auf 2000 Dollar. Ich ließ mir von John Lindquist bestätigen, dass ich mit dem Kauf der Aktien gegen keine Vorschriften verstieß, und beschloss dann, all mein Geld in diese Privatisierungen zu investieren. Ich bat Leschek um Hilfe. In der Mittagspause gingen wir zur örtlichen Sparkasse, tauschten mein Geld in polnische Zloty um und gingen dann zur Post, um einen Zeichnungsschein für die Privatisierungen auszufüllen. Das war gar nicht so einfach, und Leschek musste viermal zum Kassierer gehen und fragen, wie man die detaillierten Formulare ausfüllen musste. Aber am Ende hatte ich für die allerersten Privatisierungen in Osteuropa gezeichnet.

Mitte Dezember kehrte ich nach London zurück, um mich für die Abschlusspräsentation für Autosan und die Weltbank vorzubereiten, die nach den Weihnachtsfeiertagen stattfinden sollte. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Meine Analyse zeigte, dass das Unternehmen einen Großteil der Arbeitskräfte feuern musste, wenn es überleben wollte. Aber ich hatte so viel Zeit mit diesen Menschen verbracht und wusste, dass Massenentlassungen ein schwerer Schlag für sie wären. Bei einigen wusste ich nicht, wie sie überleben würden. Ich dachte an Leschek und seine Großfamilie, und ich dachte an die Entbehrungen, unter denen sie jetzt schon litten. Ich musste Entlassungen empfehlen, aber ich wollte den Schock etwas abmildern. Ich beschloss, die Entlassungen in unserem Bericht als eine von mehreren möglichen »strategischen Optionen« darzustellen, und hoffte, dass die Regierung sich für die andere Option entschied und Autosan weiterhin subventionierte.

Doch Wolfgang wurde wütend, als ich ihm die »abgeschwächte« Präsentation in London zeigte.

»Was soll der Scheiß?«

»Das sind ihre Optionen.«

»Sind Sie dämlich? Die haben keine anderen verdammten Optionen. Die müssen alle entlassen, Browder.« Er führte sich auf wie ein Riesenarschloch, aber zumindest hatte er meinen Namen richtig gesagt.

Wolfgang zwang mich, die anderen strategischen Optionen alle herauszunehmen. Danach musste ich die Präsentation an einen anderen Berater übergeben, der die Analyse korrigierte. Am Ende empfahl die BCG die Entlassung der allermeisten Mitarbeiter bei Autosan.

Wir kehrten nach Sanok zurück, und Wolfgang bestand darauf, dass ich die Präsentation unserer Ergebnisse leitete. Die BCG, die Weltbank und die komplette Geschäftsleitung von Autosan versammelten sich im größten Konferenzraum des Unternehmens. Das Licht wurde gedimmt, und ich startete den Projektor. Die Folien lagen bereit. Als Erstes legte ich die Übersichtsfolie mit der Gesamtzahl der Entlassungen auf und hörte, wie mein Publikum nach Luft schnappte. Dann beschrieb ich die empfohlenen Entlassungen für die einzelnen Abteilungen. Leschek übersetzte das alles nervös. Mit jeder neuen Folie wurde der Schock weniger und die Wut größer. Immer mehr von dem, was ich sagte, wurde infrage gestellt. Die Vertreter der Weltbank blickten hilfesuchend zu John und Wolfgang hinüber, aber die beiden vermieden es, unsere Klienten anzusehen, und sagten kein Wort. Am Ende der Präsentation starrten mich alle Anwesenden wütend an. Der Geschäftsführer war auffallend schweigsam und beäugte mich voller Enttäuschung.

Für ihn war ich der Ritter in glänzender Rüstung gewesen, der Autosan retten sollte, doch jetzt war ich nur noch ein Verräter. Ich spürte eine Mischung aus Wut, Selbstzweifeln und Erniedrigung. Vielleicht war Osteuropa doch nicht der richtige Ort für mich.

Ich verließ Polen mit der Überzeugung, dass ich Firmenconsulting hasste.

In den folgenden Monaten dachte ich oft an Autosan und fragte mich, was geschehen war und ob ich irgendetwas hätte anders machen können. Eine Kommunikation mit dem Unternehmen war nahezu unmöglich, aber später erfuhr ich, dass die polnische Regierung die Empfehlungen der BCG komplett ignoriert hatte und Autosan weiter subventionierte. Normalerweise hoffen Berater, dass ihre Ratschläge befolgt werden, aber ich freute mich unglaublich, dass meine ignoriert worden waren.

Danach waren meine kleinen Aktienbestände, die ich regelmäßig überprüfte, meine einzige Verbindung zu Polen. Nach meiner Abreise aus Sanok stiegen die Kurse stetig an. Mit jedem Prozentpunkt mehr war ich noch ein Stück überzeugter davon, dass ich meine Berufung gefunden hatte.

Ich wollte ein Investor bei den Privatisierungen in Osteuropa werden, und wie sich herausstellte, lag ich damit goldrichtig. Im folgenden Jahr verdoppelte sich der Wert meiner Investitionen, und danach verdoppelte er sich noch einmal. Am Ende waren sie fast das Zehnfache wert. Das Gefühl, wenn man auf einen solchen »Ten Bagger« stößt, ist die Finanzversion des Crackrauchens. Wenn man es einmal gemacht hat, will man es immer und immer wieder machen, so oft man nur kann.

Kapitel 5

Das tschechische Stehaufmännchen

Ich wusste endlich genau, was ich mit meinem Leben anfangen wollte – nur wollte ich in einen Bereich, der noch gar nicht wirklich existierte. Der Eiserne Vorhang war zwar gefallen, aber kein Mensch investierte auch nur einen Cent in Osteuropa. Ich wusste, dass sich das irgendwann ändern würde, aber bis dahin bestand meine beste Option darin, bei der BCG zu bleiben – wenn sie mich denn ließ.

Nach meiner Rückkehr aus dem Fiasko in Sanok verhielt ich mich so unauffällig wie möglich und hoffte, dass Wolfgang nicht um meine Entlassung gebeten hatte. Zu meiner großen Erleichterung hatte er entweder zu viel anderes im Kopf oder er hatte mich vergessen. Jedenfalls flatterte kein blauer Brief in mein Büro. Ende Januar 1991 fragte John Lindquist an, ob ich einen Artikel mit ihm zusammen schreiben wolle, und da wusste ich endlich, dass ich außer Gefahr war. Wenn ich auf der Abschussliste stünde, würde wohl kaum einer der Toppartner im Unternehmen einen Artikel mit mir schreiben wollen.

Er dachte dabei an einen Beitrag über Investitionen in Osteuropa, und wir würden ihn bei der Fachzeitschrift *Mergers & Acquisitions Europe* einreichen. Ich erkundigte mich über die *M&A Europe* und fand heraus, dass sie nur eine winzige Auflage hatte. Aber das war mir egal. Ich würde jede Möglichkeit nutzen, um mich als Experte für Investitionen in der Region zu etablieren.

Für den Artikel las ich alles, was ich in die Finger bekam. Ich arbeitete mich durch mehr als 200 Presseberichte und fand schnell heraus, dass im vergangenen Jahrzehnt weniger als 20 Investitionen im Ostblock getätigt worden waren. Am häufigsten investiert (mit drei der 20 Deals) hatte der Exzentriker Robert Maxwell, ein 160 Kilogramm schwerer britischer

Milliardär, der ursprünglich aus der Tschechoslowakei stammte.

Ich hoffte, durch ein Interview mit jemandem in Maxwells Organisation Eindruck bei John schinden zu können. Daher rief ich bei Maxwells Pressebüro an, erwähnte den Artikel, und überraschenderweise wurde ich zu einem Treffen mit dem stellvertretenden Vorstandsvorsitzenden der Maxwell Communications Corporation (MCC), Jean-Pierre Anselmini, eingeladen. Anscheinend kannte dort niemand die *M&A Europe*.

Eine Woche später betrat ich das Maxwell House, ein modernes Gebäude an der New Fetter Lane zwischen Fleet Street und Holborn Circus. Ich traf Anselmini, einen freundlichen, Englisch sprechenden Franzosen Ende 50, in seinem mondänen Büro.

Wir machten etwas Small Talk, während ich meine Papiere vor mir ausbreitete. Doch noch bevor ich meine erste Frage stellen konnte, deutete Anselmini auf meine Arbeitsblätter und fragte: »Was ist das?«

»Das ist meine Liste der Osteuropa-Investitionen«, antwortete ich, erfreut, dass ich mich so gut vorbereitet hatte.

»Darf ich die mal sehen?«

»Selbstverständlich.« Ich schob das Blatt über den Tisch zu ihm hin.

Er sah es sich genau an und erstarrte. »Mr. Browder, welcher Journalist erstellt eine Liste mit Fusionen und Übernahmen?« Mir war nie der Gedanke gekommen, dass ich für dieses Treffen zu gut vorbereitet sein könnte. »Was genau ist das für eine Zeitschrift, für die Sie arbeiten?«

»Na ja, ich arbeite nicht direkt für eine Zeitschrift. Genauer gesagt arbeite ich für die Boston Consulting Group. Ich schreibe diesen Artikel auf freiberuflicher Basis, weil mich Investitionen in Osteuropa faszinieren.«

Er lehnte sich zurück und sah mich stirnrunzelnd an. »Was interessiert Sie so sehr an Osteuropa?«

Ich erzählte ihm, wie aufregend ich es fand, als Investor bei den allerersten Privatisierungen in Polen beteiligt zu sein, ich erzählte von Autosan und meinen beruflichen Ambitionen als Investor im Ostblock.

Als Anselmini sicher war, dass ich weder Maxwell noch sein Unternehmen ausspionieren wollte, entspannte er sich. »Wissen Sie was? Ihr Besuch hier könnte sich als großer Glücksfall erweisen.« Er strich sich übers

Kinn. »Wir sind gerade dabei, einen neuen Investmentfonds einzurichten, die Maxwell Central and East European Partnership. Und dafür suchen wir Menschen wie Sie. Haben Sie Interesse?«

Und ob ich hatte. Ich versuchte vergeblich zu verbergen, wie interessiert ich war, und verließ das Gebäude mit einem Vorstellungstermin im Kalender.

In den nächsten beiden Wochen sprach ich mit jedem, der wusste, wie es war, für Robert Maxwell zu arbeiten. Ihm gehörte das Boulevardblatt *Daily Mirror*, und er galt nicht nur als exzentrisch, sondern auch als herrisch, reizbar und völlig unausstehlich – daher hatte ich Bedenken.

Ich spürte eine ehemalige BCG-Beraterin namens Sylvia Greene auf, die für Maxwell gearbeitet hatte, und rief sie an.

Auf die Frage, was sie mir raten würde, schwieg sie lange und meinte dann: »Ich will offen mit Ihnen sein, Bill – wenn Sie tatsächlich zu Maxwell gehen, haben Sie komplett den Verstand verloren.«

»Warum?«

»Weil Robert Maxwell ein Monster ist. Er schmeißt die ganze Zeit alle Leute raus.« Bei diesem Satz schwang Gefühl mit, als wäre auch sie von ihm gefeuert worden.

»Das ist nicht sehr ermutigend.«

Pause.

»Nein, ist es nicht. Ich könnte Ihnen viele Geschichten erzählen, aber eine besonders dramatische hat sich herumgesprochen. Vor etwa sechs Monaten saß Maxwell in seinem Privatjet in Tampa, Florida. Das Flugzeug rollte gerade zur Startbahn, und er verlangte von seiner Assistentin einen Stift, um einige Dokumente zu unterschreiben. Doch statt seines üblichen Montblanc-Füllers reichte sie ihm einen Kugelschreiber, und er flippte völlig aus. Er wollte wissen, wie sie so blöd sein konnte, ihm den falschen Stift zu reichen. Darauf hatte sie keine Antwort, und er feuerte sie auf der Stelle. Sie wurde auf dem Rollfeld ausgesetzt. Diese arme, kleine, 26-jährige Sekretärin aus Essex musste selbst zusehen, wie sie wieder nach London zurückkam.«

Ich spürte drei weitere ehemalige Maxwell-Angestellte auf und hörte drei ebenso ungeheuerliche wie anschauliche Anekdoten, die eines gemeinsam

hatten: Jedes Mal wurde jemand gefeuert. Ein befreundeter Banker bei Goldman Sachs erzählte: »Die Wahrscheinlichkeit, dass du dort ein Jahr durchhältst, liegt bei null, Bill.«

Vor dem Vorstellungsgespräch ließ ich mir all diese Geschichten noch einmal durch den Kopf gehen, aber sie schreckten mich nicht ab. Dann wurde ich eben gefeuert. Na und? Ich hatte einen MBA von Stanford und die BCG im Lebenslauf stehen. Damit würde ich auf jeden Fall einen neuen Job finden, falls ich es musste.

Ich ging zu dem Vorstellungsgespräch, und danach noch zu zwei weiteren. Wenige Tage nach dem letzten Gespräch bot man mir die Stelle an, und entgegen allen Warnungen akzeptierte ich das Angebot.

Im März 1991 trat ich meinen neuen Job an. Ich verdiente jetzt mehr und suchte mir eine eigene Wohnung, ein süßes kleines Häuschen in Hampstead, im Nordwesten Londons. Von dort ging ich jeden Tag eine enge Straße entlang zur U-Bahn-Station Chancery Lane auf der Northern-Linie und fuhr zum Maxwell House. Das Gebäude verfügte über einen von nur zwei Helikopterlandeplätzen auf dem Dach in ganz London, ein Grund, weswegen Robert Maxwell es erworben hatte. Denn so konnte er täglich mit dem Helikopter von seinem Haus, Headington Hill Hall in Oxford, zur Arbeit fliegen, ohne sich um den Berufsverkehr scheren zu müssen.

Dass der Boss derart stilvoll zur Arbeit kam, hörte sich zunächst beeindruckend an, bis ich es zum ersten Mal selbst erlebte. An jenem warmen Frühlingstag waren alle Fenster weit offen, als ich das hämmernde Surren eines sich nähernden Hubschraubers hörte. Der Lärm wurde immer lauter, je näher er kam. Als der Hubschrauber direkt über uns war, flogen Papiere im Büro umher. Wegen des Lärms mussten alle Telefongespräche unterbrochen werden, und erst als der Helikopter sicher gelandet und die Rotoren ausgeschaltet waren, kehrte wieder Normalität ein. Die ganze Tortur dauerte vier Minuten.

An meinem ersten Arbeitstag sollte ich meinen Arbeitsvertrag bei Maxwells Sekretärin abholen. Ich fuhr also in den zehnten Stock und wartete im Empfangsbereich, bis die Sekretärin Zeit für mich hatte. Ich blätterte gerade durch einen Jahresbericht, als Maxwell mit rotem Gesicht aus seinem Büro stürmte. Unter den Achseln zeichneten sich dunkle Schweißringe auf seinem Hemd ab.

»Warum haben Sie mich noch nicht mit Sir John Morgan verbunden!«, schrie er seine Assistentin an, eine unerschütterliche Blondine in dunklem Rock, die sein Ausbruch weder überraschte noch berührte.

»Sie haben mir nicht gesagt, dass Sie mit ihm sprechen wollen, Sir«, antwortete sie ihm ruhig und blickte ihn über den Rand ihrer Brille hinweg an.

»Gute Frau, ich habe nicht die Zeit, Ihnen alles zu sagen«, bellte Maxwell. »Wenn Sie nicht ein bisschen Eigeninitiative entwickeln, dann bekommen wir beide ein Problem.«

Ich versank in meinem Sessel und versuchte, so unsichtbar wie möglich zu sein, und ebenso schnell, wie er aufgetaucht war, verschwand Maxwell auch wieder in seinem Büro. Die Assistentin beendete ihre Arbeit und überreichte mir dann mit wissendem Blick einen Umschlag. Ich nahm ihn und machte mich auf den Rückweg in den achten Stock.

Später am selben Tag erwähnte ich den Vorfall gegenüber einer Sekretärin, die in der Nähe meines Schreibtischs saß. »Das ist noch gar nichts«, schnaubte sie. »Vor ein paar Wochen hat er jemanden von seiner ungarischen Zeitung so laut angeschrien, dass der arme Mann einen Herzinfarkt bekam.«

Ich ging zu meinem Tisch zurück. Der Vertrag in meiner Hand wog plötzlich mehrere Tonnen. An diesem Abend erklang auf der Büroetage lauter Jubel, als das Flapp-Flapp des Helikopters Maxwells Abflug ankündigte, und zeigte deutlich, was alle von Maxwell hielten. Und ich musste mich fragen: *War es ein großer Fehler gewesen, herzukommen?*

Am Montag in meiner zweiten Woche saß ein Neuankömmling an dem freien Schreibtisch in meinem Büro, ein Engländer, ein paar Jahre älter als ich, mit hellem Haar. Er stand auf und reichte mir die Hand. »Hallo, ich bin George. George Ireland. Ich bin Ihr neuer Büronachbar.« Er hatte einen so starken englischen Oberschichtakzent, dass ich zunächst glaubte, das sei ein Witz. George trug einen dunklen Dreiteiler. Auf seinem Tisch lag eine Ausgabe des *Daily Telegraph*, an seinem Aktenschrank lehnte ein akkurat gewickelter schwarzer Regenschirm. Auf mich wirkte er wie eine Karikatur des perfekten englischen Gentlemans.

Später fand ich heraus, dass George vorher als Maxwells Privatsekretär

gearbeitet hatte, aber im Gegensatz zu seinen Kollegen hatte er gekündigt, bevor er gefeuert worden war. Er war außerdem ein enger Kindheitsfreund und Mitbewohner von Maxwells Sohn Kevin in Oxford, und man hatte daher eine andere Verwendung für George gefunden. So unverschämt Maxwell zu seinen Angestellten auch war, hatte er wohl doch einen seltsamen, gut entwickelten Familiensinn, der auch George mit einschloss.

Doch ich misstraute George vom ersten Moment an. Würde er dem Boss über jedes meiner Worte Bericht erstatten?

Nachdem wir uns vorgestellt hatten, setzten George und ich uns an unsere Tische, doch wenige Minuten später fragte er: »Bill, haben Sie Eugene irgendwo gesehen?« Eugene Katz war einer von Maxwells Geldkofferträgern und saß ganz in der Nähe.

»Nein«, antwortete ich kurz angebunden. »Ich habe gehört, dass Maxwell ihn ausgeschickt hat, um bei einem US-Unternehmen eine Due-Diligence-Prüfung durchzuführen.«

George lächelte spöttisch. »Due-Diligence-Prüfung eines Unternehmens! So etwas Lächerliches hab ich noch nie gehört. Eugene hat keine Ahnung von Unternehmen. Da hätte man genauso gut den Wirt der Dorfkneipe hinschicken können für diese *Due-Diligence-Prüfung*«, spottete er und betonte die letzten drei Worte besonders.

Im Verlauf des ersten Tages zerstörte George systematisch jede Chance, dass ich für irgendjemanden im Unternehmen jemals Respekt empfinden würde. Er hatte eine Nase für Absurditäten und Scheinheiligkeit – und einen messerscharfen Witz –, sodass ich nur mit Mühe nicht jedes Mal loslachte, wenn einer von Maxwells Topleuten im Gespräch erwähnt wurde.

Und so fand ich heraus, dass George mich nicht bespitzelte.

Durch Georges ständige Kommentare wurde mir schnell klar, dass Maxwell sein Unternehmen eher wie einen Tante-Emma-Laden führte, nicht wie ein multinationales Unternehmen. Alles daran stank nach Vetternwirtschaft, Dysfunktion und schlechten Entscheidungen. Trotzdem hatte ich das Gefühl, den besten Job der Welt ergattert zu haben. Ich hatte mein Ziel erreicht: Ich war Investor in Osteuropa. Außer Maxwell investierte niemand in der Region, und wer in Osteuropa Kapital beschaffen wollte, der musste zu uns kommen. Und da ich alle Geschäfte prüfte, war ich

praktisch der Torwächter für jede Finanztransaktion in jenem Teil der Welt – mit zarten 27 Jahren.

Bis Herbst 1991 hatte ich mehr als 300 Geschäfte geprüft, war in fast jedes Land im ehemaligen Ostblock gereist und war für drei bedeutende Investitionen für unseren Fonds verantwortlich. Ich war genau da, wo ich sein wollte.

Doch als ich am 5. November von der Mittagspause zurückkam und meinen Computer einschaltete, wurde ich von einer roten Reuters-Meldung begrüßt: »Maxwell auf See verschollen.« Ich kicherte und drehte meinen Stuhl zu George um. »Hey, George – wie hast du das denn hingekriegt?« George spielte ständig irgendwelche Streiche und ich war sicher, dass das einer davon war.

»Von was in aller Welt redest du, Bill?«, fragte er, ohne von seiner Arbeit aufzublicken.

»Das Ding auf meinem Reuters-Schirm. Das sieht richtig echt aus.«

»Was steht auf deinem Reuters-Schirm?« Er rollte seinen Stuhl an meinen Tisch und wir starrten gemeinsam den Bildschirm an. »Ich …«, sagte er langsam. In dem Moment kapierte ich, dass es kein Witz war.

Unser kleines Büro hatte gläserne Innenwände, und ich sah Eugene kreidebleich zum Aufzug rennen. Dann rannten ein paar leitende Angestellte vorbei mit ähnlich panischen Gesichtsausdrücken. Robert Maxwell war tatsächlich auf See verschollen. Das waren schlimme Nachrichten. Maxwell war zwar ein Bastard, aber er war außerdem auch der unangefochtene Patriarch des Unternehmens, und jetzt war er weg.

Niemand im Büro wusste, was geschehen war, daher ließen George und ich Reuters nicht aus den Augen (damals gab es noch kein Internet, und wir bekamen die neuesten Nachrichten nur über Reuters). Sechs Stunden nach der ersten Eilmeldung erfuhren wir, dass Maxwells massiger Körper von einem Hubschrauber der spanischen Seenotrettung vor den Kanarischen Inseln aus dem Atlantik geborgen worden war. Er war 68 Jahre alt. Bis heute weiß niemand, ob es ein Unfall, Selbstmord oder Mord war.

Am Tag nach Maxwells Tod, brach der Aktienkurs der MCC ein. Das war zu erwarten gewesen, wurde aber noch durch die Tatsache verschlimmert, dass Maxwell Anteile an seinen Firmen als Sicherheit für Kredite eingesetzt

hatte, um mit dem Geld den Aktienkurs der MCC zu stützen. Die Banken kündigten diese Darlehen nun, und niemand wusste, wie viel davon überhaupt zurückgezahlt werden konnte. Die sichtbarste Auswirkung dieser Ungewissheit war die nicht enden wollende Prozession gut gekleideter, nervöser Banker, die vor Eugenes Büro Schlange standen und alles taten, um ihre Darlehen zurückzubekommen.

Maxwells Tod hatte uns alle schockiert, aber dennoch machten wir uns Sorgen um unsere eigene Zukunft. Waren unsere Jobs sicher? Würden wir am Jahresende unsere Bonuszahlungen bekommen? Würde das Unternehmen überhaupt überleben?

Gut eine Woche nach Maxwells Tod rief mich mein Boss in sein Büro und sagte: »Bill, wir zahlen die Boni dieses Jahr etwas früher aus als sonst. Sie haben gute Arbeit geleistet und bekommen daher 50 000 Pfund.«

Ich war sprachlos. 50 000 Pfund war mehr Geld, als ich in meinem ganzen Leben gesehen hatte, und zweimal so viel, wie ich erwartet hatte. »Wow! Vielen Dank.«

Er überreichte mir einen Scheck – keinen mit der Maschine getippten, wie ihn die Lohnbuchhaltung ausstellte, sondern einen von Hand ausgestellten. »Sie müssen sofort damit zur Bank gehen und sich die Summe so schnell wie möglich auf Ihr Konto auszahlen lassen. Wenn Sie das getan haben, kommen Sie bitte noch einmal her und sagen mir, ob es geklappt hat.«

Ich verließ das Büro, ging zügig zur Barclays-Filiale an der High Holborn, gab dem Kassierer nervös meinen Scheck und bat um eine sofortige Auszahlung auf mein Bankkonto.

»Nehmen Sie bitte einen Moment Platz, Sir.« Mit diesen Worten verschwand der Kassierer. Ich drehte mich um und setzte mich auf ein altes, braunes Sofa. Nervös trippelte ich mit den Füßen und las eine Broschüre über Sparkonten. Fünf Minuten vergingen. Ich griff nach einer anderen Broschüre über Investmentfonds, konnte mich aber nicht konzentrieren. Ich dachte an den Thailand-Urlaub, den ich für Weihnachten buchen wollte, wenn das alles hier vorbei war. 30 Minuten vergingen. Irgendetwas stimmte nicht. Warum dauerte das so lange? Nach einer ganzen Stunde kam der Kassierer endlich zurück, in Begleitung eines glatzköpfigen Mannes mittleren Alters in einem braunen Anzug.

»Mr. Browder, ich bin der Filialleiter.« Er trat verlegen von einem Fuß auf den anderen und sah auf seine Schuhspitzen, bevor er mich vorsichtig ansah. »Es tut mir sehr leid, aber das Konto weist nicht mehr genug Deckung auf, um diesen Scheck auszuzahlen.«

Ich konnte es nicht fassen. Wie konnte die MCC – ein mehrere Milliarden schweres Unternehmen – nicht genug Geld für einen 50 000-Pfund-Scheck haben? Ich schnappte mir den Scheck und ging schnell zum Büro zurück, um meinem Boss davon zu erzählen. Sein Bonus war deutlich höher als meiner, und zu sagen, er sei nicht glücklich über meinen Bericht gewesen, wäre noch stark untertrieben.

Ich ging völlig niedergeschlagen nach Hause, doch an jenem Abend war ich Gastgeber meiner wöchentlichen Pokerrunde mit ein paar Freunden aus dem Ausland. Daran änderten auch die dramatischen Entwicklungen bei der Arbeit nichts. Ich war mit den Nerven so am Ende, dass ich gerne darauf verzichtet hätte, aber als mein Arbeitstag vorbei war, waren sechs meiner Freunde bereits unterwegs zu meinem Haus. Damals hatte noch niemand ein Mobiltelefon, und so hatte ich keine Möglichkeit, sie noch zu erreichen und abzusagen.

Ich ging also nach Hause und begrüßte meine Freunde, als sie eintrafen. Es waren vor allem Banker und Berater, und ein Neuer, ein Reporter vom *Wall Street Journal*. Sobald alle da waren, öffneten wir ein paar Bierflaschen und packten die Karten aus. Schon nach wenigen Runden hatte mein Freund Dan, ein Australier, der bei Merrill Lynch arbeitete, bereits 500 Pfund verloren, was in unserer Spielrunde viel Geld war. Wir glaubten schon, er werde aufgeben und heimgehen, aber er tat so, als sei ihm das egal. »Keine Sorge, Leute«, verkündete er großspurig. »Das hol ich mir alles wieder zurück. Außerdem bekomme ich bald meinen Bonus, da machen mir 500 Pfund nichts aus.«

Ich hatte schon ein paar Bier intus, und als Dan dann mit seinem Bonus angab, konnte ich meinen Mund nicht mehr halten. Ich blickte in die Runde und sagte: »Leute – ihr glaubt nie, was mir heute passiert ist. Aber ihr müsst versprechen, das für euch zu behalten«, fügte ich hinzu, bevor ich weitererzählte. Alle nickten und ich berichtete von den dramatischen Ereignissen des Tages. Meine Bankerfreunde waren wie vom Donner gerührt. Bonuszahlungen sind für Investmentbanker das Wichtigste

überhaupt, und die Vorstellung, einen Scheck zu bekommen, den man dann nicht einlösen kann, ist der größte Albtraum jedes Investmentbankers.

Wir spielten bis kurz nach Mitternacht – Dan gewann sein Geld nicht zurück –, und alle gingen nach Hause. Ich hatte an dem Abend zwar 250 Pfund verloren, aber ich war zufrieden, weil ich wusste, dass meine Geschichte an dem Abend die beste gewesen war.

Die nächsten Tage ging ich weiter zur Arbeit, als sei nichts gewesen, aber bei Maxwell wurde es inzwischen richtig ernst. Dann, zwei Tage nach der Pokernacht nahm ich auf dem Weg zur U-Bahn-Station Hampstead ein *Wall Street Journal* in die Hand, und genau über dem Knick las ich die Schlagzeile »Das tschechische Stehaufmännchen« mit dem Untertitel »Tony Horwitz«, der Reporter, mit dem ich Poker spielte.

Ich kaufte die Zeitung und schlug sie auf. Dort stand schwarz auf weiß die Geschichte, die ich an meinem Küchentisch erzählt hatte.

Dieser verdammte Scheißkerl.

In der U-Bahn las ich den Artikel noch einmal und schämte mich. Ich war davon ausgegangen, dass dieser Journalist die Geschichte für sich behalten würde, aber er hatte mich hereingelegt. Und ganz egal, in welcher Krise das Unternehmen gerade steckte, ich hatte auf jeden Fall keine Chance, mich aus diesem unglaublichen Schlamassel herauszureden.

Als ich im Büro ankam, blickte ich stur geradeaus, konnte meinen Kollegen nicht in die Augen sehen. Ich suchte verzweifelt nach einer glaubhaften Entschuldigung für mein Verhalten, fand aber keine. Wenige Minuten nach mir kam George zur Arbeit und ahnte nichts von meinem Verrat. Ich wollte ihm gerade erklären, dass ich wahrscheinlich noch am selben Tag gefeuert werden würde, als ich durch die Glaswand unseres Büros ein paar unbekannte Männer im Empfangsbereich erspähte. Sie waren so fehl am Platz, dass ich George auf sie hinwies. Er rollte mit seinem Stuhl an meinen Schreibtisch und wir beobachteten sie gemeinsam – und für einen Moment vergaß ich den Artikel im *Wall Street Journal*.

Im Gegensatz zu den vielen Bankern in dunklen Anzügen der letzten Tage trugen diese Männer schlecht sitzende Blazer und Regenmäntel und fühlten sich offensichtlich äußerst unwohl. Sie besprachen sich kurz und schwärmten dann in die Büros aus. Ein junger, höchstens 25 Jahre alter

Mann kam in unser Büro. »Morgen die Herren«, grüßte er mit einem starken Cockney-Akzent. »Wahrscheinlich wissen Sie nicht, warum wir hier sind. Ich bin Polizeiwachtmeister Jones. Und das hier« – er machte mit dem Arm eine ausholende Geste – »ist ab sofort ein Tatort.«

Im ersten Moment war ich erleichtert, dass es nicht um die blöde Sache mit dem *Wall Street Journal* ging. Doch der Ernst der Lage wurde mir schnell klar.

Der Wachtmeister nahm unsere Personalien auf und markierte dann unsere Schreibtische, Computerbildschirme und Aktentaschen als Beweismittel. Dann forderte er uns auf, das Büro zu verlassen.

»Wann dürfen wir wiederkommen?«, frage ich nervös.

»Das kann ich Ihnen leider nicht sagen, Sir. Ich weiß nur, dass Sie gehen müssen, und zwar jetzt.«

»Kann ich meine Tasche mitnehmen?«

»Nein. Die ist Teil der Ermittlungen.«

George und ich sahen uns an, griffen nach unseren Mänteln und verließen zügig das Gebäude. Draußen am Gebäudeeingang wurden wir bereits von einer Horde Reporter erwartet.

»Waren Sie an dem Betrug beteiligt?«, rief einer und hielt mir ein Mikrofon vor die Nase.

»Wo ist das Geld aus der Pensionskasse?«, wollte ein anderer wissen, der vor einer Kamera stand.

»Was haben Sie bei Maxwell getan?«, rief ein dritter.

Wir drängten uns durch die Menge. Ich konnte keinen klaren Gedanken fassen. Einige Reporter verfolgten uns einen halben Häuserblock weit, bevor sie aufgaben. Wir hatten keine Ahnung, was wir tun sollten, also gingen wir direkt zu Lincoln’s Inn Fields und verschwanden im Sir John Soane’s Museum. Kaum waren wir in Sicherheit, begann George zu lachen. Er hielt das Ganze für einen Riesenwitz. Ich stand jedoch unter Schock. Warum hatte ich nur nicht auf die vielen Ratschläge in Bezug auf Maxwell gehört?

Zu Hause schaltete ich am Nachmittag die Nachrichten ein, und jeder Sender brachte dieselbe Schlagzeile über das 460-Millionen-Pfund-Loch,

das im Pensionsfonds der MCC klaffte. Maxwell hatte die Pensionskasse geplündert, um den schwächelnden Aktienkurs des Unternehmens zu stützen, und jetzt hatten 32 000 Rentner ihre gesamten Ersparnisse verloren. Bei der BBC sah ich die Menschenmenge am Eingang zu unserem Gebäude und auch kurz mich selbst, wie ich mich durch die Menge kämpfte. Etwas später am Abend berichtete die BBC, der Betrugsskandal bei Maxwell sei der größte seiner Art in der britischen Geschichte.

Am nächsten Morgen überlegte ich lange, ob ich zur Arbeit gehen sollte oder nicht, beschloss schließlich aber, doch zu gehen. Ich verließ mein friedliches Häuschen, stieg in die U-Bahn und kämpfte mich noch einmal durch das Gedränge am Vordereingang zum Maxwell House. Im achten Stock stand im Empfangsbereich eine neue Gruppe fremder Menschen: die Konkursverwalter. Einer von ihnen sprach mich an, bevor ich in mein Büro gehen konnte, und sagte: »Gehen Sie ins Auditorium. Dort gibt es gleich eine wichtige Ankündigung.«

Ich tat, wie mir geheißen, und setzte mich auf einen leeren Stuhl neben George. Eine halbe Stunde später betrat ein Mann mittleren Alters mit einem Klemmbrett den Raum. Seine Hemdsärmel waren hochgerollt, er trug keine Krawatte und sein Haar war zerzaust, als sei er mit den Fingern immer wieder nervös hindurchgefahren. Er trat ans Rednerpult und verlas einen vorbereiteten Text.

»Guten Morgen. Ich bin David Solent von Arthur Andersen. Gestern Abend hat die Maxwell Communications Corporation mit allen Tochterunternehmen Insolvenz angemeldet. Arthur Andersen wurde gerichtlich als Konkursverwalter bestellt, um das Konkursverfahren für das Unternehmen abzuwickeln. Wie in solchen Fällen üblich, geben wir zunächst bekannt, welche Stellen abgebaut werden.« Er las eine alphabetisch geordnete Liste mit den Namen der Leute vor, die entlassen wurden. Einige Sekretärinnen weinten. Ein Mann sprang fluchend auf und versuchte, die Rednerbühne zu erreichen, wurde jedoch von zwei Sicherheitsleuten gestoppt und abgeführt. Dann wurde Georges Name vorgelesen und auch der Name von Kevin Maxwell, Robert Maxwells Sohn, sowie die Namen von so ziemlich jedem anderen, den ich im Unternehmen kannte.

Nur meinen Namen hörte ich nicht. Man hatte mich vor vielem gewarnt, bevor ich den Job angenommen hatte. Doch die eine Sache, die man mir

garantiert hatte – dass ich entlassen werden würde – trat nicht ein. Ich erfuhr bald, dass die Verwalter mich behalten hatten, weil sie keine Ahnung hatten, was sie mit den Investitionen in Osteuropa anstellen sollten. Sie brauchten jemanden, der ihnen bei dieser Frage half.

Ich klammerte mich an diesen kleinen Sieg, weil ich hoffte, dass es so einfacher für mich werden würde, einen neuen Job zu finden, wenn das alles vorbei war. Leider lag ich mit dieser Einschätzung völlig daneben. Ich war kein Goldjunge mehr. Mit dem Namen Maxwell hatte ich einen echten Super-GAU im Lebenslauf stehen, und ich fand schnell heraus, dass sich damit in London niemand mehr die Finger an mir verbrennen wollte.

Kapitel 6
Die Trawlerflotte von Murmansk

Kein Unternehmen wollte mich, mit Ausnahme von einer Firma: Salomon Brothers.

Zur selben Zeit im Jahr 1991, als Maxwell den riesigen Skandal in Großbritannien auslöste, tat Salomon Brothers dasselbe in den Vereinigten Staaten. Im vorigen Herbst hatte die Börsenaufsicht der USA (Securities and Exchange Commission, SEC) einige Tophändler von Salomon bei Manipulationen des Marktes für US-Staatsanleihen erwischt. Noch war unklar, wie scharf die SEC den Fall verfolgen und ob Salomon überleben würde. Etwas ganz Ähnliches war ein Jahr zuvor noch einer anderen Firma passiert: Drexel Burnham Lambert. Das Unternehmen war damals bankrottgegangen, und viele Menschen hatten ihre Arbeitsplätze verloren. Viele Angestellte bei Salomon befürchteten ein ähnliches Schicksal und hatten das sinkende Schiff bereits verlassen.

Sie hatten sich anderswo Arbeit gesucht und klaffende Lücken bei Salomon hinterlassen, die jetzt gefüllt werden mussten. In besseren Tagen hätte Salomon meine Bewerbung sicher abgewiesen, aber sie suchten ebenso verzweifelt nach Leuten wie ich nach Arbeit. Und so bot man mir dort, nach mehreren Vorstellungsgesprächen, eine Stelle im osteuropäischen Team für Investmentbanking in London an. Das war nicht unbedingt das, was ich wollte. Ich wollte Investor sein – die Person, die entscheidet, welche Anteile gekauft werden –, nicht Investmentbanker, der den Verkauf der Anteile organisiert. Außerdem handelte es sich um eine schlechtere Position als bei Maxwell, und ich verdiente weniger. Aber in der Not frisst der Teufel Fliegen, und so nahm ich die Stelle dankbar an. Ich würde mich richtig reinhängen und wieder auf den Karrierezug aufspringen, egal wie.

Leider war Salomon dafür der denkbar ungünstigste Ort. Wer jemals das Buch *Wall Street Poker* von Michael Lewis gelesen hat, weiß, dass bei Salomon Brothers ein so gnadenloser interner Wettkampf herrscht wie bei

nur wenigen anderen Firmen an der Wall Street. Meine Gefühle an meinem ersten Arbeitstag als Nervosität zu beschreiben, wäre eine bodenlose Untertreibung.

Im Juni 1992 betrat ich zum ersten Mal das Büro von Salomon über der Victoria Station in der Buckingham Palace Road. Der Tag war ungewöhnlich warm und sonnig. Ich ging durch ein riesiges gusseisernes Tor und fuhr mit einer langen Rolltreppe drei Stockwerke hinauf zum Hauptempfangsbereich. Dort erwartete mich ein gut gekleideter Vizepräsident, der ein paar Jahre älter war als ich. Er war kurz angebunden und ungeduldig und war offensichtlich nicht begeistert über den Auftrag, mich zu begrüßen. Wir durchquerten das Atrium und erreichten hinter ein paar Glastüren die Investmentbank. Er zeigte mir meinen Schreibtisch und deutete auf eine Schachtel mit Visitenkarten. »Die Regeln hier sind ganz einfach. Sie bringen in den nächsten zwölf Monaten das Fünffache Ihres Gehalts rein, dann ist alles in Ordnung. Wenn nicht, fliegen Sie raus. Verstanden?«

Ich nickte und er ging. Das war's. Kein Trainingsprogramm, keine Mentoren, keine Orientierung. Mach es einfach oder du fliegst raus. Ich machte es mir so gemütlich wie möglich auf meinem Stuhl im Bullpen, dem offenen Bereich, in dem alle jüngeren Mitarbeiter saßen, und überlegte, was ich als Nächstes tun sollte. Ich blätterte durch das Handbuch für Mitarbeiter von Salomon Brothers und hörte dabei, wie sich eine Sekretärin ganz in der Nähe laut am Telefon über Flüge nach Ungarn unterhielt. Als sie auflegte, ging ich hinüber zu ihr. »Ich wollte Sie nicht belauschen, aber ich bin neu hier und hörte, dass Sie über Ungarn sprachen. Wissen Sie etwas über die Aktivitäten der Firma dort?«

»Oh, das ist schon in Ordnung«, beruhigte sie mich. »Wir hören alle die Gespräche der anderen mit. Ich habe Flüge für das Malev-Privatisierungsteam reserviert, das nächste Woche nach Budapest fliegt.«

»Wer arbeitet in dem Team?«

»Sehen Sie selbst.« Sie zeigte auf eine Gruppe Männer, die in einem der Konferenzräume mit Glasfenster gleich neben dem Bullpen saßen. Ich war zwar erst ein paar wenige Stunden in der Firma, aber mir war bereits klar, dass ich die Initiative ergreifen musste, wenn ich Erfolg haben wollte. Ich bedankte mich bei der Sekretärin und marschierte zum Konferenzraum. Als ich die Tür öffnete, verstummten die sechs Mitglieder des Malev-Teams. Sie

drehten sich zu mir um und starrten mich an.

»Hi, ich bin Bill Browder«, stellte ich mich mit gespielter Gelassenheit vor. »Ich bin neu im Osteuropa-Team und könnte Ihnen bei Ihrem Deal vielleicht helfen.« Zwei jüngere Teammitglieder beendeten leise kichernd das peinliche Schweigen. Dann antwortete der Teamleiter höflich: »Danke, dass Sie vorbeigeschaut haben, Bill, aber leider ist unser Team komplett.«

Das war ein wenig peinlich, aber ich ließ mich davon nicht beeindrucken. Ich hielt die Augen offen und fand nach einigem Herumfragen ein paar Tage später eine neue Gelegenheit. Das Team für die Privatisierung der polnischen Telekommunikation traf sich zu einer Besprechung der nächsten Phase seines Projekts. Das Team bekam ein deutlich höheres Honorar als das Malev-Team, und daher hoffte ich, dass man dort eher eine weitere Person im Team akzeptieren würde.

Doch als ich bei dem Meeting auftauchte, war der Teamleiter deutlich unhöflicher als der Leiter des Malev-Teams. »Wer hat Ihnen gesagt, dass Sie herkommen sollen?«, wollte er wissen. »Wir brauchen Sie bei diesem Deal nicht, und auch bei keinem anderen Deal in Polen!«

Keiner wollte seine Einnahmen mit mir teilen, weil sie alle mit der »Fünffachen«-Vorgabe kämpften wie ich; jeder verteidigte sein Revier in Osteuropa. Mehrere Wochen lang suchte ich nach einer Möglichkeit, wie ich bei Salomon überleben konnte. Bis mir etwas Interessantes auffiel. Niemand beschäftigte sich mit Russland, was bedeutete, dass mir niemand dieses Gebiet streitig machen würde. Ich beschloss, das Risiko einzugehen. Ich erklärte mich selbst zum leitenden Investmentbanker für Russland, holte tief Luft und wartete, ob jemand Einwände dagegen erhob. Niemand tat es.

Von diesem Moment an war Russland mein Territorium.

Allerdings gab es einen guten Grund, warum sich niemand um Russland kümmerte: Dort gab es keine bezahlte Arbeit für Investmentbanker. Russland war politisch zwar frei, aber in jeder anderen Hinsicht war es immer noch sowjetisch, und das betraf auch den Einsatz von Investmentbankern. Ich ignorierte diese Tatsache hartnäckig und machte mich auf die Suche nach Aufträgen, ganz egal welchen. Ich ging zu Konferenzen, Meetings, Mittagessen und Networking-Veranstaltungen in ganz London und hoffte, dass mir irgendein Geschäft in den Schoß fallen

würde.

Nach drei Monaten hatte ich immer noch keinen Penny für Salomon verdient, und es sah schlecht für mich aus. Doch dann erzählte mir ein Anwalt, den ich bei einer Networking-Veranstaltung kennengelernt hatte, von einem Beratungsauftrag für die Trawlerflotte von Murmansk, ein russisches Fischfangunternehmen 300 Kilometer nördlich des Polarkreises. Die Flotte suchte einen Berater für die Privatisierung. Ich hatte keine Ahnung vom Fischfang, aber bei der BCG hatte ich gelernt, wie man exzellente Proposals erstellt, und so machte ich mich an die Arbeit.

Ich durchsuchte Salomons Auftragsdatenbank nach allem, was mit Trawlern oder Fischerei zu tun hatte. Und tatsächlich, 15 Jahre zuvor war das Tokioter Büro an mehreren Transaktionen im Zusammenhang mit japanischen Fischfangunternehmen beteiligt gewesen. 15 Jahre waren eine lange Zeit, und es hatte sich damals um eine Schuldenregulierung gehandelt, aber was machte das schon? Ich verarbeitete alle Erfahrungen aus Japan in dem Proposal, überarbeitete es noch einmal und schickte es nach Murmansk.

Wenige Wochen später klingelte das Telefon. Am anderen Ende war eine gewisse Irina, die im Auftrag des Präsidenten der Trawlerflotte von Murmansk anrief.

»Mr. Browder«, begann sie mit einem starken russischen Akzent. »Wir möchten Sie davon in Kenntnis setzen, dass wir Ihr Angebot annehmen.« Einen Moment lang fragte ich mich, ob sie außer meinem überhaupt noch andere Angebote bekommen hatten. »Wann können Sie nach Murmansk kommen, um mit der Aufgabe zu beginnen?«, fragte sie unbeholfen. Es klang, als spräche sie zum ersten Mal mit einem Investmentbanker aus dem Westen.

Ich war glücklich, denn ich hatte soeben meinen ersten richtigen Auftrag an Land gezogen, auch wenn in der Ausschreibung nicht stand, wie viel bezahlt wurde. Ich hoffte auf eine erhebliche Summe, denn ich war dem Fünffachen meines Gehalts noch keinen Schritt näher gekommen. Ich entgegnete bewusst formell, weil ich älter und vertrauenswürdig klingen wollte: »Ich fühle mich sehr geehrt, dass Sie sich für unser Unternehmen entschieden haben. Darf ich fragen, mit welcher Entlohnung wir für den Auftrag rechnen können?«

Irina sprach auf Russisch mit jemandem im Hintergrund und antwortete

dann: »Mr. Browder, wir haben ein Budget von 50 000 Dollar in einem Zeitraum von zwei Monaten für diesen Auftrag. Ist das akzeptabel für Sie?«

Meine Freude bekam einen deutlichen Dämpfer. Man kann nur schwer beschreiben, wie wenig 50 000 Dollar für einen Investmentbanker sind. Von Linda Evangelista, einem Supermodel aus den 1980er- und 1990er-Jahren, stammt der berühmte Ausspruch: »Für weniger als 10 000 Dollar stehe ich morgens gar nicht erst auf.« Für einen Investmentbanker liegt die Grenze eher bei einer Million Dollar. Aber bisher hatte ich für Salomon noch keinen einzigen Cent eingebracht, und 50 000 Dollar waren mehr als null, also nahm ich an.

Eine Woche später machte ich mich auf den Weg nach Murmansk. Zunächst flog ich um 10.30 Uhr morgens mit British Airways nach Sankt Petersburg. Der Flug dauerte viereinhalb Stunden, und wegen der drei Stunden Zeitunterschied erreichte ich den Flughafen Pulkowo von Sankt Petersburg am späten Nachmittag. Während das Flugzeug zum Terminal rollte, starrte ich aus dem Fenster und sah zu meiner Überraschung das ausgebrannte Wrack einer Aeroflot-Passagiermaschine neben der Landebahn liegen. Ich konnte mir nicht erklären, wie es da hingekommen war. Offensichtlich hielt es bei der Flughafenverwaltung niemand für nötig, es wegzuschaffen.

Willkommen in Russland.

Die Regionalflüge von Aeroflot starten meistens mitten in der Nacht, daher musste ich im Flughafen weitere zehn Stunden, bis 3.30 Uhr morgens, auf meinen Anschlussflug nach Murmansk warten. Eine derart lange Wartezeit wäre in jedem Flughafen unangenehm gewesen, aber in Pulkowo traf das ganz besonders zu. Es gab keine Belüftung, und daher war die Luft heiß und stickig, obwohl wir so weit im Norden waren. Alle rauchten und schwitzten. Ich floh vor den Körpern und Zigaretten, aber kaum hatte ich eine leere Sitzreihe gefunden, pflanzte sich ein dicker Fremder direkt neben mich. Er sagte kein Wort, schubste nur meinen Arm von der Armlehne zwischen unseren Sitzen und steckte sich eine Zigarette an, wobei er darauf achtete, den Rauch in meine Richtung zu blasen.

Ich stand auf und setzte mich woanders hin.

Kurz vor 3.30 Uhr stieg ich endlich in eine alte Tupolew 134 von Aeroflot. Die Sitze waren abgewetzt und eingesunken. Die Kabine roch nach Tabak

und langjähriger Benutzung. Ich setzte mich auf einen Fensterplatz, aber der Sitz ließ sich nicht feststellen, sodass ich jedes Mal, wenn ich mich zurücklehnte, in den Schoß des Passagiers hinter mir fiel. Also lehnte ich mich nicht zurück.

Die Kabinentür wurde geschlossen, und wir rollten zur Startbahn. Von Sicherheitshinweisen keine Spur. Wir hoben ab und genossen einen kurzen, aber reichlich holprigen Flug. Beim Landeanflug auf Murmansk machte der Pilot eine Durchsage auf Russisch. Ein Mitpassagier, der Englisch sprach, erklärte mir, wir seien zu einem Militärflughafen eineinhalb Stunden Fahrt von Murmansk entfernt umgeleitet worden, weil es am Zivilflughafen ein Problem gäbe.

Ich war erleichtert, als das Flugzeug endlich zur Landung ansetzte, aber meine Erleichterung währte nur kurz. Die Landebahn war voller Schlaglöcher und bucklig, die Landung so hart, dass ich glaubte, das Fahrwerk würde abgerissen.

Ich verließ das Flugzeug, völlig erschöpft, um 5.30 Uhr. Die nördliche Sommersonne, die zu dieser Jahreszeit kaum unterging, stand tief am Himmel. Auf dem Militärflughafen gab es keinen Terminal – nur eine Art Lagergebäude und einen Parkplatz –, aber glücklicherweise warteten der Präsident der Trawlerflotte, Juri Prutkow, und Irina, eine langbeinige Blondine mit ernstem Gesicht und zu viel Make-up, bereits auf mich. Prutkow war eine Kopie des Geschäftsführers von Autosan – Ende 50, kräftig und mit einem Händedruck wie ein Schraubstock. Wir nahmen auf dem Rücksitz des Firmenautos Platz. Irina saß auf dem Beifahrersitz und drehte sich zu uns um, um zu übersetzen. Nach 90 Minuten Fahrt durch eine Tundra-Ödnis, die aussah wie eine Mondlandschaft, erreichten wir Murmansk.

Ich wurde im besten Hotel der Stadt abgesetzt, dem Arktika. Ich checkte ein und ging auf mein Zimmer. Im Bad roch es nach Urin, bei der Toilette fehlte der Sitz, und vom Waschbecken waren große Stücke Porzellan herausgebrochen. Das Insektengitter am Fenster war kaputt und golfballgroße Moskitos konnten ungehindert ein- und ausfliegen. Vorhänge fehlten, sodass man die Sonne, die zu dieser Jahreszeit kaum unterging, nicht aussperren konnte. Die Matratze war klumpig und in der Mitte eingesunken, als sei sie seit 25 Jahren nicht mehr gewechselt worden. Ich

packte gar nicht erst aus. Mein einziger Gedanke war: *Wie schnell komme ich hier wieder raus?*

Ein paar Stunden später kam Prutkow zurück und fuhr mich zu den Docks, wo er mir die Flotte zeigte. Über einen rostigen Landungssteg betraten wir einen der Trawler. Er war eine riesige schwimmende Fabrik mit mehreren Hundert Metern Länge, einer mehr als 100-köpfigen Mannschaft und einer Ladekapazität für Tausende Tonnen Fisch und Eis. Beim Betreten der unteren Decks stach mir der ranzige Gestank von verdorbenem Fisch in die Nase. Am liebsten hätte ich mich übergeben, solange Prutkow sprach. Ihn beeindruckte der Geruch überhaupt nicht. Ich dachte mitleidig an die armen Kerle, die auf diesen Schiffen sechs Monate am Stück arbeiten mussten.

Die Schiffstour dauerte 20 Minuten. Erst danach machten wir uns auf den Weg zum Verwaltungsgebäude der Flotte in der Tralowaja Straße 12. Dort war alles genauso heruntergekommen und baufällig wie auf dem Schiff, aber es roch besser. Die Eingangshalle war mit grünem Licht schwach beleucht, und die Wände des Empfangsbereichs sahen aus, als seien sie vor Jahrzehnten das letzte Mal gestrichen worden. Alles an diesem Unternehmen war eine Beleidigung für die Sinne, doch als wir schließlich bei einer Tasse lauwarmem Tee die finanzielle Situation der Flotte besprachen, änderte sich meine Wahrnehmung.

»Sagen Sie, Mr. Prutkow – wie viel kostet eigentlich so ein Schiff?«, erkundigte ich mich. Irina übersetzte immer noch.

»Wir haben sie neu für 20 Millionen Dollar von einer Schiffswerft in Ostdeutschland gekauft«, antwortete er.

»Wie viele davon haben Sie?«

»Etwa 100.«

»Und wie alt sind sie?«

»Im Durchschnitt sieben Jahre.«

Ich überschlug die Zahlen im Kopf. 100 Fischdampfer à 20 Millionen Dollar pro Stück machten einen Gesamtwert von zwei Milliarden Dollar. Ich schätzte, dass die Flotte bei einem Alter von sieben Jahren etwa die Hälfte an Wert verloren hatte. Damit verfügte das Unternehmen über Schiffe mit einem aktuellen Marktwert von einer Milliarde Dollar.

Ich war verblüfft. Diese Leute wollten von mir wissen, ob sie von ihrem Recht gemäß dem russischen Privatisierungsprogramm Gebrauch machen sollten, nach dem sie 51 Prozent der Flotte für 2,5 Millionen Dollar erwerben konnten. *Zweieinhalb Millionen Dollar! Für eine 50-Prozent-Beteiligung an Schiffen im Wert von über einer Milliarde Dollar!* Natürlich sollten sie! Darüber musste man gar nicht erst nachdenken. Ich verstand nicht, warum ihnen das erst jemand sagen musste. Ich hätte nichts lieber getan, als mich an dem Ankauf der 51 Prozent beteiligt.

Ich besprach das mit Prutkow und hatte dabei wieder dasselbe Gefühl im Bauch wie damals, als ich in Polen auf die Goldgrube gestoßen war. Ich fragte mich: *Gab es diese Situation nur bei der Trawlerflotte von Murmansk, oder geschah dasselbe überall in Russland? Und falls es das tat, wie konnte ich mich daran beteiligen?*

Meine Rückkehr nach London war für den folgenden Tag geplant, aber ich war so aufgeregt und durcheinander, dass ich mir stattdessen ein einfaches Flugticket nach Moskau besorgte. Ich musste herausfinden, ob die Anteile an allen russischen Firmen so billig waren wie in diesem Fall. In London würde mich eh keiner vermissen – dort wusste kaum jemand, dass ich existierte.

Nach meiner Ankunft in Moskau holte ich mein Gepäck und kaufte an einem Flughafenkiosk ein kleines Branchenverzeichnis mit Telefonnummern in englischer Sprache. Ich war zum ersten Mal in Moskau, sprach kein Wort Russisch und kannte keine Menschenseele. Ich stieg in ein Flughafentaxi und sagte dem Fahrer, ich wolle zum Hotel Metropol am Roten Platz. (Er muss gemerkt haben, dass ich leichte Beute war, weil er mir, wie ich später herausfand, das Vierfache des normalen Fahrpreises berechnete.) Wir steckten im Verkehrschaos auf dem Leningradski Prospekt fest, einer Prachtstraße, die breiter war als ein Fußballfeld, und schoben uns langsam an Hunderten identischen Wohnblöcken aus der Sowjetzeit und Werbetafeln vorbei, auf denen für mir unbekannte Firmen geworben wurde.

Das Taxi hielt zwei Stunden später vor dem Metropol gegenüber dem Bolschoi-Theater. Von meinem Zimmer aus rief ich einen Freund in London an, der früher in Moskau gearbeitet hatte, und er gab mir die Nummer eines Fahrers und eines Übersetzers, die beide 50 Dollar pro Tag verlangten. Am nächsten Morgen ging ich das Telefonbuch durch und rief aufs Geratewohl

jeden an, der mir relevant schien, um jemanden zu finden, der mit mir über das russische Privatisierungsprogramm sprechen würde. Ich traf mich schließlich unter anderem mit Vertretern der US-Botschaft, ein paar Leuten von Ernst & Young, einem jungen Beamten aus dem russischen Privatisierungsministerium und einem Stanford-Alumnus, der bei American Express arbeitete. Innerhalb von vier Tagen hatte ich 30 Termine und verschaffte mir so ein umfassendes Bild von den Vorgängen bei den russischen Privatisierungen.

Ich fand heraus, dass die russische Regierung beim Übergang vom Kommunismus zum Kapitalismus beschlossen hatte, den Großteil des staatlichen Eigentums an das Volk zu verschenken. Dabei verfolgte die Regierung verschiedene Strategien, von denen die sogenannte Coupon-Privatisierung die interessanteste war. Bei diesem Programm gab die Regierung einen Privatisierungsschein an jeden russischen Bürger – rund 150 Millionen Menschen – aus, die insgesamt gegen 30 Prozent an fast allen russischen Unternehmen eingetauscht werden konnten.

150 Millionen Coupons mal 20 Dollar – dem Marktpreis der Coupons –, das machte drei Milliarden Dollar. Diese Coupons konnten gegen rund 30 Prozent der Anteile an allen russischen Unternehmen eingetauscht werden. Das bedeutete, dass die gesamte russische Wirtschaft mit nur *zehn Milliarden Dollar* bewertet wurde! Das war *ein Sechstel* des Wertes von Wal-Mart!

Zum Vergleich: Russland verfügt unter anderem über 24 Prozent der weltweiten Erdgasvorkommen, neun Prozent der weltweiten Ölvorkommen und trägt 6,6 Prozent zur weltweiten Stahlproduktion bei. Und dieser unfassbare Rohstoffschatz wurde für mickrige zehn Milliarden Dollar gehandelt!

Noch erstaunlicher war, dass es *keinerlei Restriktionen* für den Erwerb dieser Coupons gab. Ich konnte sie kaufen, Salomon konnte sie kaufen, jeder konnte sie kaufen. Die Vorgänge in Polen waren profitabel gewesen, was hier geschah, war unbeschreiblich.

Bei meiner Rückkehr nach London hatte ich nur noch einen Gedanken: Ich wollte jedem bei Salomon erzählen, dass in Russland Geld verschenkt wurde. Als Erstes berichtete ich einem Kollegen vom osteuropäischen Investmentbanking von meiner Entdeckung. Doch statt mir zu gratulieren,

fragte er mich stirnrunzelnd: »Und welche Beratungsgebühr gibt es dafür?« Wieso verstand er nicht, dass man damit leicht das 100-Fache verdienen konnte? Beratungsgebühren? Wollte er mich verarschen? Wer scherte sich schon um Beratungsgebühren?

Als Nächstes ging ich zu jemandem von der Abteilung für Investmentmanagement. Ich dachte, er würde mich umarmen. Immerhin machte ich ihn auf die unglaublichste Investitionsmöglichkeit aufmerksam, der er je in seinem Leben begegnen würde. Doch er sah mich nur an, als wolle ich, dass die Firma auf dem Mars investierte.

Danach ging ich zu einem Händler für die Emerging Markets, aber der sah mich nur zweifelnd an und fragte: »Wie groß sind die Spreads und Handelsvolumen für diese Coupons?« *Wie bitte? War doch völlig egal, ob sie bei einem oder zehn Prozent lagen! Hier konnte man 10 000 Prozent verdienen!*

Bei Salomon steckten alle in ihrer begrenzten Denkweise fest. Vielleicht hätte ich zu ihnen durchdringen können, wenn ich subtiler und cleverer vorgegangen wäre, aber das konnte ich nicht. Diplomatie lag mir nicht, und so präsentierte ich wochenlang immer wieder meine Idee in der Hoffnung, irgendwann zu jemandem durchzudringen.

Stattdessen ruinierte ich meinen Ruf bei Salomon Brothers völlig. Keiner wollte noch etwas mit mir zu tun haben, weil ich dieser Irre war, der »wegen Russland einfach nicht die Klappe hielt«. Meine Kollegen, mit denen ich früher rumgehangen war, gingen nun ohne mich zum Mittagessen und nach Feierabend in die Kneipe.

Das war im Oktober 1993. Damals war ich über ein Jahr bei Salomon Brothers. In der ganzen Firma machte man sich über mich lustig. Vor allem aber hatte ich für das Unternehmen nur insgesamt 50 000 Dollar eingebracht, was bedeutete, dass ich jederzeit entlassen werden konnte. Ich rechnete jeden Moment mit der Kündigung, als mein Telefon klingelte. Der Anruf kam von einer Durchwahl in New York, die ich nicht kannte: 2723. Ich ging ran. Der Mann am anderen Ende hatte eine tiefe Stimme und sprach mit gedehntem amerikanischem Akzent, wie ein Südstaaten-Polizist. »Hey, sind Sie Bill Browder?«

»Ja. Mit wem spreche ich?«

»Bobby Ludwig. Ich habe gehört, Sie haben da was am Laufen in Russland.«

Ich hatte von dem Typ noch nie gehört und fragte mich, wer er war. »Ja, das stimmt. Arbeiten Sie für Salomon?«

»Yep, in New York. Ich habe mich gefragt, ob Sie mir einen Gefallen tun und herkommen könnten, um mir von Ihrem Plan zu erzählen?«

»Äh, klar. Ich muss nur kurz einen Blick in meinen Terminkalender werfen und rufe Sie dann zurück, okay?«

»Gern.«

Wir legten auf. Ich rief sofort einen Bekannten von der Abteilung Emerging Markets an, der in New York gearbeitet hatte, und fragte ihn, wer dieser Ludwig war.

»*Bobby* Ludwig?«, fragte er ungläubig, als müsse ich wissen, wer das war. »Er ist einer der Topverdiener im Unternehmen. Seltsamer Typ. Manche halten ihn für verrückt. Aber er bringt jedes Jahr Geld rein, also macht er mehr oder weniger, was er will. Warum fragst du?«

»Einfach so. Danke.«

Bobby war genau der Mensch, den ich brauchte, um meine Karre aus dem Dreck zu ziehen. Ich rief ihn umgehend zurück. »Hi, hier ist noch mal Bill. Ich komme gern für eine Präsentation zu Russland nach New York.«

»Freitag okay für Sie?«

»Klar. Ich werde da sein. Bis dann.«

Ich blieb zwei Nächte hintereinander wach, um eine PowerPoint-Präsentation über die russischen Anteilswerte zusammenzustellen. An jenem Donnerstag nahm ich um 18.00 Uhr einen British-Airways-Flug nach New York, ignorierte den Bordfilm und ging immer wieder die Präsentation durch. Diese Chance durfte ich einfach nicht vermasseln.

Am Freitagmorgen erreichte ich die Firmenzentrale von Salomon Brothers im World Trade Center 7. Die Zwillingstürme südwestlich des Gebäudes glitzerten in der hellen Morgensonne. Man schickte mich in den 36. Stock, wo Bobbys Sekretärin mich bereits erwartete. Sie begrüßte mich und öffnete die elektronisch gesicherte Tür zum Handelssaal. Der Saal war

riesig – Schreibtische, so weit man sehen konnte –, und die Energie war greifbar. Dies war der rohe, aggressive Kapitalismus in Reinform.

Wir gingen am Rand des Saals an einigen Schreibtischreihen vorbei und dann einen kurzen Gang entlang, der zu Bobbys Büro führte. Seine Sekretärin kündigte mich an und ging. Bobby saß an seinem Schreibtisch und starrte aus dem Fenster Richtung Hafen. Er war um die 50, sah mit seinem zerzausten roten Haar und dem strähnigen Schnurrbart, der über die Mundwinkel hing, aber deutlich älter aus. Abgesehen von ein paar unordentlichen Stapeln mit Berichten war sein Büro spartanisch, die einzigen Möbel, neben seinem Stuhl und Schreibtisch, waren ein kleiner runder Tisch und zwei weitere Sitzmöbel. Bobby bat mich, Platz zu nehmen. Er trug abgetragene Lederslipper und eine rote Krawatte mit Flecken. Später erfuhr ich, dass das seine Glückskrawatte war, die er fast jeden Tag trug, seit er bei einem einzigen Handel 50 Millionen Dollar verdient hatte. Bobby lehnte sich hinter seinem Schreibtisch zurück. Ich holte meine Präsentation hervor, legte ein Exemplar vor ihn hin und begann zu erzählen.

Bei einer Präsentation merkt man normalerweise, ob ein Publikum interessiert, gelangweilt oder neugierig ist. Bobby merkte man gar nichts an. Er starrte nur ausdruckslos auf die Tabellen und Grafiken, die ich ihm zeigte. Es gab keine *Ahas*, kein Nicken oder irgendetwas anderes, das mir gezeigt hätte, ob etwas bei ihm ankam – nur das ausdruckslose Starren. Das verunsicherte mich. Dann, etwa nach der Hälfte der Folien, stand Bobby plötzlich auf und verließ wortlos den Raum.

Ich wusste nicht, was ich davon halten sollte. Das hier war meine letzte Chance, meine Karriere bei Salomon zu retten, und ich vermasselte sie. *Was hatte ich falsch gemacht? Wie konnte ich das Ruder noch herumreißen? Sollte ich die Geschwindigkeit der Präsentation erhöhen? Oder langsamer sprechen? Was zum Teufel sollte ich tun?*

Fast 40 Minuten lang blieb ich mit meiner Panik und Unsicherheit allein, bis Bobby zurückkam. Er blieb kurz stehen, sagte etwas zu seiner Sekretärin und kam dann langsam wieder herein. Ich stand auf und hätte sogar gebettelt, wenn es nötig gewesen wäre.

Doch bevor ich auch nur ein Wort herausbrachte, sagte Bobby: »Browder, ich habe noch nie etwas so Unglaubliches gehört. Ich war gerade unten beim Risikoausschuss. Wir haben 25 Millionen, um sie in Russland zu investieren.

Verschwenden Sie keine Zeit mit irgendetwas anderem. Sie fliegen sofort zurück nach Moskau und machen etwas aus diesem Geld, bevor wir die Chance verpassen. Haben Sie verstanden?«

Ja. Ich hatte verstanden. Laut und deutlich.

Kapitel 7
La Leopolda

Diese Worte veränderten mein Leben. Ich tat wie geheißen, kehrte nach London zurück und machte mich sofort daran, die 25 Millionen Dollar von Salomon Brothers zu investieren. Leider ging es dabei um Russland, sodass ich nicht einfach meine Broker anrufen konnte. In Russland gab es damals noch nicht einmal eine Aktienbörse. Wenn ich investieren wollte, dann musste ich erst selbst herausfinden, wie.

Am Montag nach meiner Rückkehr aus New York saß ich an meinem Schreibtisch im Bullpen und rief auf gut Glück einige Kontakte an, um herauszufinden, wie ich vorgehen konnte. Während meines fünften Anrufs kam ein ernst dreinblickender Mann mittleren Alters zügigen Schrittes auf mich zu, zwei bewaffnete Sicherheitsleute an seiner Seite. Beim Näherkommen bellte er anklagend: »Mr. Browder, ich bin der Leiter der Compliance-Abteilung. Würden Sie mir bitte sagen, was Sie da tun?«

»Entschuldigen Sie. Habe ich etwas falsch gemacht?«

Er nickte. »Wir haben erfahren, dass Sie von innerhalb der Investmentbank mit Wertpapieren handeln. Sicher wissen Sie, dass Sie damit gegen den Verhaltenskodex für Mitarbeiter verstoßen.«

Investmentbanken sind in zwei Hälften aufgeteilt: In den Bereich Sales & Trading, wo mit Wertpapieren gehandelt wird, und in den eigentlichen Investmentbanking-Bereich, wo Unternehmen bei Fusionen und der Ausgabe neuer Aktien beraten werden. Diese beiden Teile werden durch die sogenannte Chinesische Mauer voneinander getrennt, damit die Aktienhändler nicht von vertraulichen Informationen profitieren können, die die Investmentbanker von ihren Kunden bekommen. Ich arbeitete im Investmentbanking und durfte folglich nicht mit Aktien handeln. In der Praxis bedeutete das, dass ich, sobald wir herausgefunden hatten, wie man russische Aktien kaufen konnte, in den Handelssaal umziehen musste. Aber

so weit waren wir noch lange nicht.

»Ich kaufe keine Wertpapiere«, erklärte ich zaghaft. »Ich versuche nur, herauszufinden, wie man das macht.«

»Egal, wie Sie nennen, was Sie da tun, Mr. Browder, Sie müssen sofort damit aufhören«, befahl der Compliance-Chef.

»Aber ich investiere nicht, ich *plane* nur einige Investitionen. Das ist alles mit der Unternehmensleitung in New York abgesprochen. Ich habe nichts falsch gemacht«, verteidigte ich mich.

Der Skandal um die Staatsanleihen hatte Salomon fast zerstört, und daher ging man im Unternehmen nun keinerlei Risiken mehr ein. »Tut mir leid. Packen Sie Ihre Sachen«, befahl er schroff und nickte den Sicherheitsleuten zu. »Sie können nicht im Investmentbanking bleiben.«

Während ich packte, traten die Wachen vor und verschränkten die Arme vor der Brust. Sie genossen offensichtlich die Gelegenheit, die starken Männer zu spielen. Dann führten sie mich durch die Tür, die das Investmentbanking vom Handelssaal trennte. Dabei kamen wir an einem jungen Kollegen vom Ungarn-Team vorbei. Er zwinkerte mir zu und formte lautlos die Worte: *Fuck you.* Damit war die Frage, wer mich verpfiffen hatte, beantwortet.

Kaum waren wir im Handelssaal angekommen, musste ich den Sicherheitsleuten meine Zugangskarte fürs Investmentbanking aushändigen. Dann ließen sie mich mit meinen Kisten einfach stehen. Mehrere Händler gingen an mir vorbei und starrten mich an. Ich fühlte mich gedemütigt wie damals an meinem ersten Tag im Internat. Ich hatte keine Ahnung, was ich tun sollte, also schob ich meine Kisten unter den nächsten Schreibtisch, suchte ein Telefon und rief Bobby an.

»Bobby«, keuchte ich. »Compliance hat mich eben aus dem Investmentbanking rausgeworfen. Ich stehe jetzt ohne Arbeitsplatz im Handelssaal. Was soll ich tun?«

Ihn schien mein Dilemma überhaupt nicht zu kümmern. Er zeigte dabei ebenso wenig Emotion wie bei meiner Präsentation der Russland-Idee eine Woche zuvor. »Keine Ahnung. Sich einen Platz suchen, würde ich sagen. Ich habe einen anderen Anruf in der Leitung.« Damit legte er auf.

Mein Blick schweifte durch den riesigen Handelssaal. Er war so groß wie ein Fußballfeld. Mehrere Hundert Menschen saßen in Reihen an ihren Schreibtischen, schrien in Telefone, wedelten mit den Armen und zeigten auf Computerbildschirme. Jeder von ihnen suchte nach kleinen Abweichungen im Preis aller erdenklichen Finanzprodukte. In diesem Bienenstock gab es vereinzelte leere Schreibtische, aber ich konnte mich nicht einfach irgendwo hinsetzen. Man musste sich von irgendjemandem eine Genehmigung holen.

Ich verbarg, so gut ich konnte, wie unwohl ich mich fühlte, und ging zu den Tischen des Emerging-Markets-Teams, weil ich den Leiter des Teams kannte. Ich beschrieb ihm mein Problem, und er hatte Verständnis für meine Lage, aber selbst keinen Tisch frei. Daher verwies er mich an das Team für europäische Aktien. Dort bekam ich dieselbe Antwort.

Als Nächstes versuchte ich es bei den Derivatehändlern, denn dort gab es ein paar wenige freie Plätze. Ich ging so selbstbewusst wie möglich auf den Teamleiter zu, stellte mich vor und erwähnte ganz nebenbei Bobby Ludwig. Der Mann drehte sich nicht einmal um, als ich ihn ansprach, und so redete ich mit seinem kahlen Hinterkopf.

Erst als ich fertig war, schwang er auf seinem Stuhl herum und lehnte sich zurück. »Sind Sie bescheuert?«, platzte er heraus. »Sie können nicht einfach herkommen und einen Platz wollen. Das ist lächerlich. Wenn Sie einen Tisch brauchen, dann klären Sie das gefälligst mit der Verwaltung.« Schnaubend drehte er sich wieder zu seinen Bildschirmen um und griff nach dem Hörer seines blinkenden Telefons.

Leicht benommen ging ich davon. Aktienhändler sind nicht gerade für ihre guten Manieren berühmt, aber das war trotzdem heftig. Ich rief noch einmal Bobby an. »Bobby, ich hab’s versucht. Niemand gibt mir einen Tisch. Können Sie bitte irgendwas tun?«

Diesmal war Bobby verärgert. »Bill, warum gehen Sie mir damit auf die Nerven? Wenn Sie keinen Tisch bekommen, dann arbeiten Sie eben von zu Hause aus. Ist mir völlig egal, wo Sie arbeiten. Hier geht es darum, dass wir in Russland investieren, nicht um Schreibtische.«

»Okay, okay«, lenkte ich ein, weil ich es mir mit Bobby nicht verderben wollte. »Aber wie bekomme ich meine Reisen genehmigt und meine Kosten erstattet und das ganze Zeug?«

»Ich kümmere mich darum«, sagte er unwirsch und legte auf.

Am nächsten Tag wurde ein Overnight-Paket zu mir nach Hause geliefert mit 20 bereits unterschriebenen Reiseanträgen. Ich füllte einen davon aus, faxte ihn zur Reiseabteilung bei Salomon und hatte zwei Tage später ein Ticket nach Moskau.

Bei meiner Ankunft in der russischen Hauptstadt richtete ich mir in einem Zimmer im Hotel Baltschug Kempinski am Südufer der Moskwa gegenüber der Basilius-Kathedrale ein provisorisches Büro ein. Als Erstes musste ich das Geld nach Russland schaffen, und dafür brauchten wir jemanden, der das Bargeld in Empfang nehmen und uns beim Kauf der Coupons helfen konnte. Glücklicherweise fanden wir eine russische Bank, die einem Verwandten eines Angestellten von Salomon gehörte. Bobby hielt das für besser, als das Geld an eine unbekannte russische Bank zu überweisen. Also ließ er von jemandem im Backoffice den Papierkram erledigen und genehmigte den versuchsweisen Transfer von einer Million Dollar.

Zehn Tage später kauften wir die ersten Coupons. Als ersten Schritt musste das Bargeld bei der Bank abgeholt werden. Ich sah zu, wie Kassierer das Bargeld in druckfrischen 100-Dollar-Noten aus dem Tresor holten und in einen Leinensack von der Größe einer Sporttasche packten. Ich hatte noch nie zuvor eine Million Dollar in bar gesehen, aber der Anblick war nicht so beeindruckend, wie ich erwartet hatte. Von dort aus brachte ein Sicherheitsteam das Geld in einem gepanzerten Wagen zur Coupon-Börse.

Die Moskauer Coupon-Börse war in einer alten und staubigen sowjetischen Versammlungshalle gegenüber dem Kaufhaus GUM[2] untergebracht, mehrere Straßen vom Roten Platz entfernt. Sie bestand aus in konzentrischen Ringen angeordneten Campingtischen, über denen eine elektronische Handelsanzeige von der Decke hing. Alle Transaktionen wurden gegen Bargeld durchgeführt, und da es keinerlei Eingangskontrollen gab, konnte jeder einfach mit Bargeld oder Coupons hereinkommen und handeln. Einen Sicherheitsdienst gab es auch nicht, daher blieben die Sicherheitsleute der Bank die ganze Zeit dabei.

Wie diese Coupons überhaupt nach Moskau gelangten, war eine ganz eigene Geschichte. Die Russen wussten nichts mit den Coupons anzufangen, die ihnen der Staat schenkte, und in den meisten Fällen tauschten sie sie nur zu gerne gegen eine Sieben-Dollar-Flasche Wodka oder ein paar dicke

Stücke Schweinefleisch ein. Einige geschäftstüchtige Menschen kauften in kleinen Dörfern ganze Coupon-Blöcke auf und verkauften sie für zwölf Dollar das Stück an Großhändler in größeren Städten weiter. Der Großhändler kam dann nach Moskau und verkaufte ein Paket mit 1000 oder 2000 Coupons an einem der Campingtische am Rand der Börse für 18 Dollar das Stück. Ein weiterer Händler fasste dann die Coupons zu Bündeln aus 25 000 Coupons oder mehr zusammen und verkaufte sie für 20 Dollar das Stück an den zentralen Tischen. Manchmal ließ jemand die ganzen Zwischenstufen aus und versuchte, am Rand der Börse einen guten Preis für eine kleine Stückzahl zu bekommen. In diesem Durcheinander aus Bargeld und Papier drängten sich Schwindler, Geschäftsleute, Banker, Ganoven, Broker, Moskauer, Käufer und Verkäufer aus der Provinz – sie alle waren Cowboys in einem neuen Grenzland.

Unser erstes Angebot, 19,85 Dollar pro Coupon für 10 000 Stück, sorgte für Aufregung im Saal, und ein Mann hob eine Karte mit der Zahl Zwölf in die Höhe. Ich folgte den Bankangestellten und einem Wachmann zu Campingtisch Nummer zwölf. Wir legten das Bargeld auf den Tisch und die Leute auf der anderen Seite des Tisches taten dasselbe mit den Coupons. Die Käufer nahmen unsere Stapel Hunderter im Wert von je 10 000 Dollar und legten sie einzeln in eine Zählmaschine. Die Maschine schnurrte und blieb dann bei 198 500 Dollar stehen. Gleichzeitig inspizierten zwei von unseren Leuten die Coupons und suchten nach Fälschungen. Nach etwa 30 Minuten war der Deal abgeschlossen. Wir trugen die Coupons zu unserem gepanzerten Wagen, und der Händler Nummer zwölf brachte das Bargeld zu seinem.

Diese Übung wiederholte sich mehrere Wochen lang immer wieder, bis Salomon Coupons im Wert von 25 Millionen Dollar gekauft hatte – doch damit war nur die erste Hälfte der Schlacht geschlagen. Danach mussten wir die Coupons in Anteile an russischen Unternehmen eintauschen, und das geschah bei sogenannten Coupon-Auktionen, die allerdings völlig anders abliefen als normale Auktionen, denn hier erfuhr der Käufer den Preis erst ganz am Ende der Auktion. Wenn nur ein Bieter mit einem einzigen Coupon auftauchte, dann wurden alle Anteile, die zur Auktion standen, gegen diesen einen Coupon eingetauscht. Wenn jedoch alle Einwohner Moskaus mit ihren Coupons kamen, dann wurden die Anteile zu gleichen Teilen zwischen allen Coupons, die bei der Auktion eingereicht wurden, aufgeteilt.

Das Verfahren war äußerst betrugsanfällig, und viele Unternehmen, deren Anteile verkauft wurden, sorgten dafür, dass möglichst wenige Menschen an den Coupon-Auktionen teilnahmen, damit Insider die Anteile billig erwerben konnten. Surgutneftegas, eine große Ölgesellschaft in Sibirien, steckte Gerüchten zufolge hinter der Schließung des Flughafens am Abend vor ihrer Coupon-Auktion. Eine andere Ölgesellschaft soll am Tag ihrer Auktion eine Straße mit brennenden Autoreifen blockiert haben, um die Leute an der Teilnahme zu hindern.

Diese Auktionen waren derart bizarr und schwer zu analysieren, dass nur wenige Menschen daran teilnahmen – aus dem Westen schon gar nicht. Das führte zu einem starken Nachfragemangel und folglich zu bemerkenswert niedrigen Preisen, sogar für russische Verhältnisse. Zwar bot Salomon praktisch blind bei jeder Auktion, aber ich hatte jede größere Coupon-Auktion der Vergangenheit sorgfältig analysiert, und in jedem Fall wurden die Aktien von Anfang an zu einem deutlich höheren Preis gehandelt, als bei der Auktion bezahlt wurde – manchmal zum doppelten oder dreifachen Preis. Wenn sich daran erst einmal nichts änderte, machte das Unternehmen allein durch die Teilnahme an den Auktionen praktisch schon einen garantierten erheblichen Gewinn.

Sobald wir die ersten Coupons gekauft hatten, beobachtete ich die Auktionsankündigungen der Regierung sehr genau. Letztendlich empfahl ich Bobby, dass wir an einem halben Dutzend Auktionen teilnehmen sollten, darunter dem Verkauf von Lukoil, einer russischen Ölgesellschaft, Unified Energy System (UES), dem staatlichen Stromversorger, und Rostelecom, der staatlichen Telefongesellschaft.

Durch diese Auktionen kam Salomon Brothers in den Besitz der unterbewertetsten Aktien der Geschichte im Wert von 25 Millionen Dollar. Bobby und ich waren überzeugt, dass Salomon damit ein Vermögen verdienen würde. Wir mussten einfach nur abwarten.

Und nicht einmal besonders lange. Im Mai 1994 veröffentlichte der *Economist* einen Artikel mit dem Titel »Sollte man jetzt auf Russland setzen?«. Darin wurde, mit einfachen Begriffen erklärt, dieselbe Rechnung über die Bewertung russischer Unternehmen aufgestellt, die ich bei meinem ersten Aufenthalt in Moskau entdeckt hatte. In den folgenden Tagen riefen Milliardäre, Hedgefonds-Manager und andere Spekulanten ihre Broker an

und baten sie, die russischen Aktien zu prüfen. Das brachte den jungen russischen Markt in Bewegung, und zwar dramatisch.

Innerhalb kürzester Zeit hatte unser 25-Millionen-Dollar-Portfolio einen Wert von 125 Millionen Dollar. Wir hatten 100 Millionen Dollar verdient!

Dieser Erfolg machte mich im Handelssaal von Salomon Brothers in London zum Helden, und ich bekam endlich einen Schreibtisch. Dieselben »Kumpel«, die mich nicht mehr zum Mittagessen und zum Feierabendbier mitgenommen hatten, standen nun jeden Morgen an meinem Tisch Schlange, weil sie hofften, von mir einen Tipp zu bekommen, wie sie ihr Geld auf dem russischen Aktienmarkt verfünffachen konnten.

In den folgenden Wochen tauchten auch die Topverkäufer von Salomon bei mir auf und baten mich, ihre wichtigsten Kunden zu treffen. »Bill, Sie würden mir einen riesigen Gefallen tun, wenn Sie George Soros beraten könnten.« »Bill, Julian Robertson[3] würde gerne mehr über Russland von Ihnen erfahren.« »Bill, können Sie etwas Zeit für Sir John Templeton erübrigen?«[4]

Natürlich konnte ich! Es war völlig lächerlich – ich war mit 29 Jahren Vizepräsident[5], und die wichtigsten Investoren der Welt wollten hören, was ich zu sagen hatte. Ich flog auf Firmenkosten erster Klasse in alle Teile der Welt. Ich flog nach San Francisco, Paris, Los Angeles, Genf, Chicago, Toronto, New York, auf die Bahamas, nach Zürich und Boston. Nach fast jedem Meeting wurde ich gefragt: »Bill, können Sie etwas Geld für uns in Russland investieren?«

Auf diese Frage hatte ich keine Antwort. Damals war unsere Abteilung nur darauf eingerichtet, firmeneigenes Geld zu verwalten, und konnte Kapital von außen nicht annehmen. »Ich weiß es nicht«, war daher meine Antwort. »Aber ich werde mit den Chefs sprechen und fragen, ob sie es erlauben.«

Diese Art von Entscheidung konnte auch Bobby nicht treffen. Er war zwar der beste Investor des Unternehmens, aber er hatte bei solcherlei organisatorischen Themen keine Entscheidungsbefugnis. Daher ging ich nach meiner Rückkehr nach London zum Eckbüro des Leiters von Sales & Trading und unterbreitete ihm den Vorschlag. Anders als zuvor, als niemand von Russland hören wollte, war er jetzt deutlich offener für meine Ideen. »Das ist eine großartige Idee, Bill. Ich finde sie toll. Wissen Sie was? Wir

bilden eine Arbeitsgruppe, die die Sache untersucht.«

Eine Arbeitsgruppe! Was sollte das? Wieso war bei diesen Leuten nie etwas einfach? Hier wurde ihnen eine einmalige Gelegenheit auf dem Silbertablett serviert, und sie kamen mit ihrem organisatorischen Quatsch.

Ich ging zu meinem Platz zurück, und zehn Minuten später klingelte das Telefon. Ein unbekannter externer Anruf. Ich hob ab, und am anderen Ende war Beny Steinmetz, ein charismatischer israelischer Milliardär, den ich auf meiner Salomon-Welttournee kennengelernt hatte. Beny war Ende 30, hatte auffallende graue Augen und kurz geschorenes braunes Haar. Er hatte die Leitung des Familienunternehmens geerbt, handelte mit Rohdiamanten und war einer von Salomons größten Privatkunden.

»Bill, ich habe viel über die Präsentation nachgedacht, die Sie vor ein paar Wochen in New York gehalten haben. Ich bin in London und ich würde mich freuen, wenn Sie ins Four Seasons kämen, um ein paar meiner Kollegen kennenzulernen.«

»Wann?«

»Jetzt.«

Beny stellte keine Fragen, sondern Forderungen.

Ich hatte an dem Nachmittag ein paar Meetings im Terminplan stehen, aber die waren nicht so wichtig wie ein Milliardär, der in Russland investieren wollte. Daher sagte ich alles ab und nahm ein Black-Cab-Taxi zur Hyde Park Corner. Ich betrat die Hotellounge, wo Beny mit einigen Leuten zusammensaß, die im Diamantengeschäft für ihn arbeiteten. Er stellte sie mir vor: Nir aus Südafrika, Dave aus Antwerpen und Moishe aus Tel Aviv.

Wir setzten uns. Beny verschwendete keine Zeit mit Small Talk. »Bill, ich möchte Geschäfte mit Ihnen machen.«

Ich fühlte mich geschmeichelt, dass ein so wohlhabender Mann wie Beny so stark auf meine Idee reagierte, aber ich sah ihn und seine Diamantenhändlerkollegen an und dachte, dass ich auf keinen Fall so einen bunten Haufen als Geschäftspartner wollte. Doch bevor ich irgendetwas sagen konnte, fuhr Beny fort: »Ich stelle die ersten 25 Millionen bereit. Was sagen Sie?«

Das gab mir zu denken. »Das klingt interessant. Wie wollen Sie das Geschäft aufziehen?«

Daraufhin begannen er und seine Leute umständlich, ihre Vorstellungen zu erklären, und zeigten so deutlich, dass sie kaum eine Ahnung von Vermögensverwaltung hatten. Sie hatten Geld und wollten mehr davon, alles andere war ihnen egal. Am Ende des Treffens war ich sowohl aufgeregt als auch enttäuscht.

Beim Verlassen des Hotels dachte ich nur, dass das genau die Arbeit war, die ich machen wollte, dass diese Leute aber genau zu dem Menschenschlag gehörten, mit dem ich sie nicht machen wollte. Den Rest des Tages grübelte ich über dieses Dilemma nach. Wenn ich es auf eigene Faust versuchen wollte, brauchte ich Startkapital, aber eine Partnerschaft mit Beny und seinen Freunden konnte niemals funktionieren, weil weder sie noch ich Erfahrung mit Vermögensverwaltung hatten. Ich würde Benys Angebot ablehnen müssen.

Am nächsten Morgen rief ich ihn an und bereitete mich innerlich auf die schwierige Aufgabe vor, einem Milliardär etwas abzuschlagen. »Beny, Ihr Angebot ist wirklich verführerisch, aber ich kann es leider nicht annehmen. Ich brauche einen Partner, der sich mit Vermögensverwaltung auskennt. Leider gehört das nicht zu Ihren ansonsten zahlreichen Fähigkeiten. Ich hoffe, Sie haben Verständnis dafür.«

Niemand schlägt Beny Steinmetz etwas ab, und daher sagte er ohne eine Spur von Enttäuschung: »Natürlich habe ich das, Bill. Wenn Sie jemanden mit Erfahrung in der Vermögensverwaltung brauchen, dann hole ich jemanden mit Erfahrung in der Vermögensverwaltung ins Boot.«

Bei diesen Worten zuckte ich zusammen. Ich befürchtete, er würde sich mit einem Cousin aus irgendeiner kleinen Maklerfirma wieder bei mir melden und mich so in eine noch unangenehmere Lage bringen, weil ich sein Angebot dann ein zweites Mal ausschlagen musste.

Aber 20 Minuten später rief er zurück. »Was würden Sie sagen, wenn Edmond Safra das Geschäft mit uns machen würde, Bill?«

Edmond Safra! Safra war der Eigentümer der Republic National Bank of New York, und sein Name war im privaten Bankwesen Gold wert. Edmond Safra als Partner bei diesem Unternehmen war wie ein Sechser im Lotto.

»Ja, das würde das Problem lösen. Ich bin *sehr* interessiert, Beny.«

»Gut. Ich arrangiere ein Treffen.«

Noch am selben Nachmittag rief er wieder an. »Es ist alles geklärt. Fliegen Sie nach Nizza und seien Sie um 12.00 Uhr am Carlton-Pier in Cannes.«

Aber ich muss morgen arbeiten, dachte ich. »Beny, können wir es nicht irgendwann nächste Woche machen, damit …«

»Safra hat morgen Zeit, Sie zu treffen, Bill«, unterbrach mich Beny verärgert. »Glauben Sie, es ist einfach, ein Treffen mit ihm zu bekommen?«

»Äh, natürlich nicht. Okay, ich werde da sein.«

Ich kaufte ein Flugticket, zog nach dem Aufwachen am nächsten Morgen meinen Anzug an, fuhr direkt nach Heathrow und checkte für den 7.45-Uhr-Flug nach Nizza ein. Vor dem Boarding rief ich bei der Arbeit an, täuschte einen keuchenden Husten vor und sagte, ich müsse mir den Tag freinehmen.

Ich kam in Nizza an und nahm Benys Anweisungen folgend ein Taxi zum Hotel Carlton in Cannes. Der Portier dachte, ich wolle einchecken, aber ich fragte nur nach dem Weg zum Pier. Er zeigte über den Boulevard de la Croisette auf einen langen grauen Pier, der über den Strand hinaus ins blaue Mittelmeer ragte. Ich überquerte die Straße mit zusammengekniffenen Augen wegen der Sonne (ich hatte meine Sonnenbrille im bewölkten London vergessen) und betrat den Pier. Auf meinem Weg über die Holzbohlen begegneten mir schöne, braun gebrannte Menschen in winzigen Badeanzügen. Mit meinem braunen Wollanzug und meiner bleichen Haut war ich hier völlig fehl am Platz. Am Ende des Piers schwitzte ich. Ich sah auf meine Armbanduhr. Fünf Minuten vor zwölf.

Zwei Minuten später entdeckte ich ein helles Schnellboot, das sich von Westen näherte. Als es näher kam, erkannte ich Beny. Er brachte sein Boot – eine 14 Meter lange, weiß-blaue Sunseeker – am Pier gluckernd zum Halten und rief: »Bill, steigen Sie ein!«

Er war gekleidet wie ein Côte-d'Azur-Playboy und trug ein apricotfarbenes Hemd und weiße Leinenhosen. Der Kontrast zwischen uns hätte nicht deutlicher sein können. Unsicher hüpfte ich an Bord. »Ziehen Sie die Schuhe aus!«, befahl er. Ich tat es und brachte schwarze Socken zum

Vorschein, die ich über die Knöchel hochgezogen hatte.

Beny manövrierte das Boot vom Pier weg, und sobald wir den ufernahen Bereich verlassen hatten, gab er Vollgas. Ich wollte mit ihm über das Treffen und Safra sprechen, aber der laute Motor und der Wind machten das unmöglich. Wir fuhren mit Höchstgeschwindigkeit eine halbe Stunde lang ostwärts, zurück nach Nizza, um die Antibes-Halbinsel herum, durch die Baie des Anges und erreichten schließlich den Hafen von Villefranche-sur-Mer.

Beny legte an einem leeren Liegeplatz an, sicherte das Boot und vereinbarte in schnellem Französisch mit dem Hafenmeister, dass er den Nachmittag über dort ankern durfte. Danach gingen wir zum Parkplatz, wo uns zwei bewaffnete Sicherheitsleute zu einem wartenden schwarzen Mercedes führten. Der Wagen fuhr über gewundene Straßen zum höchsten Punkt über Villefranche hinauf. Schließlich betraten wir ein ausgedehntes Privatgrundstück, das teuerste Haus der Welt, wie ich später erfuhr. La Leopolda. Es erinnerte an das Schloss von Versailles, nur dass hier Dutzende Ex-Mossad-Bodyguards in schwarzen Kampfanzügen mit Uzis und SIG-Sauer-Pistolen patrouillierten.

Wir stiegen aus dem Wagen und wurden durch einen farbenfrohen Garten mit Springbrunnen eskortiert, der von spitzen Zypressen umgeben war. Man führte uns in ein riesiges, prachtvolles Wohnzimmer, von dem aus man einen freien Blick aufs Meer hatte. Die Wände waren mit Ölgemälden aus dem 18. Jahrhundert in vergoldeten Holzrahmen bedeckt, und von der hohen Decke hing ein riesiger Kristallleuchter. Safra war nicht da, was mich nicht überraschte. Ich wusste damals bereits, dass es bei Milliardären üblich war, dass die Gäste ankamen, es sich gemütlich machten und auf das Treffen vorbereiteten, bevor der Milliardär dazukam, damit seine Zeit nicht verschwendet wurde. Beny stand in der Rangordnung der Milliardäre weiter unten, daher wurde ihm dieselbe Behandlung zuteil.

15 Minuten später betrat Safra den Raum. Wir erhoben uns, um ihn zu begrüßen.

Safra war ein kleiner Mann mit Glatze, rundem Gesicht, rosigen Wangen und einem warmen Lächeln. »Hallo, Mr. Browder«, begrüßte er mich mit einem starken Nahost-Akzent. »Bitte nehmen Sie Platz.«

Ich hatte vorher noch nicht einmal Bilder von Safra gesehen, und er sah so

gar nicht wie der archetypische Master of the Universe mit eckigen Wangenknochen aus, als den ihn sich die meisten Leute vielleicht vorstellten. Er trug legere Kleidung, eine hellbraune Hose mit Bügelfalte und ein elegantes, handgenähtes italienisches Hemd ohne Krawatte. Die Chips und Winthrops dieser Welt verkleideten sich mit ihren gebügelten Anzügen, roten Hosenträgern und Rolex. Ein Mann wie Safra hatte all das nicht nötig. Er war das Original.

Beny gab eine kurze Einführung, und dann hielt ich vor Safra meine übliche Präsentation. Seine Aufmerksamkeitsspanne war kurz, und alle fünf Minuten musste er entweder einen Anruf entgegennehmen oder selbst einen Anruf erledigen, der mit meinem Anliegen nicht das Geringste zu tun hatte. Am Ende des Meetings war ich so oft unterbrochen worden, dass ich mich fragte, ob er auch nur einen Teil meiner Informationen aufgenommen hatte.

Nach meiner Präsentation stand Safra auf. Das Treffen war beendet. Er dankte mir, dass ich mir die Zeit genommen hatte, und verabschiedete sich. Das war’s.

Einer von Safras Assistenten rief ein Taxi, das mich zum Flughafen zurückbringen sollte. Beny wartete mit mir in der kiesbedeckten Auffahrt. »Ich glaube, das ist gut gelaufen«, meinte er.

»Wirklich? Den Eindruck hatte ich nicht.«

»Ich kenne Edmond. Das ist gut gelaufen«, versicherte Beny mir.

Das Taxi kam, ich stieg ein und flog nach Hause.

Am folgenden Freitag fand das Treffen mit der Arbeitsgruppe bei Salomon statt. Ich kam zur Arbeit und ging direkt zum Sitzungssaal. Ich war überrascht, dass dafür ein so großer Raum gebucht worden war. Bis 10.00 Uhr füllte sich der Raum langsam, und eine Viertelstunde später saßen 45 Personen darin. Die meisten hatte ich noch nie gesehen. Dort saßen Mitglieder der Geschäftsführung aller Ebenen – und ich. Im Verlauf der Diskussion kam es zu einem heftigen Streit darüber, wer die Gewinne aus diesem neuen Russlandgeschäft einstreichen durfte. Ich kam mir vor wie beim Ringkampf, und es war beeindruckend zu sehen, wie Menschen, die absolut gar nichts mit diesem neuen Geschäft in Russland zu tun hatten, derart überzeugende Argumente für ihren Anspruch auf einen Anteil an zukünftigen Gewinnen vorbringen konnten. Ich hatte keine Ahnung, wer

diesen Kampf gewinnen würde, aber ich wusste mit absoluter Sicherheit, wer ihn verlieren würde: ich.

Dieses Meeting regte mich so sehr auf, dass ich mehrere Nächte lang schlecht schlief. Ich hatte nicht das Fünffache meines Gehalts für das Unternehmen eingebracht, ich hatte das *500-Fache* meines Gehalts eingebracht, und ich würde nicht zulassen, dass irgendein aufgeblasener Bürohengst mir mein Geschäft stahl.

Ich hatte mich entschieden. Am Montag nach dem Meeting ging ich zur Arbeit, nahm all meinen Mut zusammen, ging zum Eckbüro des Leiters von Sales & Trading und kündigte. Ich erzählte ihm, ich wolle nach Moskau gehen und meine eigene Investmentgesellschaft gründen.

Ich nannte sie Hermitage Capital.

Kapitel 8
Greenacres

Ich war absolut sicher, dass es richtig für mich war, Salomon zu verlassen, aber dennoch machte ich mir Sorgen, dass das Leben da draußen sehr viel härter werden würde. Würden sich für mich auch ohne die Visitenkarte von Salomon Brothers Türen öffnen? Würde man mich ernst nehmen? Was hatte ich bei meiner Entscheidung für die Selbständigkeit nicht bedacht?

Diese Fragen jagten mir durch den Kopf, als ich in meinem Haus in Hampstead schuftete, eine Prognose und Präsentationsmaterial für meinen neuen Fonds zusammentippte. Als ich mit dem Ergebnis zufrieden war, kaufte ich mir ein Sparpreisticket nach New York und rief Investoren an, um Termine zu vereinbaren.

Das erste Meeting hatte ich mit einem gut gelaunten Franzosen namens Jean Karoubi. Jean war ein 50-jähriger Finanzier mit einer Kapitalanlagegesellschaft, die auf Hedgefonds spezialisiert war. Wir hatten uns im vorigen Frühjahr auf einem Flug nach Moskau kennengelernt, und er hatte gesagt, ich solle ihn aufsuchen, wenn ich jemals meinen eigenen Hedgefonds einrichtete.

Wir trafen uns in seinem Büro im Crown Building an der Ecke von Fifth Avenue und 57. Straße, nur einen Häuserblock vom Luxuskaufhaus Bergdorf Goodman entfernt. Er begrüßte mich wie einen alten Freund. Ich zog meine Präsentation aus der Tasche und legte sie vor ihn auf den Tisch. Er setzte seine Lesebrille auf und hörte aufmerksam zu, als ich sie Seite für Seite mit ihm durchging. Als ich fertig war, schob er seine Brille auf die Nasenspitze vor und warf mir einen zufriedenen Blick zu. »Das ist sehr beeindruckend, Bill, und ich bin interessiert. Sagen Sie, wie viel Geld haben Sie denn bisher aufgebracht?«

»Nun ja, um ehrlich zu sein, noch gar nichts. Das hier ist mein erster Termin.«

Er strich sich nachdenklich übers Kinn. »Wissen Sie was? Wenn Sie mindestens 25 Millionen zusammenbringen, steige ich mit drei ein. Okay?«

Sein Angebot war absolut vernünftig. Er wollte nicht in einen Fonds investieren, der gar nicht aus den Startlöchern kam, egal, wie vielversprechend die zugrunde liegenden Investitionen auch sein mochten. All meine Termine in New York liefen fast genau gleich ab. Den meisten gefiel die Idee, und einige waren interessiert, aber keiner wollte eine feste Zusage machen, solange ich nicht eine bestimmte Kapitalmenge garantieren konnte.

Im Prinzip brauchte ich nur jemanden, der mir einen richtig großen Scheck ausschrieb, um mein Start-up in Schwung zu bringen. In einer perfekten Welt wäre dieser Jemand Edmond Safra gewesen, aber seit unserem Treffen in La Leopolda hatte er nichts mehr von sich hören lassen. Das bedeutete, dass ich einen anderen Ankerinvestor finden musste, und ich streckte meine Fühler in alle Richtungen aus.

Wenige Wochen später bekam ich den ersten heißen Tipp von der britischen Investmentbank Robert Fleming. Flemings, wie sie genannt wurde, war in den neuen Märkten erfolgreich gewesen und hatte schon lange mit Investitionen in Russland geliebäugelt. Daher luden sie mich zu einem Treffen mit mehreren leitenden Angestellten in London ein.

Das Treffen verlief gut, und ich bekam eine zweite Einladung, um dieselbe Präsentation für einen der Direktoren zu halten. Eine Woche später erwartete mich am Eingang ein Wachmann, der mich ins Sitzungszimmer führte. Der Raum sah genau so aus, wie ein Innenarchitekt sich eine traditionsreiche, noble britische Handelsbank wohl vorstellen würde. Auf dem Boden lagen dunkle Orientteppiche, ein antiker Konferenztisch aus Mahagoni stand im Raum, und an den Wänden hingen Ölporträts verschiedener Mitglieder der Fleming-Familie. Ein Butler im weißen Frack servierte Tee in Porzellantassen. Ich hatte den Eindruck, als sollte diese Zurschaustellung englischen Oberklassenstils Menschen wie mir das Gefühl geben, ein unzivilisierter Außenseiter zu sein.

Wenige Minuten später erschien ein Mann in den frühen 50ern und schüttelte mir kraftlos die Hand. Er hatte graues Haar und Schuppen auf den Schultern seines leicht zerknitterten, handgefertigten Anzugs. Wir setzten uns, und er zog ein Memo aus einer Klarsichtfolie, das er sorgfältig vor sich

legte. Ich las den Titel kopfüber: »Browder Fonds-Vorschlag«.

»Mr. Browder, vielen Dank, dass Sie sich herbemüht haben«, sagte er mit dem exakt selben englischen Akzent, den George Ireland, mein ehemaliger Kollege bei Maxwell, gesprochen hatte. »Meine Kollegen und ich sind recht beeindruckt von den günstigen Gelegenheiten in Russland, die Sie letzte Woche präsentiert haben. Als Nächstes möchten wir uns mit Ihnen gerne über Ihre Gehalts- und Bonusvorstellungen unterhalten.«

Gehalts- und Bonusvorstellungen? Wie in aller Welt kam er darauf, dass ich mich hier für einen Job bewarb? Nach der Schlangengrube bei Salomon war das Letzte, was ich wollte, den Diener für ein paar Amateure aus der Oberschicht zu markieren, die Geschäftsleute spielten und bei denen es schon an einen unerhörten Gefühlsausbruch grenzte, wenn sie von etwas *recht beeindruckt* waren.

»Ich fürchte, hier liegt ein Missverständnis vor«, erklärte ich so ruhig wie möglich. »Ich will gar keinen Job bei Ihnen. Ich möchte mit Ihnen über die Möglichkeit sprechen, dass Flemings als Ankerinvestor in meinen neuen Fonds einsteigt.«

»Oh.« Er blätterte verwirrt in seinen Papieren herum. Das war nicht Teil seines Drehbuchs. »Nun, an was hatten Sie denn dabei gedacht?«

Ich sah ihm direkt in die Augen. »Ich biete Ihnen 50 Prozent am Unternehmen, wenn Sie 25 Millionen Dollar investieren.«

Er wich meinem Blick aus und sah sich im Raum um. »Hmm. Aber wenn wir 50 Prozent bekommen, wer bekommt dann die anderen 50 Prozent?«

Ich fragte mich, ob er das ernst meinte. »Ich.«

Sein Gesicht erstarrte. »Aber wenn der russische Markt so explodiert, wie Sie sagen, dann würden Sie Millionen verdienen.«

»Ja, genau darum geht es ja – und Sie würden genauso viel verdienen.«

»Es tut mir furchtbar leid, Mr. Browder. Aber für diese Art von Arrangement werden Sie hier keinen Partner finden«, erklärte er mir und merkte ganz offensichtlich nicht, wie lächerlich das klang. Anscheinend widersprach es so sehr den Regeln des veralteten englischen Klassensystems, wenn man einem Emporkömmling von außen zu Reichtum verhalf, dass er lieber die Chance, ein Vermögen für seine Bank zu

verdienen, ungenutzt verstreichen ließ.

Höflich beendeten wir das Gespräch, aber ich schwor mir, nie wieder einen Fuß in eine dieser hochnäsigen Banken zu setzen.

In den nächsten Wochen folgte ich einigen falschen Fährten und geriet in mehrere Sackgassen, aber schließlich stieß ich auf eine vielversprechende Chance: den amerikanischen Milliardär Ron Burkle. Ken Abdallah, ein ehemaliger Broker bei Salomon, hatte mich mit Burkle bekannt gemacht, weil er hoffte, dafür einen Anteil an den Gewinnen zu bekommen.

Burkle war ein 43-jähriger Junggeselle aus Kalifornien, sonnengebräunt und mit sandbraunem Haar. Er war einer der bekanntesten Privatinvestoren an der Westküste. Er hatte bei mehreren Supermärkten fremdfinanzierte Übernahmen durchgeführt und es vom Verpacker an der Supermarktkasse in die vorderen Ränge der *Forbes*-Liste geschafft. Zusätzlich zu seinem wirtschaftlichen Erfolg erschien sein Bild auch immer wieder auf den Gesellschaftsseiten neben Berühmtheiten aus Hollywood und bedeutenden Politikern wie Präsident Clinton.

An einem sonnigen Septembertag 1995 kam ich in Los Angeles an. Ich mietete mir einen Wagen, checkte im Hotel ein und suchte dann Burkles Adresse raus: 1740 Green Acres Drive, Beverly Hills. Ich stieg wieder ins Auto und fuhr durch die Hügel über Los Angeles, vorbei an gesicherten Häusern und blühenden Vorgärten. Überall standen Bäume: Palmen, Ahornbäume, Eichen und hin und wieder eine Platane. Der Green Acres Drive war etwa eineinhalb Kilometer vom Sunset Boulevard entfernt, und die Nummer 1740 lag am Ende einer Sackgasse. Ich hielt vor dem schwarzen Eisentor und klingelte. Über die Gegensprechanlage kam die Anweisung, ich solle hineinfahren und parken. »Ich erwarte Sie an der Vordertür, Bill«, erklärte der Mann am anderen Ende.

Das Tor schwang auf, und ich fuhr eine beidseitig von Zypressen gesäumte Auffahrt hinauf. Ich bog auf den Vorplatz ein und stand vor dem prachtvollsten Anwesen, das ich je gesehen hatte. La Leopolda war vielleicht das teuerste Haus der Welt, aber Greenacres, für den Stummfilmstar Harold Lloyd in den späten 1920er-Jahren erbaut, war eines der größten. Das Haupthaus war ein 4200 Quadratmeter großer italienischer Palazzo mit 44 Zimmern, umgeben von gepflegtem Rasen, einem Tennisplatz, einem Swimmingpool, Brunnen und jedem anderen erdenklichen Statussymbol.

Was jemand besaß, hatte mich noch nie besonders beeindruckt, aber Greenacres war imposant. Burkle war ein gewöhnlicher Typ aus Pomona, Kalifornien, der es vom Habenichts zu einem Leben wie ein saudischer Prinz gebracht hatte.

Ich klingelte. Burkle öffnete selbst die Tür, und direkt hinter ihm stand Ken Abdallah. Burkle bat mich herein und führte mich durchs Haus, dann gingen wir zu dritt in sein Arbeitszimmer, um die Bedingungen für eine Zusammenarbeit zu besprechen. Burkle war erstaunlich entspannt und akzeptierte meine Bedingungen grundsätzlich: 25 Millionen Dollar Investition gegen 50 Prozent Anteile am Fonds. Zu den weniger wichtigen Punkten wie dem Startdatum, der Kontrolle über Personalfragen und den Betriebsmitteln für das Büro sagte er kaum etwas. Er hatte den Ruf, einer der Härtesten an der Wall Street zu sein, doch mir gegenüber war er regelrecht locker.

Nach den Verhandlungen lud Burkle Ken und mich erst zum Abendessen und dann in seinen Lieblingsnachtklub ein. Ich hatte einen Angeber von der Wall Street erwartet, aber Burkle war ein erstaunlich angenehmer Mensch. Als ich am Ende des Abends in mein Auto stieg, versprach er, seine Anwälte würden einen Vertrag aufsetzen und ihn mir in wenigen Tagen nach London schicken. Beim Rückflug am nächsten Tag hatte ich das Gefühl, die größte Hürde vor der Selbständigkeit genommen zu haben. Im Flugzeug trank ich ein Glas Rotwein und gratulierte mir heimlich zu meinem Glück, sah mir einen Film an und schlief mittendrin ein.

Vier Tage später spuckte das Faxgerät in meinem Haus in Hampstead wie versprochen ein langes Dokument von Burkles Anwälten aus. Ich griff nervös danach und las es, um sicherzugehen, dass alles in Ordnung war. Die erste Seite sah gut aus, ebenso die zweite, die dritte … bis ich zur siebten Seite kam. Im Abschnitt »Fondskapital« hätte stehen sollen »Yucaipa[6] investiert 25 Millionen US-Dollar in den Fonds«. Stattdessen stand da: »Yucaipa bemüht sich, 25 Millionen US-Dollar für den Fonds aufzubringen«. Was sollte »bemüht sich« bedeuten? So war das nicht abgesprochen. Ich las den Vertrag noch einmal durch, um sicherzugehen, dass ich es richtig verstanden hatte. Aber tatsächlich. Burkle wollte gar nicht sein eigenes Geld investieren, sondern er versprach nur, das Geld zu beschaffen, sofern er es konnte. Im Gegenzug für seine *Bemühungen* wollte er 50 Prozent meines Geschäfts.

Kein Wunder, dass er bei den Verhandlungen so entspannt gewesen war. Er riskierte gar nichts!

Ich rief sofort in seinem Büro an. Seine Sekretärin erklärte mir höflich, er sei nicht zu sprechen. Ich rief noch dreimal an, kam aber nicht zu ihm durch. Dann rief ich Ken Abdallah an.

»Ich habe gehört, dass Sie versucht haben, Ron zu erreichen«, erklärte Ken in einem fröhlichen kalifornischen Akzent, als sei er gerade erst vom Strand gekommen. »Wie kann ich helfen?«

»Ich habe gerade den Vertrag bekommen, Ken, und darin steht, dass Ron gar kein Geld in den Fonds investiert, sondern nur seine Hilfe verspricht, das Geld aufzubringen. Das hatten wir aber anders vereinbart«, fasste ich knapp zusammen.

»Bill, ich war auch dort, und *genau* das hat Ron versprochen«, sagte er in deutlich schärferem Tonfall und ohne eine Spur des kalifornischen Beachboys.

»Aber was ist, wenn er das Geld nicht aufbringen kann?«

»Dann fallen seine 50 Prozent an Sie zurück. Ganz einfach.«

Welches Spielchen spielten die beiden da mit mir? Burkle bekam praktisch für ein paar erfolgreiche Anrufe bei Investoren die Option auf 50 Prozent meines Unternehmens. Wenn er keine Zeit hatte, um jemanden anzurufen, oder seine Freunde nicht investieren wollten, saß ich in einem leeren Büro in Moskau.

Ken hörte, dass ich verärgert war, wollte aber nicht, dass der Deal platzte, weil er sonst seine Beteiligung verloren hätte. »Machen Sie sich keine Sorgen, Bill. Ron ist einer der erfolgreichsten Finanziers im Land. Wenn er sagt, dass er 25 Millionen Dollar aufbringt, dann bringt er auch 25 Millionen Dollar auf. Der macht mit geschlossenen Augen Deals, die 20-mal so viel wert sind. Entspannen Sie sich. Es wird alles gut gehen, da bin ich mir sicher.«

Ich war mir da überhaupt nicht sicher. Aber ich versprach, noch einmal darüber nachzudenken. Vielleicht hatte ich auch nur gehört, was ich hatte hören wollen, und mir nur eingeredet, Burkle habe gesagt, er wolle mit 25 Millionen Dollar einsteigen. In jedem Fall hatte ich ein schlechtes Gefühl

dabei, wie sich die Angelegenheit entwickelte. Ich hätte das Geschäft sofort abgelehnt, aber ich hatte keine anderen Optionen, und die Uhr tickte. Die günstigen Gelegenheiten in Russland waren nur kurzlebig. Sobald der russische Markt in Fahrt kam, hätte ich diese wohl einmalige Chance, ein Vermögen zu machen, verpasst.

Eigentlich wollte ich mit Edmond Safra zusammenarbeiten, nicht mit Burkle, und so beschloss ich, es noch ein letztes Mal bei Safra zu versuchen. Ich konnte ihn nicht direkt anrufen, daher spürte ich Beny in Antwerpen auf. Er hob schon nach dem ersten Klingeln ab.

»Hi Beny, hier ist Bill. Tut mir leid, dass ich mich so lange nicht gemeldet habe. Ich wollte Ihnen nur kurz Bescheid sagen, dass ich plane, den Russland-Fonds zusammen mit Ron Burkle einzurichten.«

Er schwieg einen Moment. Wir wussten beide, dass ich nicht aus reiner Höflichkeit anrief.

»Was sagen Sie da? Wer ist dieser Burkle?«

»Ein amerikanischer Milliardär aus der Supermarkt-Branche.«

»Aber ich dachte, Sie wollten jemanden, der sich mit Kapitalanlagen auskennt. Was weiß denn dieser Burkle darüber?«

»Keine Ahnung, aber Sie und Safra haben ja anscheinend kein Interesse mehr.«

Nach einer weiteren kurzen Pause sagte Beny: »Warten Sie mal, Bill. Wir sind noch interessiert. Unternehmen Sie nichts, bis Sie wieder von mir hören. Ich rufe Edmond sofort an.«

Ich legte auf, lief nervös in meinem Haus hin und her und wartete.

Eine Stunde später rief Beny wieder an. »Bill ich habe gerade mit Edmond gesprochen. Er will die Sache mit Ihnen durchziehen.«

»Wirklich? Sind Sie sicher? Einfach so?«

»Ja, Bill. Er schickt seinen besten Mann, Sandy Koifman, übermorgen von Genf nach London. Ich werde auch hinfliegen. Dann setzen wir uns zusammen und besiegeln die Sache gleich dort.«

Das war typische Milliardärspsychologie. Hätte ich kein anderes Angebot gehabt, hätte Safra keinen Finger gerührt. Aber ich hatte eine andere

Möglichkeit, und daher konnte Safra nicht widerstehen.

Zwei Tage später traf ich mich um 11.00 Uhr vormittags mit Beny und Sandy in Edmond Safras prachtvollem sechsstöckigen Stadthaus am Berkeley Square. Sandy war um die 40, 1,80 Meter groß und hatte dunkle, mediterrane Gesichtszüge. Er war ein israelischer Exkampfpilot und war bekannt dafür, dass er riskante Wetten an den Finanzmärkten einging, Ferrari fuhr und Safra sorgfältig vor jedem Ärger bewahrte. Wir machten es uns in der Bibliothek bequem, und ich merkte, dass Sandy mich abschätzig ansah. Er nahm die Leute gern erst in die Mangel, bevor er mit ihnen Geschäfte machte, aber Safra hatte ihn angewiesen, den Handel abzuschließen, und genau das tat er.

Das Angebot war unkompliziert und fair: Edmond Safra und Beny Steinmetz würden 25 Millionen Dollar in den Fonds stecken und etwas Stammkapital für den Geschäftsbetrieb beisteuern. Safras Bank würde die Geschäfte abwickeln, den Fonds bewerten und den ganzen Papierkram erledigen. Vor allem aber wollte Safra mich all seinen Klienten vorstellen, die zu den reichsten und wichtigsten Familien der Welt gehörten, wenn ich einen guten Job machte. Im Gegenzug bekam Safra die Hälfte des Unternehmens und gab einen kleinen Teil davon Beny dafür, dass er uns zusammengebracht hatte. Bei dem Angebot musste ich einfach sofort zugreifen.

Was dieses Geschäft aber zu etwas ganz Besonderem machte, war die Tatsache, dass Safra bekannt dafür war, Geschäfte nur mit Leuten zu machen, die er und seine Familie seit Generationen kannten. Er hatte noch nie zuvor ein Geschäft mit einem Fremden wie mir gemacht. Warum er bei mir eine Ausnahme machte, wusste ich nicht, aber ich würde mich auf keinen Fall beklagen. Nachdem ich das Angebot akzeptiert hatte, meinte Sandy, als hätte er meine Gedanken gelesen: »Herzlichen Glückwunsch, Bill. Ich weiß, dass Edmond ganz begeistert von dieser Sache ist, aber ich werde Sie im Auge behalten.«

Im Gegensatz zu Burkles Vertrag stand in dem Vertrag, den ich eine Woche später von Safras Anwälten erhielt, genau das, was ich erwartete, und ich unterschrieb ihn kurze Zeit später. Burkle wurde wütend, als ich ihm sagte, dass ich das Geschäft mit jemand anderem machte, und er drohte, mich zu verklagen. Er tat es nicht, aber zumindest hatte ich einen Blick auf

den harten Typ mit den scharfen Ellbogen erhascht, als der er bekannt war.

Jetzt konnte ich endlich loslegen. In den nächsten Monaten erledigte ich alles Notwendige und bereitete mich auf den Umzug nach Moskau vor. Nur würde ich nicht allein nach Moskau ziehen – denn ich hatte inzwischen jemanden kennengelernt.

Ihr Name war Sabrina, und wir hatten uns sechs Monate zuvor auf einer lauten Party in Camden Town kennengelernt. Sie war eine wunderschöne, dunkelhaarige Jüdin aus Nordwest-London und anders als jede Frau, die ich je getroffen hatte. Hinter ihrer angenehmen Erscheinung lag eine Kombination aus temperamentvoller Entschlossenheit und zarter Zerbrechlichkeit, die mich überwältigte. Sie hatte ihre Mutter bei der Geburt verloren und war von einer armen Familie aus dem Osten Londons adoptiert worden, hatte es irgendwie geschafft, das East End zu verlassen und sich den Cockney-Akzent abzugewöhnen. Sie war Schauspielerin und spielte in britischen Seifenopern. An dem Abend, an dem wir uns kennenlernten, verließen wir die Party gemeinsam, gingen direkt zu ihr nach Hause und waren von diesem Moment an unzertrennlich. Zwei Wochen später gab ich ihr einen Schlüssel zu meinem Haus, und als ich am nächsten Tag vom Joggen zurückkam, standen zwei große Koffer im Flur. Wir lebten zusammen, ohne jemals ein Wort darüber zu verlieren. Unter normalen Umständen hätte ich es langsamer angehen lassen, aber ich war so verzaubert von Sabrina, dass sie sich alles hätte erlauben können.

Nachdem ich den Vertrag mit Safra unterzeichnet hatte, rief ich sie von der Anwaltskanzlei aus an und bat sie, mich am Abend im Ken Lo’s zu treffen, unserem Lieblingschinesen bei der Victoria Station. Ich wollte feiern. Während des Essens war sie seltsam traurig, und ich wusste nicht, was los war. Beim Nachtisch lehnte sie sich schließlich zu mir vor und sagte: »Bill, ich freue mich wirklich für dich, aber ich will dich nicht verlieren.«

»Du wirst mich nicht verlieren. Du kommst mit mir mit!«, entgegnete ich leidenschaftlich.

»Bill, wenn du willst, dass ich alles aufgebe und mit dir nach Moskau ziehe, dann musst du ernst machen und mich heiraten. Ich bin 35 und will Kinder haben, bevor es zu spät ist. Ich kann nicht einfach zum Spaß mit dir durch die Weltgeschichte ziehen.« Hinter der Maske der unbekümmerten,

sexy, verrückten Frau verbarg sich ein normales jüdisches Mädchen, das eine Familie wollte, und all das kam in jener Nacht im Ken Lo's heraus. Ich wollte nicht mit ihr Schluss machen, aber wir kannten uns noch nicht einmal ein Jahr, und da schien mir eine Heirat überstürzt. Ich antwortete nicht, und als wir nach Hause kamen, packte sie ihre Koffer.

Ihr Taxi kam, und ohne ein weiteres Wort öffnete sie die Tür und schleifte ihre Koffer den Kiesweg entlang zur Straße.

Der Gedanke, dass sie mich verließ, bedrückte mich so sehr, dass ich dachte: *Ach zur Hölle – wenn schon, denn schon*, und ihr hinterherrannte. Ich überholte sie und stellte mich ihr in den Weg. »Sabrina, ich will dich auch nicht verlieren. Lass uns heiraten, nach Moskau ziehen und ein gemeinsames Leben beginnen.« Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie ließ ihren Koffer los, stürzte in meine Arme und küsste mich.

»Ja, Bill. Ich würde überall mit dir hingehen und alles mit dir tun. Ich liebe dich. Ja. Ja. Ja.«

Kapitel 9

Eine Nacht auf dem Fußboden in Davos

Alles lief perfekt. Ich hatte die Zusage für 25 Millionen Dollar von Safra, ich hatte tolle Ideen für Investitionen, und ich brach mit der Frau, die ich liebte, zu einem aufregenden Abenteuer nach Moskau auf. Doch da gab es noch eine Kleinigkeit, die alles verderben konnte: die russischen Präsidentschaftswahlen im Juni 1996.

Boris Jelzin, der erste demokratisch gewählte russische Präsident, stand zur Wiederwahl, aber es sah nicht gut für ihn aus. Er war mit seinem Plan, das Land aus dem Kommunismus zum Kapitalismus zu führen, spektakulär gescheitert. Statt dass sich 150 Millionen Russen die Gewinne aus der Massenprivatisierung teilten, besaßen am Ende 22 Oligarchen 39 Prozent der russischen Wirtschaft, und alle anderen Russen lebten in Armut. Um über die Runden zu kommen, arbeiteten Professoren als Taxifahrer, Krankenschwestern als Prostituierte und verkauften Kunstmuseen Bilder von den Wänden weg. Fast alle Russen waren eingeschüchtert und gedemütigt, und sie hassten Jelzin dafür. Als ich mich im Dezember 1995 auf meinen Umzug nach Moskau vorbereitete, lag die Zustimmungsrate für Jelzin bei gerade einmal 5,6 Prozent. Zur selben Zeit stiegen die Umfragewerte von Gennadi Sjuganow, dem kommunistischen Gegenkandidaten, der von allen Kandidaten die höchsten Zustimmungswerte hatte.

Falls Sjuganow Präsident würde, fürchteten viele Menschen, dass er alle Privatisierungen rückgängig machte. Ich nahm in Russland viel Übles in Kauf, Hyperinflation, Streiks, Lebensmittelknappheit, sogar Straßenkriminalität. Aber wenn die Regierung einfach alles beschlagnahmte und den Kapitalismus für beendet erklärte, war das eine ganz andere Geschichte.

Was sollte ich tun? Jelzin konnte immer noch gewinnen, daher hielt ich an

dem Vertrag mit Safra fest. Aber ich konnte Safras Geld auch nicht in ein Land stecken, das wortwörtlich über Nacht alles wegnehmen konnte. Ich hielt es daher für das Beste, nach Moskau zu ziehen und dort abzuwarten. Der Fonds konnte das Geld in bar zurückhalten, bis klar war, wer die Wahl gewinnen würde. Im schlimmsten Fall konnte ich meine Sachen packen, der Fonds konnte das Geld an Safra zurückgeben, und ich konnte nach London zurückkehren und von vorn beginnen.

Sandy Koifman hatte indessen ganz eigene Vorstellungen davon, wie er Safras Interessen schützen wollte. Im Januar 1996 rief er mich an, um mir zu sagen, dass ich etwas namens Betriebshandbuch vorlegen musste, bevor ich auch nur einen Cent bekam. *Was zum Teufel war ein Betriebshandbuch?* Das stand nicht im Vertrag. Safra bekam offensichtlich kalte Füße, und seine Forderung war eine elegante Möglichkeit für ihn, etwas Zeit zu gewinnen, um zu entscheiden, ob er weitermachen oder seine Zusage für den Fonds zurückziehen wollte.

Ich hätte mich mit Sandy darüber streiten können, aber so wichtig war mir die Sache nicht. Also begann ich mit der Arbeit an Sandys Projekt, beobachtete gleichzeitig die russischen Wahlumfragen und hoffte auf einen günstigen Meinungsumschwung.

Nach einer Woche Arbeit am Betriebshandbuch bekam ich einen Anruf von meinem Freund Marc Holtzman. Ich hatte Marc vor fünf Jahren in Budapest kennengelernt, als ich für Maxwell dort arbeitete. Er leitete eine exklusive Investmentbank, die sich auf Osteuropa und Russland spezialisierte, und er war der beste Netzwerker, den ich jemals getroffen hatte. Er konnte in jedem Entwicklungsland mit dem Fallschirm abspringen und hätte innerhalb von 24 Stunden Gesprächstermine beim Präsidenten, dem Außenminister und dem Vorsitzenden der Zentralbank vereinbart. Er war etwa so alt wie ich, doch wenn er seine exzellenten diplomatischen Fähigkeiten zum Einsatz brachte, kam ich mir neben ihm vor wie ein Amateur.

»Hey, Bill«, begrüßte mich Marc, als ich den Telefonhörer abnahm. »Ich fliege nach Davos – willst du mitkommen?«

Marc meinte das Weltwirtschaftsforum im Schweizer Davos, ein jährliches Ereignis, an dem Firmenchefs, Milliardäre und Staatsoberhäupter teilnahmen. Es war eine Veranstaltung für die Crème de la Crème der

Weltwirtschaft, und die Zugangsbeschränkungen – neben 50 000 Dollar Teilnahmegebühr musste man ein Land oder ein global bedeutendes Unternehmen führen – sollten verhindern, dass Gesindel wie Marc und ich eben nicht mal kurz »nach Davos fliegen« konnten.

»Das würde ich gern, Marc, aber ich habe keine Einladung«, wies ich ihn auf das Offensichtliche hin.

»Na und? Ich auch nicht!«

Ich schüttelte den Kopf über Marcs einzigartige Kombination aus Chuzpe, Vergesslichkeit und Abenteuerlust. »Okay, aber wo sollen wir übernachten?« Das war eine weitere Hürde, denn alle Hotels im weiteren Umkreis waren bereits ein Jahr im Voraus ausgebucht. Das wusste jeder.

»Oh, das ist kein Problem. Ich hab ein Einzelzimmer im Hotel Beau-Séjour gefunden, direkt im Stadtzentrum. Es hat nicht viel zu bieten, aber es wird sicher lustig. Komm schon!«

Ich zögerte. Hier wartete noch viel Arbeit auf mich. Doch dann meinte Marc aufgeregt: »Bill, du musst einfach mitkommen. Ich habe ein großes Abendessen für Gennadi Sjuganow organisiert.«

Gennadi Sjuganow? Wie um alles in der Welt hatte Marc das hinbekommen?

Anscheinend hatte Marc in weiser Voraussicht den Kontakt zu Sjuganow gepflegt, lange bevor er auf dem politischen Radar aller anderen aufgetaucht war. Als bekannt wurde, dass Sjuganow in Davos sein würde, hatte Marc ihn angerufen und gesagt: »Mehrere Milliardäre und Firmenchefs aus den Fortune 500 würden Sie sehr gerne kennenlernen. Wären Sie an einem kleinen privaten Abendessen mit uns in Davos interessiert?« Natürlich war Sjuganow interessiert. Daraufhin schrieb Marc Briefe an jeden Milliardär und Firmenchef, der an Davos teilnahm: »Gennadi Sjuganow, der möglicherweise nächste Präsident von Russland, würde Sie gerne persönlich kennenlernen. Hätten Sie am 26. Januar Zeit für ein Abendessen?« Natürlich hatten sie. So arbeitete Marc. Sein Vorgehen war plump, aber erstaunlich effektiv.

Als ich den Namen Sjuganow hörte, sagte ich sofort zu. Am folgenden Dienstag flog ich nach Zürich und nahm den Zug nach Davos. Davos galt als exklusives Skigebiet, aber ich stellte erstaunt fest, dass es keineswegs schick

war. Die Stadt wirkte fast industriell und utilitaristisch. Davos ist eine der bevölkerungsreichsten Städte in den Schweizer Alpen, und die Straßen waren gesäumt von großen, funktionalen Wohnblocks, die eher nach sozialem Wohnungsbau aussahen als nach etwas, das man in einem malerischen Schweizer Skiort erwarten würde.

Marc und ich erreichten das Beau-Séjour. Der Mann am Empfang sah uns beim Einchecken schief an – wir waren zwei erwachsene Männer, die sich ein Zimmer mit einem einzigen Bett teilten –, aber wir machten uns nichts daraus. Wir gingen die Treppe hinauf und packten unsere Taschen aus. Er bekam das Bett und ich den Fußboden.

Es war lächerlich. Wir drängten uns hier frech herein. Wir waren nicht eingeladen, wir hatten keine Teilnahmegebühr bezahlt und wir hatten keinerlei Referenzen vorzuweisen, die uns in das eigentliche Konferenzzentrum gebracht hätten. Aber das war alles egal, weil das Einzige, an dem wir interessiert waren, im Sunstar Parkhotel stattfand, wo sich alle Russen für Meetings in der Lobby trafen.

Sobald wir ausgepackt hatten, gingen wir zum Sunstar und drehten eine Runde durch die Lobby. Alle möglichen Russen waren dort. Ich erkannte einen Geschäftsmann, den ich kannte, Boris Fjodorow, den Vorsitzenden einer kleinen Moskauer Maklerfirma, der von 1993 bis 1994 Finanzminister von Russland gewesen war. Er war pummelig und hatte kurzes braunes Haar, Pausbacken und Knopfaugen, die von einer eckigen Brille eingerahmt wurden. Fjodorow war noch nicht einmal 40, dafür aber erstaunlich arrogant. Als Marc und ich uns dem Tisch näherten, an dem er Kaffee trank, warf er uns einen herablassenden Blick zu und sagte auf Englisch: »Was machen Sie denn hier?«

Die Situation erinnerte mich an die Highschool. Fjodorow war zwar einst Finanzminister von Russland, aber inzwischen war er nur noch ein kleiner Moskauer Wertpapierhändler.

»Ich habe 25 Millionen Dollar, die ich in Russland investieren will«, entgegnete ich trocken. »Aber bevor ich investiere, möchte ich wissen, wie die Wahl für Jelzin steht. *Deswegen* bin ich hier.«

Kaum hatte ich die »25 Millionen Dollar« erwähnt, änderte sich Fjodorows Verhalten völlig. »Bitte, bitte setzen Sie sich zu mir, Bill. Wer ist Ihr Freund?« Ich stellte ihm Marc vor, und wir setzten uns. »Machen Sie

sich keine Sorgen wegen der Wahl, Bill«, versicherte Fjodorow mir fast umgehend. »Jelzin gewinnt sie auf jeden Fall.«

»Wie kommen Sie darauf?«, wollte Marc wissen. »Seine Zustimmungswerte liegen bei knapp sechs Prozent.«

Fjodorow zeigte mit dem Finger einmal quer durch die Lobby. »Diese Typen werden dafür sorgen.«

Ich folgte seinem Fingerzeig und erkannte drei Männer: Boris Beresowski, Wladimir Gussinski und Anatoli Tschubais. Das Trio war in einer Ecke des Raumes ins Gespräch vertieft. Beresowski und Gussinski waren zwei der berühmtesten russischen Oligarchen. Beide hatten sich aus dem Nichts nach oben gekämpft, jeden zur Seite gedrängt, der ihnen im Weg stand, und waren so Eigentümer von Banken, Fernsehsendern und anderen bedeutenden industriellen Vermögenswerten geworden. Tschubais war einer der gewieftesten Strippenzieher in der Politik Russlands. Er hatte Jelzins Wirtschaftsreformen geplant, auch das katastrophale Massenprivatisierungsprogramm. Im Januar 1996 hatte er sich aus der Regierung zurückgezogen, um sich mit aller Kraft für Jelzins erfolglosen Wahlkampf einzusetzen.

Ich ahnte es damals nicht, aber jene Szene in der Lobby des Sunstar Parkhotels war der berüchtigte »Pakt mit dem Teufel«, bei dem die Oligarchen beschlossen, ihre gesamte Medienmacht und ihre finanziellen Ressourcen für die Wiederwahl Jelzins einzusetzen. Im Gegenzug bekamen sie den Rest der noch nicht privatisierten russischen Unternehmen fast geschenkt.

Bei unserer Runde durch den Saal hörten Marc und ich von verschiedenen anderen Oligarchen und Minigarchen dieselbe Einschätzung wie bei Fjodorow, dass Jelzin wiedergewählt werden würde. Vielleicht hatten sie sogar recht damit, aber andererseits sagten diese Männer auch vielleicht nur das voraus, von dem sie wollten, dass es wahr wurde. Russische Oligarchen gehören im besten Fall nicht unbedingt zu den glaubwürdigsten Menschen, und Jelzin war noch weit von den 51 Prozent entfernt, die er brauchte, um Präsident zu bleiben.

Ich hielt es für klüger, mir einen Eindruck von den Absichten des führenden Kandidaten zu verschaffen, als mir die Wunschträume von Leuten anzuhören, die bei einer Niederlage Jelzins alles verloren. Ich hatte diese

Reise nur angetreten, um mir einen Eindruck von Sjuganow zu verschaffen und bei Marcs Abendessen würde ich die Gelegenheit dazu haben.

Am Abend betrat ich also einen Nebenraum voller Menschen im Bridge Room des Flüela Hotels. Das Flüela war eines von nur zwei Fünf-Sterne-Hotels in Davos, und Marc war mit dem Abendessen dort ein Meisterstück gelungen. An dem Abend war Marcs Abendessen die begehrteste Veranstaltung in der Stadt.

Die Tische waren in einem großen Quadrat angeordnet mit den Stühlen auf der Außenseite. Ich sah mir die Gäste, die hereinkamen und Platz nahmen, genau an. Ich hatte noch nie zuvor eine derart beeindruckende Ansammlung von Menschen gesehen: George Soros, Heinrich von Pierer, Vorstandsvorsitzender von Siemens, Jack Welch, CEO von General Electric, und Percy Barnevik, CEO von Asea Brown Boveri, und viele andere. Insgesamt waren etwa 25 Milliardäre und CEOs anwesend – und Marc und ich. Ich trug meinen besten Anzug und versuchte, so auszusehen, als gehörte ich dazu, aber ich wusste, dass ich der Einzige in diesem Raum war, der in jener Nacht auf dem Fußboden schlafen würde.

Wenige Minuten nachdem alle Platz genommen hatten, hatte Sjuganow seinen großen Auftritt mit Übersetzer und zwei Bodyguards und nahm ebenfalls Platz. Marc schlug an sein Glas und erhob sich.

»Vielen Dank, dass Sie alle heute Abend hier sind. Ich habe die Ehre, dieses Abendessen für Gennadi Sjuganow, den Vorsitzenden der Kommunistischen Partei der Russischen Föderation und Präsidentschaftskandidaten, auszurichten.« Sjuganow erhob sich wie aufs Stichwort, doch Marc fügte spontan noch etwas hinzu. »Und ich möchte mich bei meinem Mitorganisator bedanken, Bill Browder, ohne den all dies nicht möglich gewesen wäre.« Marc deutete mit ausgestreckter Hand, die Handfläche nach oben, in meine Richtung. »Bill?«

Ich erhob mich halb von meinem Stuhl, winkte flüchtig und setzte mich schnell wieder hin. Mir war das alles furchtbar peinlich. Es war eine nette Geste von Marc, mich zu erwähnen, aber in dem Moment wollte ich nur noch im Boden versinken.

Nach dem Hauptgang stand Sjuganow auf und hielt mithilfe des Übersetzers seine Rede. Er sprach endlos über alle möglichen uninteressanten Themen, bis er schließlich sagte: »All jene unter Ihnen, die

sich Sorgen machen, ich könne Vermögenswerte wieder verstaatlichen, haben keinen Grund dazu.«

Ich horchte auf.

Er fuhr fort: »Wir sind inzwischen nur noch dem Namen nach *Kommunisten*. In Russland hat ein Privatisierungsprozess eingesetzt, der sich nicht mehr umkehren lässt. Würden wir Vermögenswerte wieder verstaatlichen, gäbe es Aufstände von Kaliningrad bis Chabarowsk.« Er nickte kurz. »Ich hoffe, Sie alle wiederzusehen, wenn ich Präsident von Russland bin.«

Verblüfftes Schweigen herrschte, als Sjuganow sich wieder setzte, zum Silberbesteck griff und sein Dessert verschlang.

Hatte er gerade tatsächlich eine Wiederverstaatlichung ausgeschlossen? Für mich hatte es sich so angehört.

Das Abendessen war kurz danach beendet, und Marc und ich gingen zu unserem Hotelzimmer zurück. Ich lag auf dem Boden und meine Gedanken rasten. Wenn Sjuganow die Wahrheit sagte, dann war ich wieder im Geschäft, ganz egal, wer die Wahl gewann. Ich musste diese Neuigkeit so schnell wie möglich Sandy Koifman mitteilen.

Ich rief ihn früh am nächsten Morgen in Genf an und erzählte ihm die Geschichte, doch er war wenig beeindruckt. »Sie glauben ihm doch nicht etwa, oder doch, Bill? Diese Typen versprechen Ihnen alles.«

»Aber Sandy, die wichtigsten Geschäftsleute der Welt haben gehört, dass Sjuganow es sagte! Das muss doch etwas wert sein.«

»Das bedeutet gar nichts. Menschen lügen, Politiker lügen, alle lügen. Himmel, wir sprechen hier über *russische Politiker*. Wenn ich alles geglaubt hätte, was Politiker mir gesagt haben, dann wäre Safra heute pleite.«

Ich wusste nicht, was ich davon halten sollte, aber alles, was ich in Davos gehört hatte, gab mir das Gefühl, es gäbe zumindest eine kleine Chance, dass es gut für mich ausging, und ich wollte alles dafür tun, dass es so kam.

Kapitel 10
Vorzugsaktien

Sechs Wochen nach Davos hatte ich Sandys Betriebshandbuch endlich fertig. Nun musste Sandy entweder das Geld schicken, das Safra für den Fonds zugesagt hatte, oder den Vertrag brechen.

Wäre Jelzins Zustimmungsrate bei 5,6 Prozent geblieben, hätte Sandy sich auf keinen Fall an den Vertrag gehalten. Aber der Plan der Oligarchen ging anscheinend auf. Anfang März war Jelzins Zustimmungsrate auf 14 Prozent gestiegen, und das brachte Sandy in eine Zwickmühle. Eine Vertragsklausel besagte, dass Safra bei Vertragsbruch mehrere Millionen Dollar Konventionalstrafe bezahlen musste. Wenn Sandy das Geld jedoch freigab und Jelzin nicht wiedergewählt wurde, verlor Safra möglicherweise noch mehr. Um etwas mehr Zeit zu gewinnen, gab Sandy 100 000 Dollar Arbeitskapital frei, sodass ich zumindest das Büro in Moskau einrichten konnte.

Auch ich steckte in einer Zwickmühle. Mir gefiel die Vorstellung nicht, ohne richtige Aufträge nach Moskau zu ziehen, aber mehr Druck zu machen, hatte keinen Sinn. Wenn Safra sich zurückzog, würde ich in den drei Monaten bis zur Wahl in Russland keinen neuen 25-Millionen-Dollar-Investor mehr finden.

Ich machte also meine Arbeit und bereitete mit Sabrina den Umzug nach Moskau vor, doch zwischen uns war es komplizierter geworden. Sie war fast sofort nach meinem Heiratsantrag schwanger geworden und litt unter schwerer Morgenübelkeit. Es ging ihr so schlecht, dass ich sie mehrfach ins Krankenhaus bringen musste, damit man dort den Flüssigkeitsverlust ausgleichen konnte.

Am Abend vor unserer geplanten Abreise nach Moskau packten wir im Schlafzimmer unsere Sachen, und sie sagte schließlich das, was ich bereits befürchtet hatte:

»Bill, ich habe die ganze Nacht darüber nachgedacht und ich …«

»Was ist los?«

»Es tut mir leid, aber ich kann nicht nach Russland ziehen.«

»Wegen der Übelkeit?«

»Deswegen auch und …«

»Was? Du kommst nach, wenn die Morgenübelkeit vorbei ist, oder nicht?«

Sie wandte sich ab und sah verwirrt aus. »Ja. Ich meine, ich denke schon. Ich weiß es nicht, Bill. Ich weiß es einfach nicht.«

Ich wollte sie in Moskau bei mir haben, aber ich verstand sie auch. Wir würden heiraten, und sie war schwanger mit unserem Kind. Ganz egal, was wir vorher vereinbart hatten, sie sollte sich wohlfühlen und glücklich sein. Das war das Wichtigste.

Ich akzeptierte, dass sie in London blieb, und am nächsten Morgen fuhr Sabrina mich nach Heathrow. Wir verabschiedeten uns am Auto, und ich versprach, sie jeden Tag zweimal anzurufen. Ich küsste sie und hoffte bei meinem Weg durch den Flughafen, dass sie bald nachkommen konnte.

Während des Fluges gen Osten dachte ich über all das nach. Doch dann landete ich in Scheremetjewo, und umgeben von Menschenmassen und Chaos war mein ganzes Denken damit beschäftigt, mit dem echten Leben in Moskau zurechtzukommen.

Ich hatte eine zweiseitige To-do-Liste, und ganz oben stand: Büro finden. Ich checkte im Hotel National ein und rief Marc Holtzman an, der kürzlich sein eigenes Büro in Moskau eröffnet hatte. Er erzählte mir von einem leer stehenden Raum auf demselben Flur wie sein eigenes Büro, und ich vereinbarte sofort einen Besichtigungstermin.

Am nächsten Morgen verließ ich das Hotel auf der Suche nach einem Taxi. Kaum hatte ich die Hand gehoben, zog ein Krankenwagen waghalsig von der mittleren Fahrspur herüber und kam direkt vor mir abrupt zum Stehen. Der Fahrer lehnte sich herüber, kurbelte das Fenster herunter und sagte: *»Kuda wy edete?«* Er wollte wissen, wohin ich wollte.

»Parus Business Centre«, antwortete ich ohne eine Spur russischen

Akzent. *»Twerskaja Jamskaja dwacet tre«*, das war die Anschrift auf Russisch. Damit waren meine Sprachkenntnisse bereits erschöpft. Im Gegensatz zu anderen Westlern in Moskau hatte ich nie russische Literatur studiert, war kein ausgebildeter Spion und hatte auch sonst nichts Nützliches getan, um mich auf das Leben in Russland vorzubereiten.

»Piat teesitsch rublei«, meinte der Fahrer. 5000 Rubel – etwa ein Dollar – für zwei Meilen Fahrt. Noch während er sprach, hielten vier weitere gewöhnliche Autos hinter ihm, für den Fall, dass ich nicht mit dem Krankenwagen fuhr. Ich hatte es eilig und stieg ein. Beim Hinsetzen auf den Beifahrersitz warf ich einen Blick über die Schulter und hoffte, dass dort hinten keine Leichen oder Verletzten lagen. Glücklicherweise war der Wagen leer. Ich schloss die Tür, und wir fädelten in den Verkehr Richtung Twerskaja ein.

Ich merkte schnell, dass es in Moskau durchaus üblich war, dass ein Krankenwagen Fahrgäste aufnahm. Jedes Fahrzeug war ein potenzielles Taxi. Privatautos, Müllautos, Polizeiautos – jeder brauchte so dringend Geld, dass jeder Fahrgäste mitnahm.

Zehn Minuten später hielten wir vor dem Parus Business Centre. Ich bezahlte den Fahrer, stieg aus und ging durch die Unterführung auf die andere Straßenseite. Ich betrat das Gebäude, ging im Erdgeschoss an einem Chevy-Autohaus vorbei auf den Gebäudemanager zu, einen schnell sprechenden Österreicher.

Er führte mich zu dem leeren Büro im vierten Stock. Es war nur 18,5 Quadratmeter groß, vergleichbar mit einem durchschnittlichen Schlafzimmer. Die Fenster ließen sich nur wenige Zentimeter öffnen und gaben nach Westen den Blick auf einen Parkplatz und mehrere heruntergekommene sowjetische Wohnblöcke dahinter frei. Der Raum war nicht schön, aber funktional, er verfügte über mehrere Telefonanschlüsse und lag auf demselben Flur wie Marcs Büro. Der Österreicher verlangte 4000 Dollar pro Monat, was dieses Büro zu einem der teuersten in Moskau machte, auf den Quadratmeter umgerechnet. Ich versuchte, zu verhandeln, aber der Österreicher lachte mich nur aus. Nach ein bisschen Gezänk gab ich schließlich nach und unterschrieb den Mietvertrag.

Ein Büro hatte ich nun, jetzt brauchte ich noch Mitarbeiter, die mir halfen, es zu führen. Zwar suchten mehrere Zehnmillionen Russen verzweifelt nach

einer Möglichkeit, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, aber in Moskau einen guten Englisch sprechenden Angestellten zu finden war nahezu unmöglich. 70 Jahre Kommunismus hatten die Arbeitsmoral eines ganzen Landes zerstört. Millionen von Russen waren im Gulag gelandet, weil sie auch nur einen Hauch Eigeninitiative gezeigt hatten. Die Sowjets hatten eigenständiges Denken streng bestraft, und aus schierem Selbsterhaltungstrieb war die natürliche Reaktion darauf, dass man so wenig wie möglich tat und hoffte, dass man nicht auffiel. Das war tief in die Psyche der Russen eingebrannt, von Kindesbeinen an. Wenn man daher ein Unternehmen im westlichen Stil führen wollte, musste man entweder einen jungen Russen einer Gehirnwäsche unterziehen, was Effizienz und klares Denken betraf, oder man musste jemanden finden, dessen Psyche von Natur aus wie durch ein Wunder dem Druck des Kommunismus widerstanden hatte.

Ich hatte Glück. Eine örtliche Maklerfirma mit mehreren westlich ausgebildeten Angestellten war kürzlich bankrottgegangen, und so konnte ich weniger als eine Woche nach meiner Ankunft in Moskau drei gute Leute einstellen: Clive, einen jungen britischen Händler und Analysten, Swetlana, eine Sekretärin, die perfekt Englisch sprach, und Alexej, einen routinierten Fahrer, der nur Russisch sprach.

Ich brachte sie ins Büro und schickte dann Swetlana zum Möbelkaufen los. Sie war eine kleine, hübsche, 22 Jahre alte Litauerin mit dunklem Haar und sonnigem Gemüt und übernahm den Auftrag begeistert. Sie rief mich vom Möbelgeschäft aus an, um mir von ein paar schönen italienischen Stühlen und Schreibtischen zu erzählen, die ihrer Meinung nach perfekt für das Büro waren.

»Wie viel?«, fragte ich.

»Etwa 15 000 Dollar.«

»15 000 Scheine? Sie machen Witze. Was haben die sonst noch?«

»Nicht viel. Nur ein paar hässliche Campingtische und Klappstühle.«

»Wie viel kosten die?«

»Etwa 600 Dollar.«

»Die nehmen wir.«

Bei Tagesende hatten wir vier Campingtische und acht Klappstühle – und eine Zimmerpflanze, die Swetlana auf eigene Verantwortung gekauft hatte. Dann erwarben wir ein paar Computer und richteten sie ein, und am Ende der Woche war mein kleines Unternehmen startklar.

Während ich mich einrichtete, bewegten sich Jelzins Umfragewerte weiter in die richtige Richtung, aber bis zur Wahl waren es immer noch mehr als zehn Wochen, und Sandy gab keine weiteren Gelder frei. In der Zwischenzeit recherchierte ich zu Unternehmen für den Fonds und ging einfach davon aus, dass Safra irgendwann seine 25-Millionen-Dollar-Zusage einhalten würde.

Das erste Unternehmen, das ich ins Visier nahm, war die Moskauer Ölraffinerie, bekannt als MNPZ. Bei Salomon hatten wir viel Geld mit russischen Firmen aus der Ölbranche verdient, daher hielt ich eine große Moskauer Raffinerie für einen vielversprechenden Ansatzpunkt.

Swetlana vereinbarte einen Termin mit der Hauptbuchhalterin von MNPZ, und Anfang April trafen wir sie im Verwaltungsgebäude des Unternehmens. Sie war eine mollige Blondine über 50 und trug einen altmodischen, kastanienbraunen Hosenanzug. Sie erwartete uns am Eingang eines alten hässlichen Gebäudes und führte uns hinein. Die Unternehmenszentrale hatte eindeutig schon bessere Tage gesehen. Die Lampen flackerten, der Boden war löchrig und die Wände waren dreckig.

In ihrem Büro stellte ich ihr einige einfache Fragen: »Wie hoch waren Ihre Einnahmen im letzten Jahr? Wie hoch war Ihr Gewinn? Können Sie mir sagen, wie viele Aktien im Umlauf sind?« Eigentlich triviale Fragen, aber in Russland gab es keinerlei öffentlich zugängliche Informationen über Firmen, und man bekam diese Informationen nur, wenn man zu den Unternehmen hinging und fragte.

Swetlana übersetzte die Antworten der Buchhalterin zu den Fragen nach Umsatz und Gewinn, aber auf die Frage nach der Anzahl der im Umlauf befindlichen Aktien fragte sie: »Meinen Sie Stammaktien oder Vorzugsaktien?«

Ich hatte den Begriff »Vorzugsaktien« bereits gehört, aber ich wusste nicht, was sie damit meinte. »Was sind Vorzugsaktien?«

»Vorzugsaktien wurden während der Privatisierung an die Arbeiter

ausgegeben.«

»Wie unterscheiden sie sich von den Stammaktien?«

»Auf Vorzugsaktien gibt es 40 Prozent des Gewinns als Dividende.«

»Wie viel Dividende gibt es für die Stammaktien?«

»Da muss ich nachsehen.« Die Buchhalterin nahm einen großen Ordner vom Schreibtisch, überflog mehrere fleckige Seiten und sagte dann: »Hier steht, dass für Stammaktien letztes Jahr gar keine Dividende ausgeschüttet wurde.«

»Auf die Vorzugsaktien gab es also 40 Prozent des Gewinns und auf die Stammaktien gar nichts«, wiederholte ich, weil ich mir diese Diskrepanz nicht erklären konnte.

»Ja, genau.«

Nach dem Meeting sprangen Swetlana und ich in Alexejs alten Schiguli – ein kleines, eckiges Sowjetauto, das in Moskau alle fuhren – und tuckerten direkt zum Büro zurück. Während wir uns durch den Mittagsverkehr quälten, rief ich Juri Bursinski an, meinen einheimischen Lieblingsbroker. Juri war ein russischer Auswanderer aus New York, der kürzlich nach Moskau zurückgezogen war, um für den Aktienhändler Creditanstalt-Grant zu arbeiten. Er war anders als die anderen Broker, die mit Touristenaktien handelten, wie ich dazu sagte, der Bankgewerbeversion von Kokosnüssen, die auf den Fidschi-Inseln am Strand für zehn Dollar verkauft werden, während die Einheimischen sie für 20 Cent in der Stadt kaufen konnten.

Juri war Anfang 20 und sprach sehr leise, als erzähle er immerzu Geheimnisse. Oft konnte man ihn nur schwer verstehen, aber wenn man ihn verstand, dann hatte er üblicherweise interessante Informationen.

»Hey, Juri, wissen Sie, wie die Vorzugsaktien von MNPZ stehen?«, fragte ich ihn.

»Keine Ahnung. Vielleicht. Muss mal nachsehen.« Er deckte den Telefonhörer ab und murmelte mit seinem Händler. Ich hörte ein unverständliches Gebrüll im Hintergrund, und Juri war wieder am Telefon. »Ja, ich kann Ihnen 100 000 zu 50 Cent verschaffen.« Er sagte das so leise, dass ich ihn bat, es zu wiederholen.

»Und wo stehen die Stammaktien?«

Er murmelte wieder etwas und erhielt eine weitere Antwort. »100 000 zu sieben Dollar.«

»Sind Sie da sicher?«

»Ja. Das sind die Preise.«

Ich wollte die Sache noch für mich behalten, aber mein Herz raste. »Ich melde mich wieder bei Ihnen.«

Ich legte auf und überlegte: *Diese Vorzugsaktien waren allem Anschein nach viel interessanter als die Stammaktien. Stimmte etwas nicht mit ihnen? Warum wurden sie 95 Prozent billiger gehandelt als die Stammaktien?*

Als wir endlich wieder im Büro ankamen, schickte ich Swetlana zurück zu MNPZ, um eine Kopie des Gesellschaftsvertrages zu holen. Darin mussten Details zu den Rechten der unterschiedlichen Aktienarten aufgeführt sein. Sie kam zwei Stunden später zurück und wir brüteten darüber. Der einzige wesentliche Unterschied zwischen Vorzugs- und Stammaktien bestand darin, dass Vorzugsaktien kein Stimmrecht hatten. Das war kein wirkliches Problem, weil ausländische Investoren wie wir ohnehin nie an den Jahreshauptversammlungen in Russland teilnahmen.

Es musste eine andere Erklärung für den riesigen Preisunterschied geben, und ich verbrachte die nächsten Tage damit, nach dieser Erklärung zu suchen. Hatten die Vorzugsaktien einen anderen Nennwert? Nein. War der Besitz auf Arbeiter beschränkt? Nein. Konnte die höhere Dividende von dem Unternehmen willkürlich geändert oder gestrichen werden? Nein. Machten diese Aktien nur einen winzigen Teil des Aktienkapitals aus? Nein. *Es gab keine Erklärung.* Der einzige Grund für den niedrigen Preis, der mir einfiel, war, dass ganz einfach niemand nach diesen Aktien gefragt hatte – bis ich kam.

Erstaunlicherweise war diese Anomalie nicht auf MNPZ beschränkt, wie ich herausfand. Für fast jedes Unternehmen in Russland gab es Vorzugsaktien, und die meisten davon wurden für viel weniger gehandelt als die Stammaktien. Ich war möglicherweise auf eine Goldmine gestoßen.

Eigentlich hatte ich Sandy bis zur Wahl in Ruhe lassen wollen, aber diese Situation war einfach zu verlockend. Die Vorzugsaktien wurden 95 Prozent billiger gehandelt als die Stammaktien, und die Stammaktien wurden 90 bis 99 Prozent unter dem Wert gehandelt, den Anteile vergleichbarer

Westfirmen hatten. Ganz egal, welche Bedenken Sandy wegen Sjuganow hatte, derartige Bewertungsanomalien waren zu selten, um sie zu ignorieren. Man muss schon Glück haben, um eine Aktie für 30 Prozent unter Wert zu finden, oder gar 50 Prozent, aber etwas so Billiges hatte es noch nie gegeben. Ich musste Sandy einfach sofort davon erzählen.

Ich gab ihm die Zahlen durch, und er horchte sofort auf und wollte mehr Informationen von mir haben. Am Ende unseres Gesprächs konnte ich ihn praktisch darüber nachdenken hören, wie er diese Investition Safra gegenüber rechtfertigen konnte.

Zwei Tage später veröffentlichte das Umfrageinstitut Lewada-Zentrum[7] Jelzins neueste Zustimmungswerte. Sie waren von 14 auf 22 Prozent hochgeschnellt. Etwa drei Minuten nach der Veröffentlichung dieser Nachricht klingelte mein Telefon. »Bill«, drang Sandys aufgeregte Stimme aus dem Hörer. »Haben Sie die Umfragen gesehen?«

»Ja. Toll, nicht wahr?«

»Hören Sie, Bill. Ich glaube, wir sollten jetzt die ersten Vorzugsaktien kaufen. Ich überweise Ihnen bis morgen zwei Millionen.«

Ich teilte die guten Neuigkeiten mit Clive und Swetlana, und wir klatschten uns ab. Ich ging sogar zu Alexej hinüber, der das mit dem Abklatschen aus seinem vorherigen Job bei der Moskauer Verkehrspolizei nicht kannte. Ich griff nach seinem Arm, hob ihn hoch und klatschte ihm in die Hand. Er grinste mich höflich an. Offensichtlich machte ihm dieses seltsame, neue amerikanische Ritual Spaß.

Wir waren endlich im Geschäft, und bis Büroschluss am nächsten Tag hatte der Fonds das ganze neue Geld in russische Vorzugsaktien investiert.

In den folgenden drei Wochen schnellten Jelzins Zustimmungswerte von 22 auf 28 Prozent hoch. Zum ersten Mal in diesem Wahlkampf räumten die Leute Jelzin eine echte Chance ein, die Wahl zu gewinnen. Neue Käufer erschienen auf dem Aktienmarkt und trieben meinen Fonds 15 Prozent nach oben.

Im Gegensatz zu anderen Entscheidungen im Leben lässt sich bei Investitionen am Marktpreis ablesen, ob eine Entscheidung richtig oder falsch war. Da gibt es keine Zweideutigkeit. Die 300 000 Dollar Profit von den ersten zwei Millionen Dollar gaben Sandy mehr Zuversicht, als es Worte

oder Analysen je vermocht hätten. Er rief mich am Samstagnachmittag auf dem Handy an, um mir zu sagen, dass er bis Montagmorgen weitere drei Millionen Dollar für den Fonds überweisen würde.

Eine Apokalypse wurde immer unwahrscheinlicher, und als Reaktion darauf stiegen die Aktienkurse. Neue Investoren wollten mit ins Boot, und immer mehr drängten auf den kleinen, illiquiden Aktienmarkt. Panikkäufe waren die Folge. Eine Woche nachdem Safra mit weiteren drei Millionen eingestiegen war, hatte der Fonds weitere 21 Prozent zugelegt. Seit dem Beginn unserer Investitionen wenige Wochen zuvor hatte der Fonds insgesamt 40 Prozent an Wert gewonnen, was für einen Hedgefonds in einem Jahr erstaunlich gewesen wäre – aber wir hatten das in drei Wochen geschafft!

Am folgenden Montag überwies Sandy weitere fünf Millionen Dollar, ohne mir vorher Bescheid zu geben.

Mitten in all dieser Aufregung musste ich noch zu einer Hochzeit gehen – meiner eigenen. Sabrina und ich heirateten am 26. Mai 1996, nur drei Wochen vor der russischen Präsidentschaftswahl. Ich flog am Mittwoch vor der Zeremonie nach London für die Vorbereitungen.

Wir hatten 250 Gäste aus aller Welt eingeladen, und als Sabrina und ich in der Marble-Arch-Synagoge auf der Bima standen und sie mir versprach, mich zu lieben und zu ehren, bis der Tod uns scheidet, war ich bewegt. Und ich glaubte ihr jedes Wort. Durch einen Tränenschleier sah ich meine wunderschöne, zerbrechliche Frau an, als ich ihr mein Ehegelübde gab. Nach der Zeremonie gab es eine laute Party mit einer israelischen Band, die als Erstes »Hava Nagila« spielte. Wir wurden auf Stühlen in die Luft gehoben und tanzten die ganze Nacht lang. Es war eine tolle Hochzeit mit Freunden und Familie, und ich hatte das Gefühl, das Schicksal meine es gut mit uns.

Ich hatte Sabrina Flitterwochen versprochen, aber dafür hatte ich erst nach der Wahl Zeit, und so flog ich am Montag nach der Hochzeit erschöpft, aber glücklich zurück nach Moskau. Im Büro erzählte Clive mir, dass weitere fünf Millionen Dollar von Safra auf unserem Konto eingetroffen waren. In den nächsten beiden Wochen kamen zwei weitere Tranchen à fünf Millionen Dollar. In der zweiten Juniwoche, nur eine Woche vor der Präsidentschaftswahl, hatte Safra die kompletten 25 Millionen Dollar investiert, die er zugesagt hatte, und der Hermitage Fund hatte seit seiner

Gründung um 65 Prozent zugelegt.

Die erste Runde der russischen Präsidentschaftswahl fand am 16. Juni statt. Clive, Swetlana, Alexej und ich kamen um 6.00 Uhr morgens ins Büro, um die Ergebnisse aus dem Osten Russlands zu verfolgen, der Moskau um sieben Stunden voraus war. Die Ergebnisse waren gut für Jelzin. In Sachalin bekam er 29,9 Prozent, Sjuganow nur 26,9 Prozent. Die weiter westlichen Ergebnisse kamen rein, und in Krasnojarsk bekam Jelzin 34 Prozent. Als Letztes kamen die Ergebnisse aus Moskau, wo er 61,7 Prozent der Stimmen bekommen hatte. Insgesamt hatte Jelzin Sjuganow mit 35,3 Prozent zu 32 Prozent geschlagen. Die restlichen Stimmen gingen an andere, chancenlose Kandidaten. Er hatte gewonnen, aber die russische Verfassung verlangte, dass ein Kandidat 51 Prozent der Stimmen haben musste, und daher gab es am 3. Juli eine zweite Wahlrunde.

In den folgenden beiden Wochen gab jeder, der ein Interesse an der Wiederwahl Jelzins hatte, alles. Ich machte mir ein wenig Sorgen, dass es ein sehr knappes Rennen werden könnte, aber diese Sorgen erwiesen sich als unberechtigt. Gegen Mittag des 3. Juli war klar, dass Jelzin Präsident bleiben würde. Als die letzten Stimmen ausgezählt waren, hatte er Sjuganow um fast 14 Prozentpunkte geschlagen.

Die Märkte drehten durch, und der Fonds schoss um 125 Prozent, seit Markteinführung, in die Höhe. Ich hatte es geschafft. Jetzt war ich wirklich im Geschäft.

Kapitel 11
Sidanco

An einem späten Freitagnachmittag im August 1996 erfuhr ich von einer weiteren interessanten Investitionsmöglichkeit. Es war ein brennend heißer Tag. Die einzigen Geräusche in unserem Büro waren das sanfte Surren der Computer, das Brummen der Klimaanlage und das gelegentliche Summen einer großen Stechfliege. Die Stadt draußen war unnatürlich still. An Sommerfreitagen strömten alle Einwohner Moskaus zu ihren Häuschen auf dem Land, den sogenannten Datschas. An jenem Nachmittag konnte man glauben, wir seien die einzigen Menschen, die noch in der Stadt waren.

Mein kleines Team war gerade beim Aufbruch ins Wochenende, als das Telefon klingelte. »Hermitage, sdrawswuite«, antwortete Swetlana gelangweilt. Sie drehte sich mit dem Stuhl herum und deckte die Sprechmuschel mit der Hand ab. »Bill, Juri ist dran.«

»Juri? Stell ihn durch.«

Ich nahm den Hörer ab, und er flüsterte: »Hey, Bill. Ich habe einen Vier-Prozent-Block von Sidanco. Sind Sie interessiert?«

»Was ist das?«

»Das ist eine große Ölgesellschaft in Westsibirien, von der noch niemand etwas gehört hat.«

»Wer kontrolliert sie?«

»Eine Gruppe unter der Führung von Potanin.« Jeder wusste, wer Wladimir Potanin war: ein grob aussehender russischer Milliardär und Oligarch mit einem pockennarbigen Gesicht, der außerdem Vizepremierminister von Russland war.

»Wie viel verlangen sie für die vier Prozent?«

»36,6 Millionen.« Mein Fonds wuchs zwar, aber einen so großen Block

konnte ich nicht kaufen, ganz egal, wie attraktiv das Angebot war. Doch wenn die Aktien interessant waren, konnte der Fonds einen Teil des Blocks kaufen. Ich schwieg, als dächte ich darüber nach.

»Es ist kein Problem, wenn es nicht interessant für Sie ist«, sagte Juri.

»Nein, nein, Juri, es könnte sehr interessant sein. Lassen Sie mich ein paar Hausaufgaben machen.«

»Kein Problem.«

»Wie lange habe ich Zeit?«

»Ich weiß nicht. Ich kann vielleicht eine Woche lang stillhalten, bevor der Verkäufer Druck macht, aber die Nachfrage nach zweitrangigen Aktien ist nicht besonders groß.«

Ich legte auf und ging mit meinem Team ins Wochenende. Doch auf dem Heimweg spürte ich diese kribbelnde, gierige Anspannung im Bauch, wie damals, als ich erlebte, wie sich meine 2000-Dollar-Investition in Polen verzehnfachte, oder als ich erstmals auf die russischen Coupons stieß. Ich wusste, dass Juri den Deal nicht hinter meinem Rücken jemand anderem anbieten würde, aber ich wusste auch, dass eine wirklich gute Gelegenheit nie lange anhielt.

Ich ging früh am Samstagmorgen zurück ins Büro und durchsuchte dort Analystenberichte und Artikel auf der Suche nach irgendwelchen Informationen über Sidanco, aber da war nichts in unseren Akten. Am Montagmorgen rief ich als Erstes Clive an meinen Schreibtisch. »Ich habe nach Informationen über Sidanco gesucht, habe aber nichts gefunden. Kannst du mal rundrufen und fragen, ob einer unserer Broker was darüber hat?«

Er versprach, das gleich zu erledigen.

Ich verließ das Büro für mehrere Meetings, und bei meiner Rückkehr gegen Mittag fragte ich Clive, ob er etwas herausgefunden hatte – hatte er aber nicht. Es gab keine Berichte, Artikel, Daten oder auch nur verlässliche Gerüchte. Es gab keine Informationen über Sidanco.

Das war frustrierend, aber es machte Sinn. Ein Unternehmen wie Lukoil, von dem 67 Prozent der Aktien auf dem Markt gehandelt wurden, war ein liquider Wert und generierte massenhaft Kommissionen für Broker. Aus diesen Kommissionen wurden die Analystenberichte für Investoren auf der

Suche nach Anlagewerten mitfinanziert. Bei Sidanco waren nur vier Prozent der Aktien auf dem Markt, und folglich gab es nicht genug Kommissionen, um einen Analysten dazu zu bringen, die Zeit für einen Bericht zu verschwenden.

»Nun, dann müssen wir uns die Informationen wohl selbst beschaffen«, verkündete ich.

In Russland Informationen zu suchen war, als fiele man ins Kaninchenloch hinunter. Auf jede Frage bekam man eine rätselhafte Antwort. Jede Spur führte in eine Sackgasse. Nichts erklärte sich von selbst oder war offensichtlich. Nach 70 Jahren KGB-induzierter Paranoia waren die Russen sehr vorsichtig mit ihren Informationen. Selbst wenn man nur jemanden fragte, wie es ihm ging, hatte man manchmal das Gefühl, man wolle ihm Staatsgeheimnisse entlocken, und mir war klar, dass Erkundigungen über den Zustand eines Unternehmens ungleich schwieriger werden würden.

Doch ich ließ mich davon nicht abschrecken. Ich erinnerte mich, dass ein Kommilitone aus Stanford eine monatliche Fachzeitschrift über die Öl- und Gasbranche herausgab. Vielleicht hatte er Informationen über Sidanco. Ich rief ihn an, aber statt mit mir über Sidanco zu sprechen, versuchte er, mir ein Abo anzudrehen. »Es kostet nur 10 000 Dollar!«, informierte er mich fröhlich.

Ich hatte kein Interesse an einem Abo. »Das ist nicht ganz meine Preisklasse.«

Er lachte. »Weißt du was, Bill? Weil wir in Stanford gemeinsam studiert haben, schicke ich dir kostenlos ein paar alte Ausgaben.«

»Großartig. Danke.«

Als Nächstes ging ich den Stapel Visitenkarten auf meinem Schreibtisch durch. Wäre ich ein Investmentbanker in London gewesen, wäre mein Rolodex übergequollen mit Prägedruckkarten auf dickem Papier. In Russland war meine Sammlung etwas bescheidener. Einige Karten waren auf Karton gedruckt. Andere waren orange oder grün oder hellblau. Manche sahen aus, als seien sie auf einem Privatcomputer ausgedruckt. Bei zwei Karten war die Druckerfarbe so schlecht, dass sie zusammenklebten. Ich ging sie trotzdem durch.

Ich zog zwei Karten auseinander und fand jemanden, den ich vergessen hatte: Dmitri Sewerow, ein Consultant bei einer russischen Finanzgesellschaft. Ich hatte Dmitri während meiner Zeit bei Salomon Brothers kennengelernt und erinnerte mich daran, dass er russische Ölgesellschaften bei der Beschaffung von Bankkrediten beriet. Er konnte etwas über Sidanco wissen. Ich griff zum Telefonhörer, rief in seinem Büro an und bat um einen Termin. Er war anscheinend nicht sehr gefragt und erklärte sich sofort bereit.

Dmitris Büro befand sich in einem Wohnhaus an einer ruhigen Seitenstraße nördlich des Kreml. Eine der angesagtesten Wohngegenden in Moskau. Ein einzelner ganz in Schwarz gekleideter Wachmann saß in einem Kabuff am Eingang und rauchte eine Zigarette. Ohne die Gummisandalen hätte man ihn für einen Soldaten aus einem Sondereinsatzkommando halten können. Er winkte mich zum Aufzug durch, ohne auch nur aufzusehen.

Ich zog die Adresse heraus, die Swetlana aufgeschrieben hatte, und stutzte. Dmitris Büro lag im viereinhalbten Stock. Ich hatte keine Ahnung, was das bedeutete. Sollte ich mit dem Aufzug in den vierten Stock fahren und hochgehen oder in den fünften und runter?

Ein Mann streifte an mir vorbei und drückte den Rufknopf. Es dauerte lange, bis der Aufzug kam, und er war nur so groß wie eine Telefonzelle. Ich musste mich neben den Mann hineinquetschen oder möglicherweise weitere zehn Minuten warten. Er drückte die »4« und beäugte mich misstrauisch. Ich starrte auf den Fußboden und sagte gar nichts.

Oben angekommen verließen wir den Aufzug und trennten uns. Ich folgte einer Spur aus Zigarettenkippen eine halbe Treppe hinauf. Dort führte mich eine rundliche, ältere Frau in eine Wohnung, und ich fragte mich, ob sie Dmitris Mutter oder Sekretärin war. Sie sagte, er esse gerade zu Mittag, und führte mich in die Küche.

»Setzen Sie sich! Setzen Sie sich!«, forderte er mich auf, als ich eintrat, und schob einen Korb mit grauem Brot und ein Marmeladenglas mit Zucker zur Seite. Ich nahm ihm gegenüber auf einem Vinylstuhl Platz und sah so gut wie möglich weg, während er seine Kohlsuppe mit dem Brot auftunkte. »Was kann ich für Sie tun?«, fragte er zwischen zwei Bissen.

»Ich recherchiere über Ölgesellschaften.«

»Gut! Da sind Sie bei mir richtig.«

»Können Sie mir irgendwas über Sidanco sagen?«

»Selbstverständlich. Ich weiß alles über Sidanco.« Er stand auf und verließ die Küche. Einen Moment später kam er mit einer großen Tabelle zurück. »Was wollen Sie wissen?«

»Wie wär's für den Anfang, wie es mit den Reserven aussieht.«

Wir durchsuchten die Tabelle gemeinsam, und er zeigte auf eine Spalte. Seinen Daten zufolge verfügte Sidanco über sechs Milliarden Barrel Ölreserven. Wenn ich den Preis für den Vier-Prozent-Block mit 25 multiplizierte, kam ich auf den Gesamtpreis für das Unternehmen: 915 Millionen Dollar. Diese Zahl teilte ich durch die Anzahl der Barrels Öl im Boden, und erfuhr so, dass Sidanco für 0,15 Dollar pro Barrel Ölreserve im Boden gehandelt wurde. Das war völlig irre, weil damals der Marktpreis für ein Barrel Öl bei 20 Dollar lag.

Ich stutzte. Irgendetwas stimmte nicht. Wenn diese Zahlen auch nur annähernd korrekt waren, dann war Sidanco unfassbar billig.

»Unglaublich«, murmelte ich vor mich hin.

Ich dankte Dmitri und ging. Zurück im Büro hatte Clive den Marktwert von Lukoil herausgefunden, die bekannteste russische Ölgesellschaft. Nach einem Telefonat mit einem Broker reichte Clive mir seine Berechnungen.

Ich starrte einige Sekunden lang auf die Zahlen. »Die können nicht stimmen.«

»Das sind die Zahlen, die der Broker mir genannt hat«, verteidigte er sich.

Lukoil wurde für den sechsfach höheren Preis pro Barrel Ölreserve gehandelt als Sidanco, obwohl es vergleichbare Gesellschaften waren.

»Warum ist der Marktwert von Lukoil so viel höher?«

Clive kniff die Augen zusammen. »Vielleicht stimmt etwas nicht mit Sidanco?«

»Möglich. Aber wenn alles in Ordnung ist? Es könnte einfach nur billiger sein.«

»Das wäre fantastisch. Aber wie können wir da sicher sein?«

»Wir müssen sie fragen. Und wenn sie uns nichts verraten, dann fragen wir jemand anderen, bis wir es herausgefunden haben.«

Am folgenden Tag machten wir uns an die Nachforschungen.

Wir fingen mit Sidanco an. Die Büroräume waren in einer Zarenvilla am Westufer der Moskwa unweit der Residenz des britischen Botschafters untergebracht. Swetlana begleitete mich. Eine hübsche Sekretärin mit langem blondem Haar und Bleistiftabsätzen erwartete uns an der Rezeption und führte uns in einen Konferenzraum im 1970er-Jahre-Stil mit furniertem Sideboard und einer ausgebleichten Samtcouch. Ein Manager werde in Kürze bei uns sein, informierte sie uns.

Erst eine halbe Stunde später betrat ein leitender Angestellter der Abteilung für strategisches Management den Raum. Er benahm sich wie ein Vorstandsvorsitzender, der den ganzen Morgen von einem Meeting zum nächsten eilte. Er war groß und dünn, Anfang 30 und bekam bereits eine Glatze. Er murmelte etwas auf Russisch, das ich nicht verstand.

»Es tut ihm leid, dass du warten musstest«, übersetzte Swetlana. »Er fragt, wie er dir helfen kann?«

»Poshalujsta«, sagte der Mann. *»Tschai?«*

»Er fragt, ob du Tee möchtest«, sagte Swetlana, die unbequem auf einem Lederstuhl zwischen uns beiden saß.

Der Mann sah auf seine Armbanduhr. Offensichtlich hatte er es eilig. Ich lehnte den Tee dankend ab.

»Sag ihm, ich will wissen, wie groß die Ölreserven der Gesellschaft sind«, bat ich Swetlana. Ich kannte die Zahl bereits, aber ich wollte wissen, ob sie stimmte.

Er wand sich auf seinem Stuhl, als hätte er mich verstanden, aber er wartete auf Swetlanas Übersetzung. Sein Mund verzog sich zu einem schmallippigen Lächeln, er schlug die Beine übereinander und begann zu erklären.

Nach wenigen Minuten hielt er inne, damit Swetlana übersetzen konnte. »Er sagt, das Wichtigste bei den Ölreserven sei die Bohrtechnik eines Unternehmens. Er sagt, Sidanco habe die beste Ausrüstung und die besten Ingenieure im Land.«

Er hob die Hand, bevor ich etwas sagen konnte, und dozierte weiter. Er erzählte von Bohrarbeiten, Engstellen in der Pipeline und Vertriebstöchtern. Swetlana übersetzte pflichtbewusst.

»Er fragt, ob du noch etwas wissen willst«, sagte sie plötzlich.

»Kannst du ihn nach den Ölreserven fragen?«

»Das habe ich bereits getan«, entgegnete sie verwirrt.

»Aber er hat nicht geantwortet. Frag ihn noch einmal.«

Swetlana wandte sich mit rotem Gesicht wieder an den Mitarbeiter. Er lehnte sich zurück und wartete, bis sie fertig war. Dann nickte er, als habe er meine Frage endlich verstanden und wolle alles sagen.

Dann sprach er wieder eine Weile. Als mir klar wurde, dass er keine Übersetzungspause für Swetlana machen würde, drückte ich ihr ein Stück Papier und einen Stift in die Hand. Sie notierte sich schnell alles. Nach fünf Minuten warf sie mir einen nervös-fragenden Blick zu, ob sie weitermachen sollte. Nach zehn Minuten hörte sie auf, mitzuschreiben.

Er kam zum Ende seines Vortrags und richtete sich auf. Mit einem Nicken bedeutete er Swetlana, sie solle übersetzen.

Sie sah auf ihre Notizen. »Er sagt, aus Westsibirien komme das beste Öl Russlands – es sei viel besser als das Schweröl aus den Zentralprovinzen Tatarstan und Baschkortostan. Er sagt …«

»Hat er gesagt, wie groß die Reserven sind?«, unterbrach ich sie.

»Nein.«

»Bist du sicher?«

»Ja.«

»Frag ihn noch mal.«

Swetlana erstarrte.

»Mach schon«, drängte ich sie. »Es ist okay.«

Langsam wandte sie sich wieder ihm zu. Sein Lächeln war verschwunden. Er zog verärgert sein Mobiltelefon aus der Tasche und blätterte durch die Menüs. Sie stellte ihm kleinlaut zum dritten Mal die Frage.

Er stand auf und sagte schroff etwas zu Swetlana.

»Er sagt, er kommt zu spät zu einem anderen Termin«, übersetzte sie ruhig. Offensichtlich hatte er nicht die Absicht, meine Frage zu beantworten. Ich verstand nicht, warum er uns die Reservemenge nicht sagen wollte. Vielleicht kannte er die Zahlen selbst nicht, aber in Russland war die Ansicht verbreitet, es sei immer ein Fehler, irgendjemandem echte Informationen zu geben. In Russland reagierte man auf direkte Fragen am besten, indem man stundenlang um den heißen Brei herumredete und so vom Thema ablenkte. Die meisten Leute sind dann in solchen Situationen zu höflich, um weiter nachzubohren, und oft haben sie ihre Frage auch ganz einfach vergessen. Wenn ein Russe diese Verschleierungstaktik gut beherrscht, musst man sich schon unglaublich konzentrieren, wenn man doch noch herausfinden will, was man braucht.

»Er sagt, er hoffe, dir alles erzählt zu haben, was du wissen wolltest.«

Der Mann reichte mir die Hand. »Bitte besuchen Sie uns bald wieder«, sagte er in perfektem Englisch. »Wir freuen uns immer über den Besuch von Investoren aus dem Westen.«

Ganz offensichtlich bekam ich von Sidanco selbst keine Informationen über das Unternehmen. Daher vereinbarte ich Termine bei anderen Ölgesellschaften, um herauszufinden, ob sie etwas über ihren Mitbewerber wussten.

Bei Lukoil wurde ich abgetastet, meine Habseligkeiten wurden durchleuchtet und mein Mobiltelefon und mein Pass einbehalten, bis ich wieder ging. Dann wurde ich an einen ehemaligen KGB-Agenten übergeben, der von der Investor-Relations-Abteilung für den Umgang mit Ausländern eingestellt worden war. Er hielt eine einstündige PowerPoint-Präsentation ab und zeigte mir Bilder von Ölplattformen mit strahlenden Führungskräften, die mit Sturzhelmen posierten.

Bei der Ölgesellschaft Juganskneftegas versuchte der Finanzvorstand, mich dazu zu überreden, dem Unternehmen 1,5 Milliarden Dollar für eine neue Ölraffinerie zu leihen.

In der Moskauer Niederlassung von Tatneft, einer kleineren, aber immer noch großen Ölgesellschaft mit Sitz in Tatarstan, forderte man mich auf, beim Bau einer Autobahn zu helfen. Bei jedem Meeting war es dasselbe. Ich

war am Anfang jedes Mal hoffnungsvoll und optimistisch, wurde dann aber mit irrelevanten Informationen bombardiert und erfuhr bis zum Schluss nichts Nützliches.

Ich ging der Sidanco-Sache aus reinem Instinkt nach, doch inzwischen nahm die Angelegenheit viel zu viel Zeit und Energie in Anspruch. Was hoffte ich eigentlich zu finden, wenn jeder Analyst und jede Investmentbank Sidanco abgeschrieben hatte? Vielleicht gab es einen guten Grund, warum sich niemand für den Vier-Prozent-Block interessierte.

Nach meinem letzten Meeting kehrte ich ins Büro zurück und wollte aufgeben, als Swetlana mir einen braunen Briefumschlag übergab.

»Das kam gerade aus den USA an«, erzählte sie aufgeregt. »Von diesem Typ mit der Fachzeitschrift, mit dem du gesprochen hast.«

»Kannst du wegwerfen«, sagte ich, ohne den Briefumschlag auch nur anzusehen. Ich vermutete, dass er wahrscheinlich nur noch mehr Werbematerial enthielt, in dem die Vorteile von Investitionen in Bohrinseln angepriesen wurden. Doch dann überlegte ich es mir anders. Vielleicht war ja doch etwas Interessantes dabei.

»Warte mal«, rief ich Swetlana hinterher. »Bring ihn noch mal her.«

Beim Durchblättern der Zeitschrift stellte ich fest, dass mein Stanford Kommilitone mir eine wahre Schatzkiste geschickt hatte, die Lösung zu dem ganzen Rätsel. In dieser obskuren Hochglanzzeitschrift über Öl gab es einen Anhang mit allen relevanten Daten zu russischen Ölgesellschaften, einschließlich Sidanco. Dort stand alles, was ich jemals wissen wollte: Ölreserven, Produktion, Aufbereitung, alles. Alle Informationen waren da – an einem Ort – und sahen zuverlässig und zutreffend aus.

Ich nahm ein Stück Papier und unterteilte die Seite in zwei Spalten. Über die erste Spalte schrieb ich Sidanco, über die zweite Lukoil, und dann schrieb ich alles auf, was ich in der Zeitschrift zu den Unternehmen fand. Am Schluss sah ich mir die gesammelten Informationen durch. Es gab praktisch keinen Unterschied zwischen den beiden Unternehmen. Seit dem Ende der Sowjetunion war kaum Infrastruktur entwickelt worden. Beide Unternehmen besaßen dieselben rostenden Bohrtürme und benutzten dieselben undichten Pipelines. Bei beiden arbeiteten die gleichen unproduktiven Arbeiter, die gleich schlecht bezahlt wurden.

Der einzige offensichtliche Unterschied zwischen den beiden war, dass Lukoil weithin bekannt war und viele Broker Berichte über die Gesellschaft geschrieben hatten, während es zu Sidanco nichts gab. Die Informationen aus diesen Berichten entsprachen genau den Informationen über Lukoil aus der Zeitschrift. Das ließ mich vermuten, dass auch die Informationen über Sidanco verlässlich waren.

Das war eine bemerkenswerte Entdeckung. Jeder wusste, dass Lukoil ein Schnäppchen war. Immerhin kontrollierte das Unternehmen dieselbe Menge Öl und Gas wie British Petroleum, war aber zehnmal billiger. Und jetzt war ich auf Sidanco gestoßen, das auf etwas weniger Öl saß als Lukoil, aber nicht viel weniger, und sechsmal billiger war als Lukoil. Mit anderen Worten: Sidanco war 60-mal billiger als BP!

Diese Investitionsmöglichkeit war die offenkundigste die ich je gesehen hatte. Mein Fonds kaufte 1,2 Prozent an dem Unternehmen zu vier Dollar pro Aktie und gab insgesamt elf Millionen Dollar aus. Es war die größte Investitionsentscheidung, an der ich in meinem ganzen Leben beteiligt gewesen war. Als Edmond Safra von der Sache erfuhr, wollte er auch mit einsteigen und kaufte prompt dieselbe Menge Aktien für sich selbst.

Normalerweise legt der Markt den Preis für Anteile eines Unternehmens fest, die öffentlich gehandelt werden. Aber im Fall von Sidanco – wo 96 Prozent von einer einzigen Investorengruppe und vier Prozent von Minderheitsaktionären, unter anderem uns, gehalten wurden – waren kaum Aktien im Umlauf. Daher hatten wir keine Ahnung, ob wir ein gutes Geschäft gemacht hatten oder nicht. Eine Zeit lang hatte ich kein Problem damit, aber nach ein paar Monaten begann ich, mir immer mehr Sorgen zu machen. Gute Vorarbeit und ein ordentliches Selbstvertrauen sind eine Sache, aber wenn ich die Sache in den Sand setzte, würde ich einen Großteil des Fonds verlieren. Mit der Zeit begann ich, mich zu fragen, ob ich nicht mit der Herde hätte mitlaufen und mich nicht auf dieses Abenteuer hätte einlassen sollen. Ich kämpfte gegen diese Angst an und zwang mich, weiterhin darauf zu hoffen, dass irgendetwas Gutes geschehen würde. Etwas mehr als ein Jahr später geschah es endlich.

Am 14. Oktober 1997 kündigte BP den Kauf von zehn Prozent aus Wladimir Potanins 96-Prozent-Block von Sidanco an für 600 Prozent über dem Preis, den wir ein Jahr zuvor bezahlt hatten.

Es war ein Homerun.

Kapitel 12
Der Zauberfisch

Ein ereignisreiches Jahr lag hinter mir. Ich hatte erste Erfolge mit meiner Firma, vor allem aber wurde im November 1996 mein Sohn David geboren. Wie versprochen kam Sabrina nach der Geburt mit ihm nach Moskau, wo wir seither als Familie lebten. Sie richtete das Kinderzimmer ein, nähte die Vorhänge und Kissen sogar selbst und freundete sich mit ein paar anderen ausländischen Müttern an.

Sie gab sich wirklich Mühe, wurde aber nicht richtig warm mit Moskau. Im Jahr 1997 flog sie immer häufiger nach London, und als unser Sohn ein Jahr alt war, waren sie und David kaum noch in Moskau. Ich war nicht glücklich darüber, aber ich konnte sie nicht zwingen, zu bleiben, wenn sie sich hier nicht wohlfühlte. Also flog ich jedes zweite Wochenende nach London, um sie und David zu sehen.

An Weihnachten in jenem Jahr wollte Sabrina unbedingt Urlaub in Kapstadt machen. Ich verband Südafrika seit meiner Jugend mit Apartheid und Rassismus und wollte nicht dorthin. Aber Sabrinas Hartnäckigkeit erwies sich als stärker als meine Vorurteile, und schließlich stimmte ich zu. Mir war es eigentlich sowieso egal, weil ich ohnehin arbeiten musste – solange mein Mobiltelefon Empfang und ich Zugang zu einem Faxgerät hatte, war alles in Ordnung.

Wir flogen am 19. Dezember nach Kapstadt und checkten im Mount Nelson Hotel ein – und meine Befürchtungen lösten sich in Luft auf. Ich hatte noch nie einen so erstaunlichen Ort gesehen.

Das Mount Nelson war ein beeindruckendes Gebäude aus der britischen Kolonialzeit, über dem der Tafelberg wie eine Festung thronte. In Kapstadt schien jeden Tag die Sonne, und bis zum Horizont erstreckten sich grüne Rasenflächen, die von dunklen, sachte hin und her wehenden Palmen bewacht wurden. Im Pool wimmelte es von planschenden Kindern, die Eltern

ruhten sich in der Nähe aus. Die weißen Tischdecken auf der Speiseterrasse flatterten in der warmen Brise, und überall standen aufmerksame Kellner mit perfekten Manieren bereit, um Getränke, Speisen oder was immer wir wollten zu bringen. Das Mount Nelson war der Himmel auf Erden. Es war das genaue Gegenteil von Moskau im Dezember.

Wir packten unsere Sachen aus, und zum ersten Mal seit Jahren entspannte ich mich. Als ich auf einem Liegestuhl neben dem Pool lag und zusah, wie David auf einem Handtuch mit seinem Spielzeug spielte, merkte ich erst, wie müde ich war. Ich versank in einen Zustand völliger Entspannung. Sabrina hatte recht damit gehabt, dass sie hierherkommen wollte. Ich schloss die Augen und hätte tagelang in diesem Liegestuhl liegen und in der Sonne dösen können.

Doch wenige Tage nach unserer Ankunft, ich hatte gerade richtig mit dem Stressabbau begonnen, klingelte mein Handy. Es war Wadim, mein neuer Chefresearcher. Wadim war ein 27 Jahre alter Finanzanalyst mit einem Doktortitel in Ökonomie von der Topuniversität in Moskau, den ich fünf Monate zuvor eingestellt hatte, um mein junges Unternehmen zu professionalisieren. Er trug dicke Brillengläser, hatte dunkles, lockiges Haar und konnte in wenigen Minuten die kompliziertesten wirtschaftlichen Probleme lösen. »Bill«, sagte er mit ernster Stimme, »gerade kamen über Reuters ein paar wirklich beunruhigende Meldungen herein.«

»Was ist passiert?«

»Sidanco plant eine Aktienemission. Sie wollen die Anzahl der Aktien fast verdreifachen und sie billig verkaufen – für fast 95 Prozent unter dem Marktpreis.«

Ich stand auf dem Schlauch. »Ist das gut oder schlecht?« Wenn jeder neue Aktien kaufen konnte, dann konnte das für uns entweder keinerlei Auswirkungen haben oder sogar marginal von Nutzen sein.

»Sehr, sehr schlecht. Alle Anteilseigner dürfen diese neuen Wertpapiere kaufen – nur wir nicht.«

Das war absurd. Wenn Sidanco die Anzahl der Aktien auf nahezu das Dreifache erhöhte, uns aber vom Handel ausschloss, dann sank der Firmenanteil, den Safra und der Fonds hielten, praktisch von 2,4 Prozent auf 0,9 Prozent, ohne dass wir einen Ausgleich dafür bekamen. In aller

Öffentlichkeit stahlen Potanin und seine Leute mit einem einzigen Federstrich 87 Millionen Dollar von Safra und meinen Kunden.

Ich setzte mich auf. »Das ist ja unglaublich! Bist du sicher, Wadim? Vielleicht hat sich Reuters bei der Ankündigung geirrt.«

»Das glaube ich nicht, Bill. Für mich sieht es echt aus.«

»Hol dir die Originaldokumente und übersetze sie selbst. Das kann nicht stimmen.«

Ich war schockiert. Wenn diese verwässernde Aktienemission ein schlechtes Ende nehmen würde, dann wäre die Glaubwürdigkeit, die ich mir durch das Aufspüren von Sidanco erworben hatte, dahin, und meine Investoren müssten enorme Verluste hinnehmen.

Außerdem war ich verwirrt. Ich konnte mir einfach nicht erklären, warum Potanin so etwas tun sollte. Was bezweckte er damit? Warum wollte er den Wert unserer Anteile mindern und einen Skandal auslösen, wo er doch gerade selbst enorme Gewinne gemacht hatte? Nach dem großen Deal mit BP besaß er immer noch 86 Prozent des Unternehmens, und durch diese Verwässerungsaktion erhielt er nur 1,5 Prozent von uns. Aus finanzieller Sicht ergab das keinen Sinn.

Dann verstand ich es: Er tat es, weil das ein typisch russisches Vorgehen war.

Zu diesem Verhalten gibt es eine berühmte russische Parabel. Eines Tages findet ein armer Dorfbewohner einen sprechenden Zauberfisch, der bereit war, ihm einen Wunsch zu erfüllen. Der glückliche Dorfbewohner überlegte, was er sich wünschen sollte: »Vielleicht ein Schloss? Oder noch besser – 1000 Barren Gold? Warum nicht ein Schiff, um damit um die Welt zu segeln?« Der Dorfbewohner wollte sich gerade entscheiden, als der Fisch ihn unterbrach und sagte, dass der Wunsch einen entscheidenden Nebeneffekt hat: Was immer sich der Dorfbewohner wünscht, sein Nachbar bekommt dasselbe zweimal. Ohne nachzudenken sagte daraufhin der Dorfbewohner: »In dem Fall stich mir bitte ein Auge aus.«

Die Geschichte hat eine einfache Moral: Wenn es um Geld geht, dann opfert ein Russe gern – sogar freudig – den eigenen Erfolg, nur um dem Nachbarn eins auszuwischen.

Nach genau diesem Prinzip handelten Potanin und seine Leute anscheinend. Es war egal, dass sie 40-mal mehr Geld verdient hatten als wir: Für sie war es unerträglich, dass ein paar *Ausländer*, die nichts mit ihnen zu tun hatten, ebenfalls einen großen finanziellen Erfolg erlebten. Das durfte einfach nicht passieren. Es war nicht … *russisch*.

Allerdings war es sehr russisch, dass ein Unternehmen ruiniert wurde – und genau das würde mir passieren, wenn ich nicht nach Moskau zurückflog und mich um die Situation kümmerte. In den folgenden Nächten in Kapstadt versuchte ich, meine Probleme zu vergessen, aber ich konnte es einfach nicht.

Am Ende unseres Urlaubs nahm Sabrina, die mit dem russischen Winter nichts zu tun haben wollte, David mit zurück nach London. Ich kam am 12. Januar 1998 in Moskau an, am Tag vor dem russischen Silvester. (Russland feiert Neujahr nach dem gregorianischen Kalender am 1. Januar und dann 13 Tage später, am 13. Januar, noch einmal Neujahr nach dem julianischen Kalender.) Gleich nach meiner Ankunft sprach ich mit Wadim, der alles bestätigt hatte. Die Verwässerung der Anteile brauchte etwa sechs Wochen, um die Regulierungsbehörde zu passieren, aber der Deal würde stattfinden.

Ich musste das unbedingt verhindern.

Einen Tag später, am 13. Januar, fand ich eine Möglichkeit. Ein Freund rief mich an und erzählte mir von einer russischen Silvesterparty im Haus von Nick Jordan, einem wohlhabenden russisch-amerikanischen Banker bei JP Morgan. Nicks Bruder Boris war Potanins Finanzberater und Direktor einer neuen Investmentbank namens Renaissance Capital. Ich kannte sie beide flüchtig, und ich überredete meinen Freund, mich zu der Party mitzunehmen.

Die Party fand in einer unglaublich luxuriösen Wohnung aus der Breschnew-Ära statt, mehrere Straßenzüge vom Kreml entfernt. Es war die Art Wohnung, die Investmentbanken für 15 000 Dollar im Monat mieteten, damit ihre ausländischen Angestellten die »Entbehrungen in Moskau« besser ertragen konnten. Boris war in der Menge der Kaviar essenden und Champagner schlürfenden russisch-amerikanischen Ausländer nicht schwer zu finden. In vielerlei Hinsicht entsprach Boris Jordan dem typischen Amerikaner, wie Russen ihn sich vorstellten: Er war ein lauter, pausbäckiger

Händeschüttler, der aus demselben Holz geschnitzt war wie ein Klischee-Broker von der Wall Street.

Ich hielt direkt auf ihn zu. Er war offensichtlich überrascht, mich zu sehen, aber er überreagierte nicht. Er begrüßte mich stattdessen mit einem kräftigen Händedruck. »Bill, wie geht's?«

Ich kam sofort zum Thema. »Nicht gut, Boris. Was ist da los bei Sidanco? Wenn diese verwässernde Aktienemission stattfindet, habe ich ein echtes Problem.«

Boris wusste nicht, was er sagen sollte. Er wollte keinen Streit auf der Silvesterparty seines Bruders. Er sah zu den anderen Gästen, sein Gesicht war zu einem breiten Grinsen erstarrt. »Bill, das ist alles ein großes Missverständnis. Machen Sie sich keine Sorgen.«

Er richtete seine Aufmerksamkeit auf ein Silbertablett mit Kanapees und wählte sorgfältig eines aus. Er wich meinem Blick aus und sagte: »Wissen Sie was? Kommen Sie morgen um halb fünf zu Renaissance, und wir klären das.« Er steckte sich das Häppchen in den Mund und sprach mit vollem Mund weiter. »Ernsthaft, Bill. Sie müssen sich keine Sorgen machen. Trinken Sie etwas. Das hier ist schließlich eine Silvesterparty!«

Und damit war die Sache erledigt. Er war so überzeugend – und ich wollte ihm so sehr glauben –, dass ich noch eine Weile auf der Party blieb und dann einigermaßen beruhigt nach Hause ging.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte und zur Arbeit ging, war es noch dunkel. (Im Januar geht die Sonne in Moskau erst gegen 10.00 Uhr auf.) Und als ich mich auf den Weg zu Boris' Büro machte, war es wieder dunkel. Um Punkt 16.30 Uhr betrat ich die Räume von Renaissance Capital, die in einem modernen Bürogebäude mit Glasfassade nahe dem russischen Weißen Haus, dem weißen Gebäude, das als Regierungssitz dient, untergebracht waren. Man führte mich direkt in einen fensterlosen Konferenzraum, bot mir aber weder Speisen noch Getränke an, also saß ich dort und wartete.

Und wartete.

Und wartete.

Nach einer Stunde überwältigte mich die Paranoia. Ich fühlte mich wie ein Fisch im Aquarium und begann, mich nach versteckten Kameras umzusehen,

sah aber keine. Trotzdem dachte ich langsam, Boris habe gelogen. Ich hatte guten Grund, mir Sorgen zu machen.

Ich wollte gerade gehen, als die Tür endlich aufging – aber nicht Boris kam herein, sondern Leonid Roschetskin, ein 31-jähriger in Russland geborener Anwalt, der an einer US-amerikanischen Eliteuniversität studiert hatte. Ich hatte ihn schon bei mehreren Gelegenheiten getroffen. (Er wurde zehn Jahre später nach einem aufsehenerregenden Zerwürfnis mit verschiedenen Geschäftspartnern in Jūrmala in Lettland ermordet.)

Offensichtlich hatte Leonid den Film *Wall Street* ein wenig zu oft angeschaut. Er hatte nach hinten gegeltes Haar wie Gordon Gekko und trug rote Hosenträger über einem maßgeschneiderten Hemd mit Monogramm. Er setzte sich ans Kopfende des Tisches und verschränkte die Finger über einem Knie. »Boris kann Sie leider nicht treffen«, erklärte er auf Englisch mit einem leichten Akzent. »Er ist beschäftigt.«

»Das bin ich auch.«

»Natürlich. Was führt Sie heute hierher?«

»Das wissen Sie genau, Leonid. Ich bin hier, um über Sidanco zu sprechen.«

»Ach ja. Was ist damit?«

»Wenn diese Verwässerung stattfindet, wird es mich und meine Investoren – darunter *Edmond Safra* – 87 Millionen Dollar kosten.«

»Das ist uns bekannt. Darum geht es ja, Bill.«

»Wie bitte?«

»Darum geht es dabei«, wiederholte er emotionslos.

»Sie wollen uns *gezielt* abzocken?«

Er blinzelte. »Ja.«

»Aber wie können Sie das tun? Das ist illegal!«

Er wich leicht zurück. »Wir sind hier in Russland. Glauben Sie wirklich, dass uns das kümmert?«

Ich dachte an all meine Kunden. Ich dachte an Edmond. Ich konnte es nicht fassen. Ich veränderte meine Sitzposition. »Leonid, Sie mögen mich

damit vielleicht verarschen, aber einige Größen von der Wall Street haben bei mir investiert. Wenn Sie hier einen Stein ins Wasser schmeißen, werden die Wellen überall zu spüren sein.«

»Das ist uns egal, Bill.«

Wir saßen eine Weile schweigend da, während ich die Informationen verdaute.

Er blickte auf seine Armbanduhr und stand auf. »Wenn Sie sonst keine Fragen mehr haben, muss ich gehen.«

Geschockt suchte ich nach etwas, das ich noch sagen konnte, und platzte heraus: »Leonid, wenn Sie das machen, dann ist das eine Kriegserklärung.«

Er erstarrte. Ich auch. Einige Sekunden später lachte er. Es war lächerlich von mir, so etwas zu sagen, und wir wussten es beide. Ich überlegte, was ich damit gemeint hatte, wollte meine Worte aber nicht zurücknehmen. Wollte ich wirklich Krieg führen? Gegen einen Oligarchen? In Russland? Nur ein Narr würde das tun.

Meine Nerven vibrierten, aber ich blieb völlig regungslos. Als Leonid sich schließlich wieder beruhigt hatte, sagte er: »Ach ja? Dann viel Glück dabei, Bill.« Er drehte sich um und ging.

Ich war so aufgebracht, dass ich mich mehrere Sekunden lang nicht bewegen konnte, und als es wieder ging, zitterte ich vor Erniedrigung, Schock und jeder Menge Angst. Benommen trat ich aus den Renaissance-Büros hinaus in die minus 15 Grad Celsius kalte Moskauer Nacht. Ich stieg in mein Auto, einen gebrauchten Chevy Blazer, den ich kurz zuvor gekauft hatte, und Alexej setzte es in Bewegung in Richtung meiner Wohnung.

Nach einigen Minuten des Schweigens klappte ich mein Mobiltelefon auf und versuchte, Edmond in New York zu erreichen. Die ersten Male kam ich nicht durch, aber schließlich schaffte ich es. Seine Sekretärin sagte mir, er sei beschäftigt, aber ich bestand darauf, ihn zu sprechen. Ich war nervös, aber ich musste ihm die Situation erklären, jetzt, wo klar war, dass man uns 87 Millionen Dollar stehlen würde. Er blieb ruhig, war aber offensichtlich verärgert. Niemand verliert gern Geld – und Edmond war bekanntermaßen ein schlechter Verlierer. Als ich ihm alles erzählt hatte, fragte er: »Was machen wir, Bill?«

»Wir wehren uns gegen diese Bastarde, was sonst? Wir ziehen gegen sie in den Krieg.«

Es waren meine Worte, aber sie fühlten sich dennoch fremd an.

Schweigen. In der Leitung knackte es. »Wovon reden Sie da, Bill?«, fragte Edmond ernst. »Sie sind in Russland. Man wird Sie töten.«

Ich atmete tief durch. »Vielleicht, vielleicht auch nicht. Aber ich lasse sie nicht damit davonkommen.« Mir war egal, ob es mutig oder dumm war oder beides. Ich stand mit dem Rücken zur Wand, und ich meinte, was ich sagte.

»Ich kann da nicht mitmachen, Bill«, sagte Edmond langsam, im sicheren New York, 7500 Kilometer weit weg.

Ich war nicht in Sicherheit, und bei dem Gedanken schoss mir das Adrenalin in die Adern. Ich ließ mich davontragen. »Edmond«, sagte ich, als Alexej auf die Bolschaja Ordynka einbog, die Straße, in der ich wohnte, »Sie sind mein Partner, nicht mein Boss. Ich werde es mit diesen Typen aufnehmen, ob Sie mir nun helfen oder nicht.«

Er hatte dazu nichts mehr zu sagen, und wir legten auf. Alexej hielt vor meinem Haus mit laufendem Motor und der Heizung auf höchster Stufe. Ich stieg aus und ging nach oben. In dieser Nacht machte ich kein Auge zu.

Am nächsten Morgen betrat ich mit hängenden Schultern unser neues, größeres Büro, in das wir ein paar Monate zuvor umgezogen waren. Bedenken und jede Menge Unsicherheit hatten sich über Nacht in mir breitgemacht. Doch als ich den Empfangsbereich betrat, riss mich ein Tumult aus meinen Gedanken. In dem Raum drängten sich mehr als ein Dutzend schwer bewaffnete Bodyguards. Der Leiter der Truppe kam mit ausgestreckter Hand auf mich zu und verkündete mit einem israelischen Akzent: »Ich bin Ariel Bouzada, Mr. Browder. Mr. Safra schickt uns. Wir haben vier gepanzerte Wagen und 15 Mann. Wir werden bei Ihnen bleiben, bis die Situation beendet ist.«

Ich schüttelte Ariels Hand. Er war ungefähr so alt wie ich, etwas kleiner, aber alles an ihm war zäher, stärker und bedrohlicher, als ich es je sein könnte. Sein Gang strahlte Autorität und Kraft aus. Anscheinend wollte Edmond nun doch mit mir in den Kampf ziehen.

Ich begrüßte jeden Bodyguard persönlich und zog mich dann in mein Büro

zurück. Ich setzte mich an meinen Schreibtisch und stützte den Kopf in die Hände. *Wie nehme ich es mit einem Oligarchen auf? Wie nehme ich es mit einem Oligarchen auf? Wie nehme ich es mit einem verdammten Oligarchen auf?*

Mit einem Frontalangriff.

Ich versammelte mein Team in unserem kleinen Konferenzraum. Dann ging ich zum Schrank mit dem Schreibzeug und holte einen Stapel weißes Papier und Klebeband heraus. Ich warf das Papier auf den Tisch, hielt meinen Leuten das Klebeband hin und sagte, sie sollten die Wände mit Papier bekleben und so den ganzen Raum zu einem einzigen Whiteboard machen. »Greift eure Stifte«, forderte ich sie auf. »Wir müssen nach Ideen suchen, wie wir Wladimir Potanin wirtschaftlichen Schaden zufügen können, der größer ist als der Nutzen, den er daraus zieht, wenn er uns abzockt. Jede Idee ist eine gute Idee. An die Arbeit.«

Kapitel 13
Anwälte, Pistolen und Geld

Wir brüteten einen Dreistufenplan aus, der den Druck auf Potanin beständig erhöhte.

Als ersten Schritt würden wir Potanins westliche Geschäftskontakte über die verwässernde Aktienemission informieren. Er war Milliardär und Oligarch und hatte daher viele Geschäftsinteressen, die nicht direkt mit Sidanco in Zusammenhang standen. Dazu gehörten gemeinsame Investitionen mit Leuten wie George Soros, der Stiftungsfonds der Harvard University und die Pensionskasse des großen amerikanischen Holzkonzerns Weyerhaeuser.

Edmond und ich teilten uns die Liste und riefen jeden Kontakt persönlich an. Nach dem Gespräch schickten wir jedem eine PowerPoint-Präsentation mit Details zu der verwässernden Aktienemission. Unsere Botschaft war einfach: So zockt Potanin uns ab. Und wenn ihr ihn nicht aufhaltet, seid ihr vielleicht die Nächsten.

Die meisten dieser Leute meldeten sich daraufhin bei Potanin und beschwerten sich. Ich war bei ihren Gesprächen nicht dabei, aber ich stelle mir vor, dass sie ihm sagten, diese verwässernde Aktienemission kompromittiere den Wert ihrer gemeinsamen Investitionen, und er solle aus Eigeninteresse sein Vorhaben stoppen.

Wir warteten auf Potanins Reaktion und hofften, er werde einen Rückzieher machen. Aber leider tat er das nicht. Stattdessen eskalierte er die Situation weiter. Wahrscheinlich dachte er: *Wer ist dieser kleine Scheißer aus Chicago? Ich habe diese Beziehungen mit viel Zeit und Mühe aufgebaut, und jetzt will der Typ meinen guten Ruf ruinieren! Wie kann das sein?*

Eine gute Frage. Jedes Mal, wenn ein Ausländer in Russland über den Tisch gezogen wurde, hielten sie hinter verschlossenen Türen hitzige Brainstorming-Sessions ab, um einen Weg zu finden, wie sie Widerstand

leisten konnten (wie auch wir es getan hatten). Doch dann wiesen ihre Anwälte und Berater sie darauf hin (wie Edmond es anfangs getan hatte), dass auf jeden Fall gefährliche Vergeltungsmaßnahmen folgen würden, was dazu führte, dass sie sich davonschlichen wie verwundete Tiere, trotz aller großen Sprüche.

Aber dieses Mal war es anders. Ich war kein Angestellter einer großen Investmentbank oder eines Fortune-500-Unternehmens. Ich war mein eigener Herr. Potanin war offensichtlich nicht klar, dass ich ihn nie kampflos damit davonkommen lassen würde.

Und auch Sabrina verstand das nicht. Ihr war völlig klar, was ich vorhatte, und sie war von Anfang an nicht glücklich darüber. Ich hatte es ihr in derselben Nacht erzählt wie Edmond, und sie war völlig ausgerastet. »Bill, wie kannst du uns das antun?«, schrie sie ins Telefon.

»Schatz, ich muss das tun. Ich kann diese Typen nicht einfach damit davonkommen lassen.«

»Wie kannst du so was sagen? Wie kannst du nur so selbstsüchtig sein? Du hast Frau und Kind. Diese Leute werden dich töten!«

»Ich hoffe nicht, aber ich habe eine Verantwortung gegenüber den Leuten, die mir ihr Geld anvertraut haben. Ich habe sie in diesen Schlamassel reingeritten, und ich muss sie auch wieder rausboxen.«

»Aber wen interessieren diese Leute? *Du hast eine Familie!* Ich verstehe nicht, warum du nicht einfach einen normalen Job in London haben kannst, wie all unsere Bekannten auch!«

Natürlich hatte ich eine Familie, sie hatte recht, aber ich war so wütend und empört über Potanin, dass ich ihr nicht zuhörte.

Wir legten auf, ohne uns zu einigen, aber an Sabrina konnte ich jetzt nicht denken, egal, wozu das führte. Ich hatte den Krieg gerade erst begonnen und musste weitermachen.

Leider hatte Phase eins keinen Erfolg gehabt. Doch immerhin hatte ich Potanins Aufmerksamkeit erregt. Ich hatte eine Ader getroffen, das Blut war ins Wasser getropft, und am Ende der Woche tauchte Potanins Hai, Boris Jordan, auf.

Potanin hatte ihm wohl eine gehörige Standpauke gehalten, denn Boris

war bei seinem Anruf wütend und verunsichert. »B-Bill«, stammelte er, »wie zum Teufel kommen Sie dazu, unsere Investoren anzurufen?«

Ich bemühte mich, so ruhig wie möglich zu antworten: »Hat Leonid Ihnen von unserem Gespräch erzählt?«

»Ja, aber ich dachte, Sie wissen, wie das läuft.«

Ich spielte weiter mit und hoffte, dass meine Stimme nicht versagte. »Wie was läuft?«

»Bill, Sie verstehen anscheinend nicht – Sie halten sich nicht an die Regeln!«

Ich sah zu einem meiner russischen Bodyguards, der am Eingang des Büros stand. Es war egal, dass ich Angst hatte. Ich hatte alle Vorsicht über Bord geworfen, als ich beschloss, gegen diese Leute in den Krieg zu ziehen.

Mit einer Ruhe, die mich selbst überraschte, sagte ich: »Boris, wenn Sie jetzt schon glauben, ich würde mich nicht an die Regeln halten, dann warten Sie erst mal ab, was als Nächstes kommt.« Ich wartete nicht auf seine Antwort, sondern legte auf. Ich fühlte mich wie auf Drogen.

Danach starteten wir Phase zwei, in der wir mit der ganzen Geschichte an die Öffentlichkeit gingen.

Unter den Ausländern in Moskau gab es viele Reporter, und ich hatte einige von ihnen kennengelernt, ein paar kannte ich sogar ziemlich gut. Eine von ihnen war Chrystia Freeland, die Chefin des Moskauer Büros der *Financial Times*. Sie war eine attraktive Brünette, ein paar Jahre jünger als ich, und kaum 1,50 Meter groß. Doch niemand wäre auf die Idee gekommen, sie als klein zu bezeichnen: Sie hatte Feuer und machte ihre mangelnde Körpergröße durch ihre Lebenseinstellung mehr als wett. Chrystia hatte bei verschiedenen sozialen Anlässen deutlich gemacht, wie scharf sie auf eine Oligarchen-Story war, aber sie hatte niemanden gefunden, der mutig (oder dumm) genug war, offiziell mit ihr zu reden – bis jetzt.

Ich rief sie an, und wir trafen uns im Semiramis, meinem Lieblingsrestaurant in Moskau mit orientalischer Küche. Wir bestellten, und sie zog einen kleinen, schwarzen Kassettenrekorder aus der Tasche und stellte ihn in die Mitte des Tisches. Ich hatte keine Erfahrung mit der Presse. Für mich war der ganze Vorgang neu, daher begann ich mit meiner

Geschichte ganz am Anfang. Die Kellner brachten Hummus und Baba Ghanoush. Ich erzählte zwischen einzelnen Bissen, und Chrystia machte sich ein paar Notizen. Als nächster Gang wurde Lamm-Kebab serviert. Ich erzählte weiter, und sie hörte weiter zu. Irgendwann war ich fertig. Ihre Zurückhaltung hatte mich ein wenig verunsichert, und eine kleine Stimme in meinem Kopf fragte sich, ob meine Geschichte wirklich so gut war, wie ich glaubte. Als Pfefferminztee und Baklava serviert wurden, fragte ich: »Und – was hältst du davon?«

Ich bemühte mich, nicht herumzuzappeln, als sie ihr vergoldetes Teeglas ruhig mit den Händen umfasste und aufsah. »Bill, das ist eine Riesensache. Auf so etwas habe ich lange gewartet.«

Am folgenden Tag rief Chrystia Potanin an, um ihn nach seiner Version der Geschichte zu fragen, und er reagierte auf typische und perfekt russische Art.

Unter normalen Umständen wäre das der geeignete Zeitpunkt für ihn gewesen, um nachzugeben. Potanin verdiente gerade Milliarden von Dollar durch den erfolgreichen BP-Deal. Warum setzte er das aufs Spiel, nur um uns zwei Prozent zu klauen? Doch das waren keine normalen Umstände. Das war Russland, und hier war es weitaus wichtiger, keinerlei Schwäche zu zeigen.

Die ganze Übung zeigte mir, dass die russische Geschäftskultur nach denselben Regeln funktionierte wie das Leben im Gefängnis. Im Gefängnis ist der Ruf das Wichtigste. Eine bestimmte Stellung ist hart erarbeitet und wird nicht so ohne Weiteres wieder aufgegeben. Wenn jemand über den Hof auf dich zukommt, kannst du nicht tatenlos stehen bleiben. Du musst ihn töten, bevor du selbst getötet wirst. Wenn du es nicht machst und den Angriff irgendwie überlebst, giltst du als schwach und bekommst augenblicklich keinerlei Respekt mehr. Du wirst zum Freiwild. Nach diesem Kalkül geht jeder Oligarch und jeder russische Politiker jeden Tag vor.

Potanins logische Reaktion auf Chrystias Fragen hätte sein sollen: »Ms. Freeland, das ist alles ein großes Missverständnis. Mr. Browder hat ein paar frühe Fassungen der Aktienemission gesehen, die niemals an die Finanzregulatoren hätten gehen sollen. Der Sekretärin, die sie freigegeben hat, wurde bereits gekündigt. Natürlich wird bei dieser Sache jeder Sidanco-Aktionär fair behandelt, auch Mr. Browders Investoren und Mr. Safra.«

Aber wir waren in Russland, und daher konnte Potanin sich den fehlenden Respekt irgendeines kleinen ausländischen Investors nicht leisten und hatte gar keine andere Wahl, als die Situation weiter eskalieren zu lassen. Daher lautete seine Antwort in etwa: »Bill Browder ist ein schlechter und unverantwortlicher Fondsmanager. Hätte er seine Hausaufgaben gemacht, dann hätte ihm klar sein müssen, dass ich das tun würde. Seine Kunden sollten ihm das Hemd vom Leib klagen.«

Er gab praktisch zu, dass er uns abzocken wollte, und jetzt war es offiziell.

Chrystia reichte noch in derselben Woche einen langen Bericht ein. Reuters, Bloomberg, das *Wall Street Journal* und die lokale englischsprachige Tageszeitung, die *Moscow Times*, griffen die Story sofort auf. In den nächsten Wochen war die verwässernde Aktienemission von Sidanco das Thema bei allen, die sich für den russischen Finanzmarkt interessierten. Dieselben Leute spekulierten außerdem darüber, wie lange ich wohl überleben würde.

Ich dachte, Potanin müsse jetzt entweder nachgeben und die Aktienemission abblasen oder uns mit einschließen. Doch statt aufzugeben, zündete Potanin die nächste Eskalationsstufe. Er und Boris Jordan hielten einige Pressekonferenzen und Besprechungen ab, um ihr Vorgehen zu rechtfertigen. Doch statt die Leute davon zu überzeugen, dass er im Recht war und ich im Unrecht, sorgte er nur dafür, dass die Sache nicht in Vergessenheit geriet.

Ein erheblicher Nachteil meines Vorgehens war, dass ich einen russischen Oligarchen in aller Öffentlichkeit bloßstellte, was in Russland in der Vergangenheit tödliche Folgen hatte. Eine lebhafte Fantasie ist etwas Schreckliches, wenn sie vor allem damit beschäftigt ist, sich auszumalen, wie man umgebracht werden könnte. Autobombe? Scharfschütze? Gift? Wirklich sicher fühlte ich mich nur, wenn ich bei meinen Besuchen in London in Heathrow aus dem Flugzeug stieg.

Dass es erst kurz vorher einen ähnlichen Fall wie meinen gegeben hatte, war nicht wirklich hilfreich. Der Amerikaner Paul Tatum, der seit 1985 in Moskau gelebt hatte, war über die Eigentumsrechte am Moskauer Hotel Radisson Slawjanskaja in einen schweren Streit geraten, in dessen Verlauf er eine ganzseitige Anzeige in einer Lokalzeitung veröffentlicht hatte, in der er seinen Partner der Erpressung bezichtigte. Etwas ganz Ähnliches hatte ich

getan, als ich Potanin beschuldigt hatte, mich zu bestehlen. Kurz nach dem Erscheinen der Anzeige am 3. November 1996, und obwohl er eine kugelsichere Weste trug, wurde Tatum in einer Unterführung in der Nähe des Hotels erschossen. Bis heute wurde niemand für den Mord zur Verantwortung gezogen.

Da lag für mich die Vermutung nicht ganz fern, ich könne der nächste Paul Tatum sein.

Selbstverständlich hatte ich Vorsichtsmaßnahmen getroffen, und ich vertraute den 15 Bodyguards, die Edmond mir zur Verfügung gestellt hatte. Solange der Konflikt andauerte, fuhr ich in Moskau stets in einem Konvoi aus einem Führungsfahrzeug, zwei Begleitfahrzeugen und einer Nachhut. Wenn wir uns meiner Wohnung näherten, fuhr der Führungswagen schnell voraus, damit zwei Sicherheitsleute ein paar Minuten vor den anderen ankamen und nach Bomben oder Scharfschützen suchen konnten. Erst dann hielten die anderen Wagen, und weitere Sicherheitsleute sprangen heraus, bildeten einen Schutzkreis und brachten mich sicher ins Gebäude. Oben angekommen saßen dann zwei Männer mit geladenen Maschinenpistolen auf meinem Sofa, während ich zu schlafen versuchte. Einige amerikanische Freunde fanden dieses Arrangement ziemlich cool, aber ich kann versichern, dass absolut nichts cool daran ist, wenn man ständig bis an die Zähne bewaffnete, riesige Bodyguards zu Hause herumstehen hat, selbst wenn es der eigenen Sicherheit dient.

Nachdem auch Phase zwei nichts gebracht hatte, setzten wir Phase drei unseres Plans um, mit dem wir Potanin aufhalten wollten. Es war eine Verzweiflungstat, und wenn ich keinen Erfolg damit hatte, wusste ich nicht, was ich tun sollte oder wie mein Unternehmen das überstehen konnte.

Am Anfang dieses letzten Versuchs stand ein Treffen mit Dmitri Wassiljew, dem Chef der russischen Börsenaufsicht (FCSM).

Ich traf Wassiljew, einen kleinen drahtigen Mann mit stahlgefasster Brille, in seinem Büro in einem Gebäudeblock aus der Sowjetzeit und erzählte ihm die Geschichte. Er hörte aufmerksam zu, und am Ende meiner Geschichte fragte ich ihn, ob er mir helfen könne.

Er antwortete mit einer einfachen Gegenfrage: »Haben sie gegen das Gesetz verstoßen?«

»Natürlich haben sie das.«

Er nahm seine Brille ab und reinigte die Gläser mit einem sorgfältig zusammengefalteten Stofftaschentuch. »Dann machen Sie Folgendes: Wenn Sie der Meinung sind, Sie hätten einen *gültigen* Beschwerdegrund, dann setzen Sie eine detaillierte Beschreibung von Mr. Potanins Verstößen auf und reichen Sie sie bei uns ein. Wir werden die Sache prüfen und zu gegebener Zeit darauf reagieren.«

Ich war mir nicht sicher, ob er mich ermutigte oder abblitzen ließ, aber ich beschloss, ihn beim Wort zu nehmen. Ich eilte zum Büro zurück, rief ein Anwaltsteam zusammen und ließ sie ein detailliertes Beschwerdeschreiben aufsetzen. Am Ende hatten wir ein 200-seitiges Dokument auf Russisch, in dem alle Gesetze genannt waren, gegen die diese verwässernde Aktienemission unserer Meinung nach verstieß. Ich reichte die Beschwerde noch am Tag ihrer Fertigstellung ein, nervös und voller Erwartungen.

Zu meiner Überraschung erschien zwei Tage später ein Artikel in roter Schrift auf dem Reuters-Schirm: »FCSM untersucht Verstoß gegen Anlegerrecht«. Wir waren geschockt. Es sah fast so aus, als wolle Wassiljew sich mit Potanin anlegen.

Ich war nicht sicher, was während dieser Untersuchung geschehen würde. Jetzt war das nicht mehr nur eine Sache von Ausländer gegen Oligarch. Jetzt war auch Wassiljew im Spiel, und weil er Russe war, war er wahrscheinlich verwundbarer als ich. Dass er Chef der FCSM war, machte keinen Unterschied. Alles war möglich.

In den folgenden Wochen, während Wassiljew seine Arbeit machte, besprach ich täglich telefonisch die Sidanco-Angelegenheit mit Edmonds Stellvertretern in New York und konnte ihnen nur zunehmend vage Berichte liefern. Ich erfuhr, dass Edmond mir immer weniger zutraute, die Situation noch in den Griff bekommen zu können.

Ich war mir nicht sicher, was Edmond vorhatte, aber die Unsicherheit in seiner Stimme und die Häufigkeit der Anrufe von Sandy und seinem Juristenteam in New York legten nahe, dass etwas nicht stimmte.

Doch als mich einer meiner Broker anrief und erzählte, er habe Sandy in der Lobby des Hotels Kempinski gesehen, war mir alles klar. Es konnte nur einen Grund für ihn geben, ohne mein Wissen nach Moskau zu kommen – er

wollte hinter meinem Rücken mit Potanin verhandeln.

Ich konnte es nicht fassen. Wenn ich recht hatte, wäre das ein Beweis hoffnungsloser Schwäche auf unserer Seite. Potanin und Boris lachten wahrscheinlich über unsere internen Querelen.

Ich rief den Leiter von Safras Rechtsabteilung in New York an und fragte: »Haben Sie Sandy nach Moskau geschickt, damit er mit Potanin verhandelt?« Verblüfftes Schweigen. Das hätte ich nicht erfahren sollen, und es war ihm peinlich. Er fing sich jedoch und sagte dann: »Bill, es tut mir leid, aber das übersteigt Ihre Fähigkeiten bei weitem. Hier geht es um richtig viel Geld. Ich halte es für das Beste, wenn Sie uns von jetzt an übernehmen lassen.«

In New York, wo das Rechtssystem funktionierte und ein 62-jähriger Wall-Street-Anwalt sich besser auskannte als ein 33-jähriger Hedgefonds-Manager, hätte er vielleicht sogar recht gehabt – aber hier ging es um Russland, und hier galten andere Regeln. Ich antwortete: »Mit allem Respekt, aber Sie haben keine Ahnung, was Sie hier machen. Wenn Sie gegenüber diesen Leuten auch nur das kleinste Anzeichen von Schwäche zeigen, werden unsere Investoren alles verlieren, und es wird Ihre Schuld sein.« Ich sagte das mit Nachdruck und bat ihn, mir zumindest noch die Zeit zu geben, um meinen Plan bis zum Ende durchzuführen. Er war dagegen, versprach aber, es mit Edmond zu besprechen. Später am selben Abend rief er zurück und sagte widerwillig: »Edmond gibt Ihnen noch zehn Tage. Wenn bis dahin nichts passiert, übernehmen wir.«

Am nächsten Tag rief ich in Wassiljews Büro an, um mich über den Stand der Untersuchungen zu informieren, aber seine Sekretärin sagte, er sei nicht zu sprechen. Ich rief unsere Anwälte an und wollte wissen, ob sie abschätzen könnten, wie lange die FCSM für eine Entscheidung brauchen würde. Sie hatten keine Ahnung.

Die Tage vergingen, und ich telefonierte täglich mit Safras Anwalt. Es sah nicht gut für mich aus. Am sechsten Tag sagte er: »Hören Sie, Bill, wir haben Ihnen zehn Tage zugestanden, aber nichts passiert. Sandy fliegt am Montag wieder nach Moskau, um sich mit Potanin zu treffen. Wir sind dankbar für alles, was Sie getan haben, aber es funktioniert nicht.«

An jenem Abend fühlte ich mich auf dem Heimweg schlechter als je zuvor. Ich wurde von den Russen abgezockt, und jetzt hatte auch noch mein

Geschäftspartner das Vertrauen in mich verloren. Wenn wir Glück hatten, bekamen wir vielleicht zehn oder 20 Prozent von dem, was Potanin uns stahl, und das bedeutete wahrscheinlich das Ende für meine Partnerschaft mit Safra. Das bedeutete praktisch auch das Ende für Hermitage Capital.

Am nächsten Morgen schleppte ich mich ins Büro, um so gut wie möglich Schadensbegrenzung zu betreiben. Aber das musste ich gar nicht. Ohne Vorwarnung traf ein Fax ein, das die Titelseite der *Financial Times* zeigte mit der Schlagzeile: »Börsenaufsicht annulliert Sidanco-Anleihenemission«. Wassiljew hatte die ganze verwässernde Aktienemission gestoppt.

Das war's.

Ich hatte gewonnen. Ein Niemand aus Südchicago hatte den russischen Oligarchen im eigenen Land geschlagen. Edmond Safra rief an und gratulierte mir. Selbst sein Chefanwalt gab widerstrebend zu, dass ich recht gehabt hatte.

Nachdem der Deal nun offiziell gestorben war, gab Potanin auf. Diese Reaktion war ebenso typisch russisch wie sein ursprünglicher Drang, mich anzugreifen: Sobald das Geld vom Tisch war, gab es keinen Grund mehr, um weiterzukämpfen.

Ich hatte mich dem Oligarchen im Gefängnishof gestellt und mir etwas Respekt verdient. Mehr noch, ich hatte gelernt, wie man gegen die Russen kämpft und dass sie nicht so unbesiegbar waren, wie sie gern erscheinen wollten.

Kapitel 14
Abschied von der Villa d’Este

Neben meinem Sieg über Potanin lief auch alles andere in Russland gut für mich. Der Hermitage Fund wurde 1997 zum Top-Fonds des Jahres gekürt und hatte in dem Jahr um 235 Prozent an Wert gewonnen, seit seiner Gründung sogar um 718 Prozent. Aus den ursprünglichen 25 Millionen Dollar an Vermögenswerten unter unserer Verwaltung waren inzwischen mehr als *eine Milliarde Dollar* geworden. Die *New York Times*, *BusinessWeek*, die *Financial Times* und das *Time*-Magazin beschrieben mich als Wunderkind des modernen Finanzwesens. Meine Kunden überboten sich mit Einladungen auf ihre Jachten in Südfrankreich, und wo immer ich mich blicken ließ, wurde ich zum Essen eingeladen. All das war unglaublich berauschend, und all das passierte mir, einem 33-Jährigen, der nur zwei Jahre zuvor sein eigenes Unternehmen gegründet hatte.

Im Rückblick hätte ich wahrscheinlich etwas vorsichtiger sein sollen. Jede dieser Entwicklungen für sich genommen, war ein Grund zum Feiern, aber zusammen genommen sagten sie im Wall Street Jargon sehr deutlich eines: Verkaufen. Mein Kopf wusste das, aber mein Bauch wollte, dass dieses vom Glück verwöhnte Leben ewig weiterging. Daher rührte ich meine Anlagen nicht an und ging davon aus, dass alles immer so weitergehen würde wie bisher.

Andere teilten meinen Optimismus nicht, vor allem Edmond Safra nicht.

Er rief mich Anfang April 1998 an und sagte: »Bill, ich mache mir Sorgen wegen der Vorgänge in Asien. Sollten wir nicht unsere Positionen liquidieren?« Er meinte damit die Wirtschaftskrise in Asien, die im Sommer 1997 begonnen hatte und bei der Thailand, Indonesien, Malaysia und Südkorea große Währungsabwertungen, Zahlungsausfälle und schwere Rezessionen erlebten.

»Ich glaube, wir sollten damit abwarten, bis der Sturm sich legt, Edmond.

Russland wird nichts geschehen.«

»Wie können Sie das sagen, Bill? Wir mussten bereits einen schweren Schlag hinnehmen.«

Seine Bedenken waren berechtigt. Im Januar 1998 hatte der Fonds 25 Prozent seines Wertes eingebüßt, aber bis April hatte er etwa die Hälfte der Verluste wieder wettgemacht, und ich war überzeugt, dass es wieder aufwärtsging.

»Der Markt erholt sich jetzt wieder. Sobald sich die Wogen geglättet haben, verdienen wir alles wieder zurück.«

»Verraten Sie mir doch mal, warum Sie das glauben«, forderte er mich zweifelnd auf.

»Weil die Befürchtung, Russland könne am Abgrund stehen, eben nur das ist – eine Befürchtung. Sie basiert auf Gefühl und entbehrt jeder Grundlage.«

»Wovon reden Sie?«

»Nun, zunächst einmal macht Russland nur wenig Geschäfte mit Asien. Zweitens liegt Russland nicht mit Asien im Wettbewerb. Und drittens investieren die Asiaten nicht in Russland. Ich sehe nicht, wie die asiatischen Probleme auf Russland übergreifen könnten.«

Edmond überlegte ein oder zwei Sekunden und sagte dann: »Ich hoffe, Sie haben recht, Bill.«

Das hoffte ich auch.

Leider lag ich völlig daneben.

Ich hatte damals nicht verstanden, dass die Welt ein großes Meer der Liquidität ist. Wenn an einem Ort Ebbe herrscht, dann herrscht bald überall Ebbe. Wenn Großinvestoren in Asien Geld verlieren, dann nehmen sie überall auf der Welt alle riskanten Werte aus ihren Portfolios, und Russland stand dabei ganz oben auf ihrer Liste.

Dadurch geriet die russische Regierung in eine prekäre Lage. In den wenigen Jahren zuvor hatten die Kosten für den öffentlichen Dienst ein riesiges Haushaltsloch in Russland aufgerissen, und das Land hatte sich durch die Ausgabe von dreimonatigen Schatzanweisungen in Rubel 40 Milliarden Dollar geliehen. Das bedeutete, dass die Regierung, nur um sich

über Wasser zu halten, alle drei Monate neue Anleihen im Wert von 40 Milliarden Dollar verkaufen musste, um die fälligen 40 Milliarden Dollar aus der letzten Verkaufsrunde zurückzuzahlen. Zusätzlich musste Russland mehr als 30 Prozent Zinsen bezahlen, um Käufer zu finden, so vergrößerte sich die Schuldenlast immer weiter.

Das wäre schon unter den günstigsten Umständen eine fragwürdige Finanzierungsstrategie, aber im schlimmsten Fall war es finanzieller Selbstmord.

Jetzt konnte nur noch der Internationale Währungsfonds (IWF) Russland retten. Bei Frühlingsanfang des Jahres 1998 war eine IWF-Intervention das einzige Gesprächsthema von Brokern und Investoren in Moskau.

Interessanterweise teilte die russische Regierung unsere Fixierung nicht. Ich wusste nicht, ob es an Arroganz oder Dummheit lag, aber der Kreml verhandelte knallhart mit dem IWF, obwohl sie ihn eigentlich hätten auf Knien anbetteln sollen. Mitte Mai traf der damalige stellvertretende US-Finanzminister Larry Summers in Russland ein, um zu entscheiden, wie die Vereinigten Staaten mit dem scheinbar bevorstehenden Zusammenbruch umgehen sollten. Die Vereinigten Staaten waren das wichtigste Mitglied des IWF, und daher bestimmte ihre Meinung praktisch dessen Entscheidung. Jeder westliche Politiker wusste, dass Summers einer der einflussreichsten Finanzakteure der Welt war, doch als der russische Premierminister Sergej Kirijenko bemerkte, dass Summers nur »Vizeminister« war, war er beleidigt und weigerte sich, an dem Treffen teilzunehmen. Wenige Tage später, am 23. Mai 1998, reiste eine Delegation des IWF nach Russland, um über ein Hilfspaket in Höhe von 20 Milliarden Dollar zu verhandeln, stieß auf dieselbe halsstarrige Haltung und brach die Gespräche ab. Summers und der IWF verließen das Land, ohne eine Einigung erzielt zu haben.

Ohne Geldstütze des IWF für den russischen Anleihemarkt musste die russische Regierung die Zinsen für die inländischen Rentenwerte von 30 Prozent auf 44 Prozent erhöhen, um noch Käufer zu finden. Doch statt Investoren anzulocken, hatte diese Maßnahme den gegenteiligen Effekt. An der Wall Street roch man den Braten. »Wenn Russland die Zinsen von 30 auf 44 Prozent erhöhen muss«, so dachte man dort, »dann muss etwas faul sein und ich lass lieber die Finger davon.«

Durch den Vertrauensverlust brach der russische Aktienmarkt ein, und

mein Fonds stürzte im Mai um unfassbare 33 Prozent ab, was einen Gesamtverlust in jenem Jahr von 50 Prozent bedeutete.

Edmond hatte recht gehabt.

Der Verlust von so viel Geld brachte mich in eine Zwickmühle. *Sollten wir verkaufen, nachdem wir schon 50 Prozent verloren hatten? Oder sollten wir durchhalten und auf eine Erholung hoffen?* Der Gedanke, 50 Prozent Verlust festschreiben zu müssen, war demütigend. Ich glaubte, der Markt hätte den Tiefpunkt bereits erreicht, und empfahl, unsere Positionen zu halten und auf ein Rettungspaket des IWF zu warten.

Anfang Juni kamen die ersten Gerüchte auf, der IWF sei zurück am Verhandlungstisch. Der Markt machte einen Satz nach oben und der Fonds stieg in einer einzigen Woche um neun Prozent. Doch in der folgenden Woche erwiesen sich die Gerüchte als falsch, und der Fonds verlor acht Prozent.

Im Juli hatten die Zinsen auf russische Staatsanleihen atemberaubende 120 Prozent erreicht. Wenn der IWF nicht einschritt, stand Russland vor dem sicheren Staatsbankrott. Larry Summers und die Technokraten beim IWF waren über die Arroganz der russischen Regierung sicher erbost, aber sie wussten auch, dass ein ungeordneter Staatsbankrott in Russland eine Katastrophe wäre, und daher setzten sich die Vereinigten Staaten in letzter Minute für ein gigantisches Rettungspaket ein. Am 20. Juli griffen der IWF und die Weltbank mit einem 22,6-Milliarden-Dollar-Paket ein und gaben die erste Tranche von 4,8 Milliarden Dollar sofort frei.

Beim Lesen dieser Schlagzeilen überkam mich ein überwältigendes Gefühl der Erleichterung. Meine Nerven waren von den immer neuen schlechten Nachrichten völlig ruiniert, aber jetzt gab es ein Auffangnetz. Es sah ganz so aus, als wäre Russland gerettet – und damit auch das Geld meiner Investoren. In der darauffolgenden Woche machte der Fonds 22 Prozent der Verluste wieder wett. Erleichterte Kunden riefen an, um zu besprechen, wie es weiter aufwärtsgehen konnte.

Doch ich hatte mich zu früh gefreut. Das Rettungspaket mag enorm gewesen sein, die russischen Oligarchen sahen darin aber kein Auffangnetz, sondern einen riesigen Selbstbedienungsladen, den sie benutzen konnten, um ihre Rubel in Dollar umzutauschen und dann das Geld so weit wie möglich aus Russland herauszuschaffen. In den folgenden vier Wochen tauschten

russische Oligarchen Rubel im Wert von 6,5 Milliarden Dollar in US-Dollar um, und schon stand das Land wieder genauso am Abgrund wie vor der Intervention des IWF.

Neben all diesen finanziellen Turbulenzen ging es auch noch mit meiner Ehe immer weiter bergab. Seit dem Sidanco-Vorfall war Sabrina immer wütender auf mich geworden. Für sie war meine Entscheidung, gegen Potanin zu kämpfen, Verrat, und sie verlangte, ich solle zurück nach London ziehen. Ich erinnerte sie daran, dass sie, trotz aller Gefahren, bereit gewesen war, nach Moskau zu ziehen, aber sie sah das anders. Sie ließ auch mein Argument, ich habe eine Pflicht gegenüber meinen Investoren, nicht gelten.

Eine echte Verbindung zwischen uns gab es kaum mehr. Sie war eine hingebungsvolle Mutter für David, kümmerte sich aber, was unsere Ehe betraf, nur noch um die Planung unserer Familienurlaube. Nur im Urlaub verbrachten Sabrina und ich mehr als eine Woche gemeinsam, daher ließ ich ihr bei der Urlaubsplanung völlig freie Hand, weil ich hoffte, diese Reisen würden uns wieder einander näherbringen.

Im Frühsommer, bevor die russischen Finanzmärkte einbrachen, hatte Sabrina eine Suite im Hotel Villa d'Este am Comer See in Italien gebucht. Eine Suite in diesem Fünf-Sterne-Hotel kostete 1200 Dollar pro Nacht. So viel hatte ich nicht für meinen gesamten Sommerurlaub nach der Universität gezahlt. Ich fühlte mich bei diesen extravaganten Urlauben nie wohl, ob ich sie mir nun leisten konnte oder nicht. Meine Mutter war ein Holocaust-Flüchtling gewesen, und von ihr hatte ich gelernt, dass es dumm und unverantwortlich war, Geld für Luxus auszugeben. In meiner Situation war das völlig irrational, aber mir fiel es immer noch schwer, 30 Dollar für ein Hotelfrühstück auszugeben. Oft ließ ich das Frühstück unter einem Vorwand aus und bat Sabrina, mir ein paar Brötchen mitzubringen, weil ich wegen dieser »Geldverschwendung« ein schlechtes Gewissen hatte.

Den Urlaub hätten wir zu keinem schlechteren Zeitpunkt antreten können. Die Märkte stiegen und fielen um fünf Prozent pro Tag, und ich hätte mich eigentlich nur wenige Meter von meinem Schreibtisch entfernen dürfen. Doch wenn ich den Urlaub abgesagt hätte, hätte ich eine totale Ehekrise ausgelöst. Also flog ich Mitte August nach Mailand, stieg in ein Auto und traf Sabrina und David am Comer See.

Der Unterschied zwischen dem Comer See und Moskau hätte nicht größer

sein können. In Russland war jeder aggressiv, wütend und angespannt, in Italien waren alle sonnengebräunt, entspannt und glücklich. Wir checkten in unsere geräumige Zwei-Zimmer-Suite ein und setzten uns, nachdem wir ausgepackt hatten, auf die Terrasse. Ich betrachtete den kristallklaren Alpensee und das hügelige Alpenvorland und sah Menschen im Wasser planschen und lachen. Kein Lüftchen regte sich, es war warm und duftete nach Pinien. Nichts davon erschien mir real.

Ich versuchte meinen Kopf frei zu bekommen und nicht jede noch so kleine Marktbewegung zu verfolgen, aber es war unmöglich. Die einzig friedlichen Momente hatte ich bei Sonnenaufgang, wenn David aufwachte. Dann zog ich ihn an, füllte sein Fläschchen mit Milch, und wir verbrachten ein paar ruhige Stunden gemeinsam beim Spaziergang im gepflegten Hotelgarten, solange Sabrina noch schlief.

Ich genoss diese gemeinsamen Momente mit ihm sehr, aber dann, am 18. August, David und ich standen nach unserem Morgenspaziergang gerade auf dem Balkon und schauten auf den See, während Sabrina ein Bad nahm, rief Wadim aus Moskau an. Er war panisch.

»Bill, jetzt ist es anscheinend so weit.«

»Was ist so weit?«, fragte ich, weil ich den Zusammenhang nicht verstand.

»Der Rubel befindet sich im freien Fall. Die Regierung hat aufgehört, die Währung zu stützen. Analysten sagen, er wird 75 Prozent an Wert verlieren.«

»Oh mein Gott.« Ich setzte meine Wasserflasche auf dem Metalltisch ab. Ich war völlig geschockt. Ein dunkler Vogel flitzte vorbei und bog dann scharf in Richtung See ab. David gab einen kurzen, glücklichen Laut von sich.

»Das ist noch nicht alles, Bill. Sie haben außerdem angekündigt, dass sie ihre Inlandsschulden nicht zurückzahlen werden.«

»Was? Warum sollten sie das tun, wenn sie ganz einfach Geld drucken können, um sie zurückzuzahlen? Das macht doch keinen Sinn.«

»Bill, nichts, was diese Leute tun, macht Sinn«, entgegnete Wadim resigniert.

»Wie reagieren die Märkte darauf?«, fragte ich und rechnete mit dem Schlimmsten.

»Die sind völlig zusammengebrochen. Es gibt praktisch keine Kaufangebote mehr, nur noch einzelne Deals zu 80 bis 95 Prozent niedrigeren Kursen.«

Ich beendete das Gespräch ohne ein weiteres Wort, nahm David hoch und ging hinein. In meinen schlimmsten Albträumen hätte ich das nicht erwartet. Vor meinem Gespräch mit Wadim hatte ich geglaubt, der Markt hätte die Talsohle erreicht.

Ich wusste sofort, dass ich nach Moskau zurückmusste.

Als ich Sabrina davon erzählte, fragte sie, warum ich mich nicht vom Hotel aus darum kümmern konnte. Ich versuchte, ihr den Ernst der Lage zu erklären, und dass ich jetzt unbedingt in Moskau sein musste, aber sie verstand es nicht. In aller Eile packte ich meinen Koffer, doch als ich Sabrina zum Abschied umarmen wollte, ließ sie es nicht zu. Ich nahm David auf den Arm und drückte ihn.

Noch in jener Nacht war ich wieder in Moskau, und als sich die Aufregung gelegt hatte, hatte ich 900 Millionen Dollar verloren – ein Verlust von 90 Prozent. Ich war am Boden zerstört.

Man kann kaum beschreiben, wie es sich anfühlt, 900 Millionen Dollar zu verlieren. Ich spürte es im Bauch, als habe man mich ausgehöhlt. Noch Wochen später kribbelten meine Schulterblätter unangenehm, als hätte ich den Verlust im wörtlichen Sinn zu tragen. Und es war nicht nur ein finanzieller Verlust. Ich hatte in den vergangenen beiden Jahren unablässig die Vorteile von Investitionen in Russland angepriesen, und jetzt hatte ich all meine Investoren spektakulär enttäuscht.

Es war auch eine öffentliche Demütigung. Dieselben Journalisten, die sich während meines Aufstiegs mit Berichten über mich überboten hatten, sezierten jetzt ausgiebig die grausigen Details meines Niedergangs. Ich fühlte mich, als wäre ich Opfer eines schrecklichen Autounfalls, und alle Vorbeifahrenden hielten an, um sich das Blutbad und das brennende Wrack anzusehen.

Doch ich sah nur eine Möglichkeit: Ich musste bleiben. Ich musste das ganze Geld, das ich für meine Kunden verloren hatte, wieder zurückholen.

Ich würde Russland nicht mit eingezogenem Schwanz verlassen. So wollte ich ganz einfach nicht in Erinnerung bleiben.

Kapitel 15
Der letzte Gang

Ich hasste mich selbst für alles, was schiefgegangen war, aber meine Kunden taten das bemerkenswerterweise nicht. Sie hatten ganz andere Probleme. Die inländischen russischen Staatsanleihen hatten vor der Krise über 30 Prozent Zinsen gebracht, und die meisten Menschen halten Staatsanleihen für sicherer als Aktien, daher hatten die Investoren meines Fonds im Durchschnitt fünfmal so viel in den russischen Anleihemarkt investiert wie in den Hermitage Fund. Bevor alles aus dem Ruder lief, waren die Renditen bei den Staatsanleihen so verlockend gewesen, dass viele Investoren mit Fremdkapital weitere dazugekauft hatten. Meine Klienten wussten, dass ihre Investitionen bei Hermitage im schlimmsten Fall völlig wertlos werden konnten, aber sie hätten nie erwartet, dass das auch bei den russischen Staatsanleihen passieren könnte. Doch eben das war vielen von ihnen geschehen.

Mit am stärksten betroffen war Beny Steinmetz, der israelische Diamantmagnat, der mich mit Edmond zusammengebracht hatte. Wegen seiner Verluste bei den Anleihen musste er seine Anteile im Hermitage Fund und am Unternehmen abziehen. Ich verlor Beny nur ungern als Partner, aber Gott sei Dank war Edmond immer noch dabei.

Das dachte ich zumindest.

Im Mai 1999 kaufte ich mir bei einem Wochenendbesuch in London die *Financial Times* und las darin, dass Edmond Safra die Republic National Bank an die HSBC verkauft hatte. Ebenso wie Beny hatte auch Edmonds Bank im großen Umfang auf russische Staatsanleihen gesetzt und verloren. In einer früheren Phase seines Lebens hätte Edmond, der mehr Marktzyklen erlebt hatte, als ich zählen konnte, die Sache ausgesessen, aber in den letzten paar Jahren hatte er erste Symptome von Parkinson entwickelt. Im Verlauf unserer Partnerschaft hatte ich miterlebt, wie sich sein Zustand ständig verschlechterte, bis man kaum noch ein Gespräch mit ihm führen konnte.

Aus irgendeinem Grund hatte Edmond seine Nachfolge nicht geregelt, sodass niemand da war, der übernehmen konnte, wenn er seinen Hut nahm. Daher musste er die Bank schnellstmöglich verkaufen, und die HSBC hatte zugegriffen.

Edmonds Rückzug war ein schwerer Schlag für mich. Er war einer der brillantesten Finanziers der Welt – und hatte ab sofort mit meinen Geschäften nichts mehr zu tun.

Auch mein Privatleben war in Auflösung begriffen. Seit meinem überraschenden Rückflug von der Villa d'Este war mein Verhältnis zu Sabrina immer schwieriger geworden. Die Trennung, der Stress und die Entfernung belasteten unsere Beziehung schwer. Jedes Mal, wenn ich übers Wochenende nach London zurückkehrte, stritten wir uns. Ich schlug eine Paartherapie vor. Wir gingen zu drei verschiedenen Therapeuten, aber keiner war der richtige für uns. Ich verlängerte meine Besuche zu Hause auf drei und schließlich vier Tage, aber sie ärgerte sich eher über meine Anwesenheit, als dass sie sich freute.

Trotz allem planten wir einen Familienurlaub im August 1999. Sabrina suchte eine Ferienanlage in Griechenland für uns aus, das Elounda Beach Hotel. Sie freute sich auf den Aufenthalt dort und war vom Moment unserer Ankunft an unglaublich glücklich und nett zu mir. Sie war richtig süß. Darauf war ich nicht vorbereitet gewesen. Keine kalten Blicke und keine Streitereien wegen meiner Arbeit oder Russland oder meinen Klienten, und am zweiten Abend besorgten wir uns sogar einen Babysitter für David und gingen zu zweit in eine Taverne im Ort. Beim Abendessen erzählte ich ein wenig von Russland, und sie schwärmte endlos, wie toll David war, und für einige wenige Stunden dachte ich: *Das ist gar nicht so schlecht. Es ist so, wie es früher einmal war.* Ich hätte sie beinahe gefragt, ob etwas geschehen sei, dass sie sich so anders verhielt, aber ich beschloss, einfach mitzumachen. Beim Nachtisch lachte sie sogar über einen blöden Witz von mir.

Am nächsten Tag ging es genauso weiter. Wir verbrachten den ganzen Tag am Strand, spielten im Sand und ließen uns das Mittagessen an den Liegestühlen servieren. Bei Sonnenuntergang gingen wir früh zum Hotel zurück, um David ins Bett zu bringen, und ich dachte, vielleicht hatte Sabrina aus irgendeinem Grund ihre Meinung geändert und alles würde

wieder gut werden.

Als David eingeschlafen war, ging ich ins Badezimmer, um den Sand und die Sonnencreme abzuwaschen. Danach ging ich zum Waschbecken, ließ das heiße Wasser laufen und rasierte mich. Sabrina hatte sich frisch gemacht, solange ich David eine Gute-Nacht-Geschichte erzählt hatte, und las jetzt im Schlafzimmer eine Zeitschrift. Es war ein Familienurlaub wie aus dem Bilderbuch.

Als ich gerade meinen Hals rasierte, stand Sabrina plötzlich im Türrahmen. »Bill, wir müssen reden.«

Ich wusch den Rasierer im Waschbecken aus und sah sie im Spiegel an. »Klar. Worüber?«

»Ich will nicht mehr mit dir verheiratet sein«, sagte sie ruhig.

Mir glitt der Rasierer aus der Hand und ich tastete nach ihm. Ich stellte das Wasser ab, griff nach einem Handtuch und drehte mich zu ihr um. »Was?«

»Ich will nicht mehr mit dir verheiratet sein. Ich kann einfach nicht mehr.«

»Aber wir verstehen uns doch gerade so gut«, widersprach ich lahm.

»Das tun wir auch. Ich war nett, nun ja, weil ich mich entschieden habe. Jetzt macht es keinen Sinn mehr, wütend zu sein.« Sie schenkte mir die Andeutung eines Lächelns, drehte sich um, ging zurück ins Bett und ließ mich mit meinen Gedanken allein.

Ich war am Boden zerstört, aber auch erleichtert. Unsere Beziehung hatte in einer Sackgasse gesteckt. Ich wollte kein »normales Leben mit einem normalen Job« in London führen, wie sie es sich wünschte, und sie wollte nichts mit meinem verrückten Leben in Moskau zu tun haben. Nach objektiven Maßstäben hatten wir keine Partnerschaft, und nur zusammenzubleiben, damit die Ehe nicht scheiterte, war keine gute Basis. Irgendwie war ich ihr dankbar, dass sie den Mut gehabt hatte, die Sache zu beenden. Ich konnte es nicht.

Wir blieben bis zum Ende unseres Urlaubs in Griechenland, und trotz der dunklen Wolken, die über unserer Ehe hingen, genossen wir die Zeit miteinander und mit unserem kleinen Jungen. Jetzt konnten wir es uns

erlauben, wieder Freunde zu sein und keine Ehepartner, die sich auseinandergelebt hatten und kaum noch ertrugen. Am Ende des Urlaubs fuhren wir zum Flughafen, und bevor wir zu unseren unterschiedlichen Gates gingen, sagte Sabrina: »Bill, ich weiß, dass es meine Schuld ist. Und es tut mir wirklich leid.«

»Es ist in Ordnung«, entgegnete ich. Es war sehr großherzig von ihr, das zu sagen, aber mir war bewusst, dass ich mindestens genauso schuld daran war.

»Wir sind gute Menschen, Bill. Du bist ein guter Vater, und ich glaube, ich bin eine gute Mutter. Es sollte einfach nicht sein.«

»Ich weiß.«

Sie küsste mich auf die Wange, verabschiedete sich und ging davon, David im Buggy vor sich herschiebend. Ich sah ihnen nach und spürte dabei wieder das allzu vertraute Gefühl des Verlustes. Wieder einmal hatte ich dieses leere Gefühl im Bauch, aber dieses Mal war es schlimmer. Das Ende einer Liebe tat sehr viel mehr weh als der Verlust von Geld.

Ich kehrte nach Russland zurück. Es wurde Herbst, und Moskau fühlte sich so kalt und einsam an, wie noch nie in meinem Leben. Mein einziger Trost war, dass meine Firma, trotz der gigantischen Verluste, immer noch existierte und arbeitete. Seltsamerweise ist es im Hedgefonds-Business so, dass die Kunden ihr gesamtes Geld abziehen und man sofort dichtmachen kann, wenn man 30 oder 40 Prozent verliert. Wenn man jedoch 90 Prozent im Minus liegt, wie es beim Hermitage Fund im Jahr 1999 der Fall war, sagten sich die meisten Kunden: »Jetzt ist es auch schon egal. Da kann ich genauso gut dranbleiben und abwarten, ob er sich wieder erholt.« Trotz meiner katastrophalen Performance verwaltete der Fonds nach dem Crash immer noch 100 Millionen Dollar. Das ergab genügend Gebühren, um die Miete und eine kleine Belegschaft zu bezahlen und den Betrieb am Laufen zu halten.

Nur dass es nicht das Geringste zu tun gab. Im Vergleich zum Höhepunkt des Marktes Anfang 1999 war das Handelsvolumen um 99 Prozent von 100 Millionen Dollar am Tag auf eine Million Dollar am Tag zurückgegangen, und die meisten Fondspositionen waren inzwischen so illiquide, dass ich sie nicht hätte verkaufen können, selbst wenn ich es gewollt hätte. Auch Terminvereinbarungen mit bestehenden oder potenziellen Kunden waren

unmöglich. All die Leute, die mich so bereitwillig auf ihre Jachten eingeladen hatten, hatten jetzt keine 15 Minuten mehr für eine Tasse Tee in ihren Büros mit mir übrig.

Der härteste Teil des Tages kam gegen 18.00 Uhr, wenn der Arbeitstag zu Ende war und ich nach Hause ging. Ich lebte in einem luxuriösen Apartment unweit des Kreml. Es verfügte über eine Poggenpohl-Küche sowie einen Whirlpool und eine Sauna im Bad. Es hätte ein tolles Zuhause sein können, aber ihm fehlte die weibliche Hand, und ich hatte fast keine persönlichen Dinge dort. Es waren kalte, sterile und wenig einladende Räume, was mein Gefühl der Isolation weiter verstärkte.

Tag um Tag verging so, bis am 3. Dezember, nachdem ich den ganzen Tag über den regungslosen Markt beobachtet hatte, mein Telefon klingelte. Es war Sandy Koifman, Edmonds rechte Hand. Sandy hatte nach der HSBC-Übernahme bei Republic gekündigt, aber wir waren in Kontakt geblieben. Normalerweise klang seine Stimme tief und bestimmt, aber diesmal klang er bei der Begrüßung völlig anders.

»Bill, ich habe ein paar sehr schlimme Nachrichten für dich.«

In letzter Zeit hatte ich nur noch schlechte Nachrichten bekommen. »Was ist passiert?«

»Edmond ist tot.« Das letzte Wort kam ihm nur mit Mühe über die Lippen, und ich konnte hören, dass Sandy – ein ehemaliger israelischer Kampfpilot – mit den Tränen kämpfte.

»Was?«

»Er ist tot, Bill.«

»W-wie?«

»Er starb gestern bei einem Brand in seiner Wohnung in Monaco.«

»Ein Brand? Was für ein Brand?«

»Die Einzelheiten sind noch nicht ganz klar«, erzählte Sandy und riss sich zusammen. »Die Polizei veröffentlicht noch keine Einzelheiten und Lily« – Edmonds Frau – »steht noch unter Schock. Soweit wir wissen, hat ein Nachtpfleger einen Einbruch vorgetäuscht, Feuer gelegt, und Edmond und eine andere Pflegerin sind in einem Schutzraum an Rauchvergiftung gestorben.«

Ich war sprachlos. Auch Sandy fehlten die Worte.

»Mein Gott, Sandy«, brachte ich schließlich heraus. »Das sind furchtbare Nachrichten … Es tut mir so leid. So unendlich leid.«

»Danke Bill. Ich melde mich, wenn wir mehr wissen. Ich wollte nur, dass du es von mir hörst.«

Ich legte den Hörer sorgfältig und leise auf. Dieser Schlag traf mich härter als alle anderen zuvor. Ich hatte bereits akzeptiert, dass ich Edmond als Geschäftspartner verloren hatte, aber er war mehr als nur ein Geschäftspartner gewesen. Edmond Safra war mein Mentor und mein Vorbild geworden.

Und jetzt war er tot.

Kapitel 16
Dienstags bei Morrie

Das Jahr 1999 war das schlimmste Jahr meines Lebens, und ich hoffte, dass das neue Jahrtausend einige positive Veränderungen bringen würde. Doch nach dem Jahreswechsel gab es immer noch keine Anzeichen für eine Besserung.

Fast jeder, den ich in Moskau gekannt hatte, hatte die Stadt verlassen. Donnerstagabends hatte es eine Pokerrunde gegeben mit ein paar Ausländern und Englisch sprechenden Russen, und zu den besten Zeiten Mitte 1997 hatten 13 Leute regelmäßig daran teilgenommen. Doch im Januar 2000 war nur noch ich übrig. Es war, als sei ich der letzte Passagier am Gepäckband. Alle anderen hatten ihr Gepäck bekommen und waren nach Hause gefahren, aber ich stand dort, ganz allein, sah dem knarzenden Metallband zu, wie es seine Runden drehte, und wartete auf meine Tasche – obwohl ich genau wusste, dass sie verloren war und niemals auftauchen würde.

Ich blieb aus einem einfachen Grund in Moskau: Ich wollte um jeden Preis das Geld meiner Kunden zurückbekommen.

Theoretisch sollte das unter den wirtschaftlichen Bedingungen nach einem Crash kein Problem sein. Der Fonds hielt große Positionen an den meisten russischen Öl- und Gasgesellschaften. Diese Unternehmen verkauften ihr Öl gegen Dollar, bezahlten ihre Ausgaben aber in Rubel. Sie verkauften genauso viel wie vorher, aber ihre Ausgaben waren durch den Zusammenbruch der Währung um 75 Prozent gesunken. Und grundsätzlich steigen die Profite eines Unternehmens, wenn die Ausgaben sinken. Ich schätzte, dass die Gewinne der Unternehmen in unserem Portfolio durch die Geldentwertung um 100 bis 700 Prozent steigen würden. Wenn sich sonst nichts veränderte, hätte das zu einer spektakulären Erholung bei den Aktienkursen dieser Unternehmen führen müssen.

Doch es hatte sich etwas verändert.

Vor dem Crash hatten sich die Oligarchen, die Mehrheitseigner bei diesen Unternehmen waren, gegenüber den Minderheitsaktionären meist ehrlich verhalten. Warum? Weil sie die »Gratisgelder« von der Wall Street haben wollten, wie sie es sahen. Damals hatten westliche Investmentbanker ihnen gesagt: »Wir können Ihnen richtig viel Geld beschaffen, aber wenn Sie das Geld wollen, dürfen Sie Ihre Investoren nicht verprellen.« Und daher hielten sie sich zurück.

Dieses Arrangement hatte vor dem Crash funktioniert und die Oligarchen zumeist im Zaum gehalten. Doch nach dem Crash wurden alle Banker, die irgendetwas mit Russland zu tun gehabt hatten, gefeuert und jene, die ihre Stelle behielten, schworen hoch und heilig, dass sie noch nie von Russland gehört hatten. Als die Oligarchen im Jahr 1999 ihre Banker anriefen und »Gratisgelder« wollten, ging niemand mehr ran. Sie waren über Nacht zu Aussätzigen geworden. Die russischen Oligarchen waren an der Wall Street nicht mehr erwünscht.

Damit gab es keinen Anreiz mehr für sie, sich zu benehmen, und bei den Profiten, die sich nach der Geldentwertung anhäuften, gab es keinen Grund mehr, sich *nicht* einfach zu bedienen. Warum sollte man die Gewinne mit Minderheitsaktionären teilen? Was hatten sie getan, um zu helfen? Nichts.

Danach gab es für die Oligarchen kein Halten mehr, und sie starteten eine Diebstahlsorgie. Sie bedienten sich dabei zahlreicher Mittel, und weil sie keine Strafverfolgung befürchten mussten, ließen sie ihrer Fantasie freien Lauf. Zerschlagung von Unternehmen, Verwässerungen, interne Leistungsverrechnung und Unterschlagungen waren nur ein Teil ihrer Trickpalette.

Das war ein riesiges Problem, das alle Geschäftsleute in Russland stark beschäftigte, und weil ich durch meinen Kampf mit Sidanco ein gewisses Ansehen erlangt hatte, lud mich die Amerikanische Handelskammer in Moskau Anfang Januar 2000 ein, vor Vertretern der lokalen Wirtschaft einen Vortrag über missbräuchliche Unternehmensführung zu halten. Es schien, als sei ich die einzige Person in Moskau, die verrückt genug war, öffentlich über die Untaten der russischen Oligarchen zu sprechen.

Als Fallstudie wählte ich den Ölkonzern Jukos. Ich hätte jedes russische Unternehmen nehmen können, aber Jukos bot sich an, weil es bei der Firma so viele Skandale mit Minderheitsaktionären gegeben hatte. Ich gab meinem

Vortrag den Titel »Die Streitkräfte der missbräuchlichen Unternehmensführung«, um auf die vielen Arten hinzuweisen, auf die Oligarchen ihre Minderheitsaktionäre abzockten. Dabei war die interne Leistungsverrechnung die »Armee«, die Zerschlagung von Unternehmen die »Luftwaffe« und die Verwässerung der Anteile die »Marine«.

Der Vortrag sollte um 8.00 Uhr an einem verschneiten Januarmorgen beginnen. Mein Wecker klingelte um 6.30 Uhr, und ich schaffte es kaum aus dem Bett. Draußen herrschten eisige minus 20 Grad Celsius, die Straßen hatten eine frische Schneedecke, und die Sonne war noch nicht aufgegangen. Die Moskauer Börse öffnete erst um 11.00 Uhr, daher ging ich normalerweise erst um 10.30 Uhr ins Büro. Ich war nicht daran gewöhnt, so früh aufzustehen. Und wer würde sich in Moskau schon an einem verschneiten Morgen um 8.00 Uhr einen Vortrag anhören? Wenn ich nicht der Redner gewesen wäre, wäre ich selbst nicht hingegangen.

Alexej holte mich um 7.45 Uhr ab und fuhr mich die kurze Strecke zur Amerikanischen Handelskammer. Bei meiner Ankunft war der Konferenzraum überraschenderweise voll besetzt. Ich ging hinein und mischte mich unter die homogene Menge aus Männern mittleren Alters in grauen Anzügen. Dabei konnte ich nicht umhin, in dem Meer aus Grau eine wunderschöne junge Frau in einem orangeroten Kleid zu bemerken, deren Haar streng in einem Dutt oben auf dem Kopf zusammengebunden war wie bei einer Ballerina. Plötzlich war ich froh, in aller Herrgottsfrühe aufgestanden zu sein. Auf meinem Weg nach vorn steuerte ich auf sie zu.

Ich reichte ihr die Hand, als ich sie erreichte. »Hi, ich bin Bill Browder.«

Ihr Händedruck war kräftig, ihre Finger waren ein wenig kalt. »Ich bin Elena Molokowa«, stellte sie sich sehr sachlich vor.

»Was führt Sie zu so früher Stunde hierher?«

»Ich interessiere mich für das russische Investitionsklima.«

Ich reichte ihr meine Visitenkarte. Sie öffnete zögernd ihre Handtasche und gab mir ihre. Ich warf einen Blick darauf und sah, dass sie für eine US-amerikanische PR-Firma arbeitete, die Michail Chodorkowski beriet, seines Zeichens CEO von Jukos. Jetzt wusste ich, warum sie hier war. Ich würde hier gleich den größten Kunden ihres Arbeitgebers an den Pranger stellen, und sie war geschickt worden, um den Schaden zu begutachten.

»Sie interessieren sich für das Investitionsklima?«, fragte ich vielleicht mit einem Hauch zu viel Überraschung in der Stimme.

»Natürlich tun wir das, Mr. Browder«, antwortete sie, ohne mit der Wimper zu zucken.

»In dem Fall freue ich mich, dass Sie hier sind.«

Ich ging weiter, hatte aber dabei das seltsame Gefühl, etwas zöge mich ganz leicht zu ihr zurück. Ich war nicht sicher, aber da konnte etwas zwischen uns gewesen sein, und obwohl es immer noch viel zu früh am Morgen war, war ich nun besonders motiviert für meine Rede. Ich hielt die Präsentation mit deutlich mehr Theatralik, als ich es normalerweise getan hätte, und sie kam gut an. Elena zeigte jedoch keine Regung. Ich sah weit öfter zu ihr hinüber, als ich es beim Sprechen hätte tun sollen, und sie hatte immer denselben Gesichtsausdruck: professionell und ernst. Nach dem Vortrag wollte ich noch einmal mit ihr sprechen, wurde aber von mehreren Männern im Raum angesprochen, die sich als Barriere zwischen mich und Elena schoben. Aus dem Augenwinkel sah ich ihr farbenfrohes Kleid aus der Tür und aus meinem Leben verschwinden.

Aber ich hatte ja ihre Visitenkarte, die praktisch ein Loch in meine Brieftasche brannte. Gleich bei meiner Rückkehr ins Büro wollte ich sie anrufen, aber ich war vernünftig genug, damit noch eine Stunde zu warten. Ich fühlte mich ein bisschen wie ein Schuljunge, der überlegt, wie er sich mit einem Mädchen verabreden kann, ohne zu verzweifelt zu wirken.

Ihr Telefon musste siebenmal geklingelt haben, bevor sie ranging. Sie klang nicht annähernd so erfreut, von mir zu hören, wie ich mich freute, mit ihr zu reden, aber sie ließ sich dennoch von mir zum Mittagessen einladen, auch wenn ihr Tonfall keinen Zweifel daran ließ, dass es für sie nur ein Geschäftsessen war und nichts weiter. Egal. Irgendwo musste ich ja anfangen. Zumindest hatte ich einen Fuß in der Tür.

Unser gemeinsames Mittagessen fand eine Woche später in einem schwedischen Restaurant statt, dem Skandinavia, gleich hinter der Twerskaja Straße beim Puschkin-Platz. Es war ein etwas ungemütliches Treffen, weil keiner wusste, was der andere plante. Wahrscheinlich erwartete sie, ich werde mit ihr über die Geschäfte in Russland, Jukos und Unternehmensführung sprechen, und sie war offensichtlich verwirrt, als ich ihr zunehmend persönliche Fragen stellte, die sie alle geschickt

unbeantwortet ließ. Nach der Hälfte der Mahlzeit war uns beiden klar, dass wir unterschiedliche Ziele verfolgten, aber dennoch zahlte sich meine Hartnäckigkeit langsam aus. Sie öffnete sich nicht vollständig, aber als die Rechnung kam, hatte ich herausgefunden, dass Elena nicht nur wunderschön, sondern auch noch unglaublich klug war. Sie war beim Abschluss an der Staatlichen Universität Moskau (dem russischen Äquivalent von Oxford oder Cambridge) Jahrgangsbeste gewesen und hatte zwei Doktortitel, einen in Wirtschaftswissenschaften und den anderen in Politik. Dass sie für den Feind arbeitete, machte sie in meinen Augen noch attraktiver, als sie mir ohnehin schon erschienen war, als ich sie das erste Mal gesehen hatte.

Ich musste irgendwie an sie rankommen.

Wäre sie irgendeine Russin gewesen, wäre das nicht schwer gewesen. In Moskau waren westliche Männer, vor allem jene mit Geld, das männliche Gegenstück zu Supermodels. Russische Mädchen warfen sich einem fast augenblicklich an den Hals – und ins Bett. Das machte keinen Spaß, weil es nichts zu jagen gab, kein Umwerben. Man sagte einfach »Hi«, und bevor man wusste, wie einem geschah, wurde man schon von einer schlanken Füchsin mit perfekten Lippen und geheimnisvollen Augen umschlungen, und man überlegte nur noch, wo das nächste Bett – oder auch nur irgendein ruhiges Plätzchen – war.

Elena war anders. Sie war eine berufstätige Frau, wie man sie in London, Paris oder New York traf. Sie brauchte keinen Mann, um sich aushalten zu lassen, und ganz sicher auch keinen für ein besseres Selbstwertgefühl. Sie für mich zu gewinnen würde nicht so einfach sein. Doch ich ließ mich nicht entmutigen. Kurz nach unserem gemeinsamen Mittagessen rief ich sie an und lud sie noch einmal ein, diesmal zum Abendessen. Offensichtlich hatte ich mich nicht ganz blöd angestellt, denn sie war zwar nicht sofort begeistert, nahm die Einladung aber an.

Wir gingen ins Mao, ein chinesisches Restaurant, und sie war noch reservierter als beim letzten Mal. Sie wusste, dass ich Hintergedanken hatte, und war vorsichtig. Als wir durch das Restaurant zu unserem Tisch gingen und Platz nahmen, wirkte sie desinteressiert.

Das fachte mein Interesse an ihr natürlich umso mehr an.

Wir machten eine Zeit lang Small Talk, bis ich sie fragte: »Haben Sie den Artikel von Lee Wolosky in *Foreign Affairs* gelesen? In dem steht, dass

Amerika die Oligarchen wie Unberührbare behandeln sollte?«

Elena rümpfte als Andeutung ihrer Missbilligung die Nase. »Nein, den habe ich nicht gelesen.«

»Er ist hochinteressant.« Ich nippte am Rotwein. »Der Autor schlägt vor, die US-Regierung solle den Oligarchen ihre Visa wegnehmen, damit sie nicht nach Amerika kommen können.«

Elena hatte makellose, porzellanweiße Haut und einen langen, majestätischen Hals, und als ich sprach, erschienen überall auf ihrer Haut kleine rote Flecken. »Warum sollten die Amerikaner die Russen anders behandeln als alle anderen? Es gibt überall auf der Welt schlechte Menschen. Das wäre reine Heuchelei«, sagte sie laut, als hätte ich sie beleidigt.

»Nein, wäre es nicht. Die Oligarchen sind Monster, und bei irgendwem muss man ja anfangen«, setzte ich nüchtern dagegen.

Ich hatte einen wunden Punkt getroffen, und die Atmosphäre bei unserem Abendessen veränderte sich. Warum hatte ich nur diesen *Foreign Affairs*-Artikel erwähnt? Ich wollte Elenas Vertrauen und Zuneigung gewinnen und sie nicht verärgern. Ich gab nach und wechselte das Thema, aber der Schaden war bereits angerichtet. An jenem Abend verabschiedeten wir uns mit angedeuteten Küsschen links und rechts auf die Wangen. Es war egal, wie sehr ich sie mochte, ich hatte ihr Heimatland zu Unrecht beleidigt. Auf dem Heimweg an dem Abend war ich überzeugt, ich würde sie nie wiedersehen.

Den Rest des Abends über ärgerte ich mich über mich selbst, weil ich das Date vermasselt hatte, und kam nicht von dem Gedanken los, dass meine kläglichen romantischen Bemühungen zu meinen anderen Problemen passten. Der Fonds kämpfte immer noch ums Überleben, die russische Wirtschaft lag am Boden, und es sah so aus, als würden die Oligarchen demnächst auch noch die letzten Reste des Fonds an sich reißen. Ich kämpfte gegen Windmühlen, und das nicht nur bei der Arbeit, sondern auch bei dieser unnahbaren Frau. Den Kopf voller Sorgen ging ich schließlich ins Bett. Nachdem ich mich eine Stunde lang hin und her gewälzt hatte, griff ich zum Telefon und rief meinen Freund Alan Cullison vom *Wall Street Journal* an. Es war fast Mitternacht, aber das war egal. Alan war immer lange wach und immer gesprächsbereit. Ich erzählte ihm von meinem erfolglosen Date, und er drückte mir pflichtschuldigst sein Mitleid aus. Dann, nach etwa der

Hälfte meiner Geschichte, erwähnte ich Elenas Namen.

»Moment mal – du hattest ein Date mit Elena Molokowa?«, unterbrach mich Alan.

»Eigentlich sogar zwei Dates.«

»Verdammt, Bill, das allein ist schon eine Leistung. Jede Menge Kerle sind hinter ihr her.«

»Tja, nun, dann wird einer davon sie wohl kriegen. Ich hab's vermasselt.«

»Ach, wen kümmert das … In Moskau gibt es eine Million hübscher Mädchen.«

Ich zuckte mit den Schultern und sagte leise: »Schon, aber keine wie sie.«

Alan hatte nicht besonders viel Mitleid mit mir, und kurze Zeit später legten wir auf. Irgendwann schlief ich doch ein, und am nächsten Morgen war ich entschlossen, mein Leben normal weiterzuführen. Ich würde Elena einfach vergessen. Ich war ein beschäftigter Mann mit viel Arbeit, und da draußen gab es andere Frauen, falls ich eine wollte …

Nur die wollte ich nicht. So sehr ich mich auch bemühte, ich konnte Elena nicht vergessen, und eine Woche nach unserem Abendessen im Mao beschloss ich, die Situation irgendwie zu retten.

Nur wie? Wie konnte ich sie erreichen, ohne verzweifelt oder jämmerlich zu wirken? Neben ihrer Enttäuschung wegen meiner Ansichten über die Oligarchen konnte ich mich nur noch an die Geschichte erinnern, wie Elenas Vater starb. Drei Jahre zuvor war er an einem plötzlichen und unerwarteten Herzinfarkt gestorben. Sein Tod hatte sie völlig unvorbereitet getroffen, und sie hatte gesagt, das Schlimmste daran sei, dass sie sich nicht verabschieden konnte. Zu vieles blieb ungesagt.

Die Geschichte vom Tod ihres Vaters erinnerte mich an ein Buch, das ich kürzlich gelesen hatte, mit dem Titel *Dienstags bei Morrie.* Ich schrieb eine kurze Notiz an Elena und klebte sie aufs Frontcover meines Exemplars. Dann packte ich es ein und ließ es von Alexej zu ihrem Büro bringen. Auf dem Zettel stand: »Liebe Elena, nachdem Sie mir von Ihrem Vater erzählt hatten, musste ich bei diesem Buch immer an Sie denken. Es handelt von einem sterbenden Mann, der versucht, noch all die Dinge zu sagen, die er sagen möchte, bevor er es nicht mehr kann. Ich weiß nicht, ob Sie Zeit

haben, es zu lesen, aber ich hoffe es, denn vielleicht berührt es Sie so, wie es mich berührt hat. Herzlich, Bill.«

Es war ein bisschen übertrieben, aber das Buch hatte mich tatsächlich beeindruckt. Es war einfach, direkt und unglaublich berührend. Doch als ich es ihr schickte, befürchtete ich, sie könnte es für etwas anderes halten, ein trojanisches Pferd, mit dem ich mich in ihr Herz einschleichen wollte.

Eine Woche verging ohne ein Wort von ihr, und ich war sicher, dass ich völlig danebengelegen hatte. Doch dann, nach einer Woche, beugte sich Swetlana über ihren Schreibtisch und sagte: »Bill – du hast einen Anruf von Elena Molokowa.«

Mein Herz machte einen Sprung, und ich nahm den Anruf entgegen. »Hallo?«

»Hallo, Bill.«

»Hi, Elena. Haben Sie … haben Sie das Buch bekommen, das ich Ihnen geschickt habe?«

»Ja, habe ich.«

»Und haben Sie es gelesen?«

»Ja, habe ich.« Ihre Stimme klang sanfter als zuvor. Ich war mir nicht sicher, aber es klang, als habe sich eine Schicht der harten Schale geöffnet.

»Und wie gefiel es Ihnen?«

Sie seufzte. »Es gefiel mir sehr, Bill. Ich habe es gerade ausgelesen. Gerade eben erst. Es hat mich wirklich angesprochen. Vielen Dank.«

»Das freut mich. Ich meine, gern geschehen.«

»Es war außerdem eine Überraschung.« Ihr Tonfall hatte sich fast unmerklich verändert und eine persönliche Ebene erreicht, die sie bisher vermieden hatte.

»Oh? In welcher Hinsicht?«

»Nun, ich hätte nicht gedacht, dass Sie ein so einfühlsamer Mann sind, Bill. Ganz und gar nicht.« Ich hörte sie durchs Telefon hindurch lächeln.

»Ich glaube nicht, dass ich besonders einfühlsam bin, um ehrlich zu sein.« Kurzes Schweigen. »Hätten Sie … hätten Sie noch einmal Lust auf ein

Abendessen?«

»Ja, gern. Das würde mich sehr freuen.«

Zwei Tage später traf ich mich mit Elena bei Mario's, einem teuren italienischen Restaurant, das von der russischen Mafia frequentiert wurde, wo es aber außerdem auch das beste italienische Essen Moskaus gab. Ich war vor ihr da und setzte mich an die Bar, und als der Oberkellner Elena herführte, traute ich meinen Augen kaum. Sie war völlig verwandelt. Ihr flachsblondes Haar war nicht mehr zu einem Dutt gestrafft, sondern lag leicht auf ihren Schultern. Ihr Lippenstift hatte ein kräftigeres Rot als zuvor, und ihr schwarzes Kleid war gleichzeitig enger und eleganter als alles, was sie bisher getragen hatte. Sie war nicht einfach nur schön. Sie war sexy. Ganz offensichtlich war für sie dies hier unser erstes *richtiges* Date.

Wir setzten uns und aßen. Wir sprachen nicht über russische Oligarchen, Unternehmensführung oder Geschäftsmethoden; wir sprachen einfach über unsere Familien, unser Leben und unsere Sehnsüchte – worüber eben jeder spricht, wenn er jemanden kennenlernen will. Es war toll. Bevor wir uns an jenem Abend verabschiedeten, legte ich den Arm um ihre Taille, zog sie an mich und sie leistete keinerlei Widerstand, als wir uns zum ersten Mal richtig küssten.

Danach sprachen wir jeden Tag miteinander, und ich hätte sie auch gern jeden Tag gesehen, aber sie hatte nur einmal pro Woche, manchmal sogar nur alle zwei Wochen Zeit, mich zu treffen. So ging das drei Monate lang – nettes Abendessen, noch nettere Gespräche, ein richtiger Kuss, bevor wir uns trennten. Ich wollte mehr und sie anscheinend auch, aber ich wusste einfach nicht, wie ich ihren Schutzwall überwinden konnte. Daher beschloss ich, ich müsse etwas Tollkühnes und Romantisches tun.

Die Maifeiertage – eine große Sache in Russland, wo alles zehn Tage lang geschlossen ist – standen bevor. An einem Nachmittag rief ich sie an. »Hättest du Lust, die Feiertage mit mir in Paris zu verbringen?«

Sie zögerte. Ich war sicher nicht der erste Mann, der sie zu einem Spontanurlaub entführen wollte, und wir beide wussten, was geschehen würde, wenn sie Ja sagte. Nach ein paar Sekunden sagte sie: »Lass mich darüber nachdenken, Bill.«

Zehn Minuten später rief sie zurück. »Ich würde liebend gern mit dir

mitkommen, wenn ich ein Visum bekomme.« Als ich *liebend gern* hörte, wurde mir ganz warm in Brust und Bauch, aber das legte sich bei den Worten *wenn ich ein Visum bekomme* schnell wieder. Ein westeuropäisches Visum für eine russische Frau unter 30 zu bekommen, war schwierig. Dazu brauchte es normalerweise einige Wochen und einen Berg an Papierkram, um zu beweisen, dass die Antragstellerin nicht die Absicht hatte, im Westen zu bleiben. Bis zu den Feiertagen hatten wir aber nur noch vier Tage, um alles zu regeln.

Elena rief mehrere Reiseveranstalter an. Glücklicherweise organisierte einer davon eine Gruppenreise nach Paris und würde am selben Nachmittag noch mit 30 Pässen zur französischen Botschaft gehen, um Visa zu beantragen. Wenn Elena den Papierkram rechtzeitig vorbeibrachte, bekam sie ihr Visum möglicherweise ganz schnell. Sie stellte alle Unterlagen zusammen, und ihr Visum wurde erstaunlicherweise schon am nächsten Tag genehmigt. Weniger als eine Woche nachdem ich sie gefragt hatte, saßen wir nebeneinander in einem Air-France-Flug nach Paris.

Um Elena zu beeindrucken, hatte ich eine Suite im Hôtel Le Bristol gebucht, einem der schönsten und luxuriösesten Hotels in Frankreich, wenn nicht sogar der Welt. Zwei Hoteldiener mit weißen Handschuhen trugen unsere beiden kleinen Taschen und eskortierten uns zu unserem Zimmer. Ich ging hinter Elena über die blauen Teppiche der Flure, die mit Louis-quinze-Stühlen und -Wandleuchtern dekoriert waren, und beobachtete über ihre Schulter ihre Reaktion. Ein leichtes Lächeln lag auf ihrem Gesicht, aber das sah bei ihr immer so aus, egal, in welcher Stimmung sie war. Schließlich erreichten wir unser Zimmer. Der erste Hoteldiener öffnete die Tür, und wir betraten eines der eindrucksvollsten Hotelzimmer, die ich je gesehen hatte, und bis zu jenem Tag hatte ich schon einige gesehen. Ich gab den Hoteldienern ihr Trinkgeld, bedankte mich in meinem schlechten Französisch und wandte mich Elena zu.

Sie war nicht beeindruckt, oder wenn sie es war, dann tarnte sie es perfekt mit ihrem immer gleichen Lächeln. »Lass uns ausgehen«, schlug sie vor.

Wir machten uns frisch und gingen dann hinunter zur Avenue Matignon. Paris ist für Spaziergänge wie gemacht, daher gingen wir langsam und sprachen gelegentlich über Belangloses. Zwischendurch hielten wir Händchen, aber nie lange genug, um mir das Gefühl zu geben, ich hätte sie

endlich für mich gewonnen. Der Himmel verdüsterte sich unterdessen, und als wir auf die Champs-Élysées einbogen, hingen schwere Wolken über unseren Köpfen, aus denen es jeden Moment regnen konnte. »Ich kann den Regen schon riechen«, sagte Elena.

»Ich auch.«

Wir setzten uns in ein Café mit Schirmen über den Außentischen. Der Kellner brachte uns warmes Brot, und ich bestellte eine Flasche Bordeaux. Wir hatten Muscheln in Weißweinsoße und eine große Schüssel Pommes frites. Der Regen ließ auf sich warten. Ich bestellte eine Crème brûlée und eine Kanne englischen Frühstückstee, und als das Dessert serviert wurde, prasselten die ersten dicken Regentropfen auf den Gehweg und die Schirme. Unser Schirm war recht klein, daher schob ich meinen Stuhl auf die andere Seite des Tisches und schlang meine Arme um Elenas Taille, um sie trocken zu halten. Wir kicherten wie Schulkinder, während sich die Himmelsschleusen öffneten und ein kräftiger Frühlingsregen herabstürzte. Ich zog Elena auf meinen Schoß, sie schlang ihre Arme um meine und wir drückten einander.

In dem Moment wusste ich, dass sie ganz und gar mir gehörte, und ich ihr.

Kapitel 17
Diebstahlsanalyse

Verliebt zu sein verändert alles auf erstaunliche Weise. Als Elena und ich nach Moskau zurückkehrten, platzte ich vor Energie. Ich hatte das Gefühl, dass ich mich mit Elena an meiner Seite jeder Herausforderung stellen konnte.

Zu jener Zeit wollte ich vor allem anderen den massiven Diebstahl stoppen, der in den Unternehmen im Portfolio des Fonds stattfand. Der Hermitage Fund hatte seit der Abwertung des Rubels bereits 90 Prozent an Wert verloren, und jetzt stahlen die Oligarchen auch noch die verbliebenen zehn Prozent. Wenn ich nichts unternahm, bliebe dem Fonds gar nichts mehr.

Diese Diebstähle fanden in allen Branchen statt, vom Bankwesen bis zur Rohstoffförderung, aber das größte Unternehmen Russlands tat sich dabei besonders hervor – der Öl- und Gasriese Gazprom.

Gazprom war eines der wichtigsten Unternehmen der Welt, was Fördermenge und strategische Bedeutung anbetraf. Dennoch hatte es einen geringeren Gesamtmarktwert – zwölf Milliarden Dollar – als eine durchschnittliche Öl- und Gasgesellschaft in den Vereinigten Staaten. Gazprom verfügte über achtmal so viele Kohlenwasserstoffreserven wie ExxonMobil und zwölfmal mehr als BP, die größten Ölkonzerne der Welt – und dennoch wurde es zu 99,7 Prozent weniger Wert pro Barrel Ölreserve gehandelt als diese Unternehmen.

Warum war das Unternehmen so billig? Ganz einfach, weil die meisten Investoren glaubten, 99,7 Prozent der Unternehmenswerte seien bereits gestohlen. Doch wie konnte eines der größten Unternehmen der Welt fast vollständig gestohlen werden? Das wusste niemand genau, aber jeder nahm es als Tatsache hin.

Ich wusste zwar, wie unehrlich Russen sein konnten, aber ich konnte

einfach nicht glauben, dass die Geschäftsleitung von Gazprom das ganze Ding einfach stahl. Wenn ich irgendwie beweisen konnte, dass der Markt sich irrte, dann konnte ich eine Menge Geld zurückbekommen. Ich musste mir dieses Unternehmen genau ansehen und herausfinden, was wirklich vor sich ging. Ich musste eine »Diebstahlsanalyse« durchführen.

Doch wie macht man eine Diebstahlsanalyse für ein russisches Unternehmen? An der Stanford Business School hatte man uns das jedenfalls nicht beigebracht. Offensichtlich konnte ich die Geschäftsführung von Gazprom nicht direkt damit konfrontieren. Ich konnte auch die Analysten der großen Investmentbanken nicht fragen. Die waren nur an bezahlter Arbeit interessierte, was bedeutete, dass sie der Geschäftsleitung von Gazprom ganz tief in den Hintern krochen und niemals öffentlich zugeben würden, dass vor ihren Augen unglaublich geklaut wurde.

Ich überlegte, wie ich vorgehen konnte, und bemerkte dabei, dass meine Erfahrung bei der BCG mir in dieser Situation zugutekam. Als Management Consultant hatte ich gelernt, dass man auf schwierige Fragen die besten Antworten bekam, indem man Leute fand, die die Antworten kannten, und sie befragte.

Also stellte ich eine Liste der Leute auf, die etwas über Gazprom wussten: Konkurrenten, Kunden, Lieferanten, ehemalige Mitarbeiter, Regulierungsbeamte und so weiter. Dann lud ich jeden von ihnen zum Frühstück, Mittagessen, Abendessen, Tee, Kaffee oder Nachtisch ein. Ich wollte sie nicht verschrecken und spielte daher nicht mit ganz offenen Karten. Ich sagte ihnen nur, ich sei ein Investor aus dem Westen und wolle mit ihnen reden. Überraschenderweise waren etwa drei Viertel der knapp 40 Leute auf der Liste bereit, sich mit mir zu treffen.

Als Erstes sprach ich mit dem Leiter der Planungsabteilung eines kleineren inländischen Konkurrenten von Gazprom. Er hatte eine Glatze und ein wenig Übergewicht, trug eine sowjetische Armbanduhr und einen zerknitterten grauen Anzug. Wadim und ich hatten uns mit ihm zum Mittagessen im Dorian Gray verabredet, einem italienischen Restaurant, das direkt gegenüber dem Bolotnaja-Platz am anderen Ufer der Moskwa lag.

Nach den üblichen einleitenden Bemerkungen sagte ich direkt heraus: »Ich wollte mit Ihnen sprechen, weil wir herausfinden wollen, wie viel von Gazprom gestohlen wurde. Sie sind ein Branchenexperte, und ich habe mich

gefragt, ob Sie bereit wären, Ihr Wissen mit uns zu teilen?«

Er schwieg einen Moment, und ich dachte schon, ich sei zu weit gegangen. Doch dann hellte sich sein Gesicht auf. Er legte beide Hände auf die weiße Tischdecke und lehnte sich vor. »Ich bin so froh, dass Sie fragen. Die Manager von Gazprom sind die größten Gauner, die man sich vorstellen kann. Die klauen einfach alles.«

»Zum Beispiel?«, hakte Wadim nach.

»Zum Beispiel Tarkosaleneftegas«, antwortete der Mann und schlug mit dem Löffel auf den Tisch. »Das haben sie direkt aus Gazprom rausgenommen.«

»Was ist Tarko …«, begann Wadim.

»Tarko-Saley«, unterbrach der Mann ihn. »Das ist ein Bohrfeld in der Region Jamalo-Nenez. Da liegen um die 400 Milliarden Kubikmeter Gas.«

Wadim zog seinen Taschenrechner heraus und rechnete die Zahl in Barrel Öläquivalent um.[8] Das Ergebnis seiner Berechnung – 2,7 Milliarden Barrel Öl – bedeutete, dass Tarko-Saley über größere Reserven verfügte als die US-Ölgesellschaft Occidental Petroleum, die neun Milliarden Dollar wert war.

Ich habe ein ziemlich dickes Fell, aber dass neun Milliarden Dollar einfach aus Gazprom rausgenommen worden waren, schockierte mich. Der Mann lieferte uns weitere Details, nannte Namen und Daten und erzählte uns von anderen großen Bohrfeldern, die gestohlen wurden. Wir stellten ihm alle Fragen, die uns einfielen, und füllten sieben Seiten eines Notizbuchs mit seinen Informationen. Nach zwei Stunden beendeten wir das Mittagessen, das ewig hätte weitergehen können.

Ich war unwissentlich auf das bedeutendste kulturelle Phänomen im postsowjetischen Russland gestoßen – die explodierende Wohlstandsschere. Zu Zeiten der Sowjetunion war die reichste Person in Russland etwa sechsmal reicher als die ärmste. Mitglieder des Politbüros hatten vielleicht eine größere Wohnung, ein Auto oder eine nette Datscha, aber nicht viel mehr als das. Im Jahr 2000 jedoch war der reichste Russe *250 000-mal* reicher als der ärmste Mensch in Russland. Das Wohlstandsgefälle entstand in so kurzer Zeit, dass es die Psyche der Nation vergiftete. Die Menschen waren so wütend, dass sie ihrer Wut jedem gegenüber Luft machten, der darüber sprechen wollte.

Die meisten dieser Gespräche verliefen ähnlich. Wir trafen einen Consultant aus der Gasbranche, der uns von einem weiteren gestohlenen Bohrfeld berichtete. Wir trafen uns mit dem Manager einer Gaspipeline, der erzählte, dass Gazprom alle Gasverkäufe in der ehemaligen Sowjetunion an einen zwielichtigen Zwischenhändler ausgelagert hatte. Wir trafen uns mit einem ehemaligen Angestellten, der beschrieb, wie Gazprom große Darlehen weit unter den üblichen Marktbedingungen an Freunde der Geschäftsführung vergeben hatte. Insgesamt füllten wir zwei Notizbücher mit belastenden Aussagen über Diebstahl und Betrug.

Wenn man all den Informationen, die wir zusammengetragen hatten, glaubte, handelte es sich hier um den wahrscheinlich größten Diebstahl der Wirtschaftsgeschichte. Doch es gab einen großen Haken bei der Sache. Wir wussten nicht, ob die Anschuldigungen stimmten. Was all diese Leute erzählt hatten, konnte genauso gut das Ergebnis von Neid und Übertreibungen oder gezielte Falschinformationen sein. Wir mussten ihre Aussagen irgendwie überprüfen.

Aber wie konnte man in Russland irgendetwas überprüfen? Lag nicht genau darin das Problem, das wir mit Gazprom von Anfang an gehabt hatten? War Russland nicht ein derart undurchsichtiger Ort, dass man manchmal das Gefühl hatte, man könne nicht die Hand vor Augen sehen?

So schien es, aber in Wirklichkeit war das Land gar nicht so undurchsichtig. Man musste nur ein bisschen an der Oberfläche kratzen, um herauszufinden, dass Russland tatsächlich einer der transparentesten Orte der Welt war. Man musste nur wissen, wie man an Informationen kam, und wir fanden das wenige Wochen nach dem Ende unserer Gazprom-Gespräche beinahe zufällig heraus.

Wadim fuhr mit seinem VW Golf zur Arbeit, als der Verkehr an der Kreuzung des Boulevardrings und Twerskaja am Puschkin-Platz zum Stillstand kam. An dieser Kreuzung mussten alle Autos entweder links oder rechts abbiegen, und der Verkehr staute sich da meistens. Manche Autofahrer steckten dort bis zu einer Stunde lang fest, und eine kleine Armee von Straßenkindern verkaufte dort alles, von raubkopierten DVDs über Zeitungen bis Feuerzeugen.

An jenem Tag näherte sich ein Junge Wadims Auto und bot seine Waren an. Wadim war nicht interessiert, aber der Junge ließ nicht locker.

»Also gut, was verkaufst du?«, fragte Wadim misstrauisch.

Der Junge öffnete seinen schmutzigen blauen Parka, in dem eine Auswahl CD-ROMs in einem Plastikportfolio steckte. »Ich verkaufe Datenbanken.«

Wadim horchte auf. »Welche Art Datenbanken?«

»Alle möglichen. Mobiltelefonverzeichnisse, Steuerdaten, Verkehrssünderdateien, Renteninformationen, was Sie wollen.«

»Interessant. Wie viel?«

»Kommt darauf an. Zwischen fünf und 50 Dollar.

Wadim las mit zusammengekniffenen Augen die Beschriftung der CDs im Portfolio des Jungen und entdeckte eine mit dem Titel »Datenbank Moskauer Registrierungskammer«. Wadim traute seinen Augen kaum. Die Moskauer Registrierungskammer ist die Organisation, die Informationen darüber aufspürte und sammelte, wem die Unternehmen in Moskau gehören.

Wadim deutete auf die CD. »Wie viel willst du für die?«

»Die? Äh … fünf Dollar.«

Wadim gab dem Jungen einen Fünf-Dollar-Schein und nahm die CD.

Im Büro ging Wadim direkt zu seinem Computer, um herauszufinden, ob er gerade fünf Dollar für eine Leer-CD ausgegeben hatte. Doch wie der Junge versprochen hatte, erschien ein Menü, über das Wadim nach den Eigentümern für jedes einzelne Unternehmen in Moskau suchen konnte.

In dem Moment entdeckten wir das zweitinteressanteste kulturelle Phänomen in Russland – dass es einer der bürokratischsten Orte der Welt ist. Wegen der zentralen Planwirtschaft in der Sowjetunion hatte Moskau Daten über jeden einzelnen Aspekt des Lebens gebraucht, damit die Bürokraten entscheiden konnten, wie viele Eier in Krasnojarsk und wie viel Strom in Wladiwostok gebraucht wurde. Nach dem Fall des Sowjetregimes hatte sich daran nichts geändert – die Moskauer Ministerien existierten weiterhin, und die Bürokraten zeichneten weiterhin alles in ihrem Zuständigkeitsbereich sorgfältig auf.

Nach Wadims zufälliger Begegnung auf dem Puschkin-Platz waren wir schnell sehr gut darin, alle möglichen Daten aufzuspüren, die uns bei der Überprüfung der Anschuldigungen, die wir bei den Gazprom-Interviews

gesammelt hatten, halfen. Mithilfe dieser Datenbanken berechneten wir, dass die Geschäftsführung von Gazprom zwischen 1996 und 1999 sieben große Bohrfelder für fast umsonst verkauft hatte.

Die Anlagentransfers waren nicht nur riesig, sie waren dreist, und sie wurden ohne eine Spur von Schamgefühl durchgeführt. Die neuen Eigentümer des Diebesgutes versuchten gar nicht, diese Tatsache zu verbergen.

Die Geschichte von Sibneftegas, einer Tochterfirma von Gazprom, war ein besonders unverhohlenes Beispiel. Sibneftegas, ein sibirischer Gasproduzent, erwarb im Jahr 1998 Lizenzen für ein Bohrfeld mit 1,6 Milliarden Barrel Öläquivalent. Wir schätzten den Wert dieser Tochterfirma auf 530 Millionen Dollar, und das war vorsichtig geschätzt, und dennoch durfte eine Käufergruppe 53 Prozent von Sibneftegas für insgesamt 1,3 Millionen Dollar kaufen – 99,5 Prozent unter dem von uns berechneten tatsächlichen Wert!

Wer waren diese glücklichen Käufer? Einer war Gennadi Wjachirew, der Bruder von Gazprom-CEO Rem Wjachirew. Gennadi und sein Sohn Andrej kauften über eine Firma fünf Prozent von Sibneftegas für 87 600 Dollar.

Ein weiterer 18-Prozent-Block wurde für 158 000 Dollar von einem Unternehmen gekauft, das zum Teil Wiktor Brjanskih gehörte, einem Manager aus der Abteilung für strategische Entwicklung von Gazprom. Weitere zehn Prozent von Sibneftegas erwarb ein Unternehmen, das Wjatscheslaw Kusnezow und seiner Frau Natalie gehörte. Wjatscheslaw war der Leiter der Abteilung für Innenrevision von Gazprom, eben jener Abteilung, die derartige Dinge aufdecken und verhindern sollte.

Auf ähnliche Weise deckten wir sechs weitere umfangreiche Anlagentransfers auf. Wadim rechnete alle Öl- und Gasreserven zusammen, die Gazprom noch in der Bilanz stehen hatte, und fand so heraus, dass Gazprom Reserven im Gesamtumfang der kuwaitischen Reserven weggegeben hatte. Kriege waren schon wegen weit weniger geführt worden.

Das Überraschendste daran war jedoch, dass diese Öl- und Gasreserven zwar riesig waren, aber wie Wadim feststellte, machten sie nur *9,65 Prozent* der Gesamtreserven von Gazprom aus. Es war also keinesfalls so, dass mehr als 90 Prozent der Reserven von Gazprom gestohlen waren. Kein anderer Investor hatte das erkannt. Die Aktienmärkte waren davon ausgegangen,

dass tatsächlich alles bis auf den letzten Kubikmeter Gas und den letzten Tropfen Öl des Unternehmens geklaut worden war. Daher wurde sie auch zu 99,7 Prozent unter dem Wert vergleichbarer westlicher Firmen gehandelt. Doch wir hatten soeben bewiesen, dass *mehr als 90 Prozent noch da waren* – und niemand sonst wusste es.

Was ein Investor in einer solchen Situation tun sollte? Ganz einfach: Man kauft jede einzelne Aktie, die man kriegen kann.

In einer Welt, in der sich Menschen bis aufs Blut bekämpften, um 20 Prozent zu verdienen, hatten wir gerade etwas gefunden, das 1000 Prozent oder sogar 5000 Prozent generieren konnte. Das war so offensichtlich, dass der Fonds seine Investitionen in Gazprom bis an die 20-Prozent-Grenze erhöhte, den höchsten Prozentanteil, den eine Aktie am Fonds erreichen durfte.

Die meisten Investmentprofis hören hier auf. Man macht eine Analyse, investiert, und dann wartet man darauf, dass andere dasselbe herausfinden, wie man selbst. Aber ich konnte das nicht tun. Unsere Entdeckungen über Gazprom waren einfach zu groß. Ich musste sie mit der Welt teilen.

Daher tat ich als Nächstes etwas für meine Branche sehr Ungewöhnliches. Ich teilte das Gazprom-Dossier in sechs Teile auf, und gab je einen davon an einen westlichen Pressekanal. Die Reporter und Redakteure in diesen Agenturen erkannten augenblicklich die Bedeutung dieser Geschichte, und unsere Recherchen waren so gründlich, dass sie nicht widerstehen konnten. Wir hatten ihnen monatelange Nachforschungen erspart, und so wurden aus unseren Recherchen kurze Zeit später zahlreiche erstaunliche Artikel.

Der erste erschien im *Wall Street Journal* am 24. Oktober 2000 unter dem Titel »Energiefresser?«. Darin stand, dass die gestohlenen Bohrfelder genug Erdgas enthielten, um »ganz Europa fünf Jahre lang zu versorgen«. Am nächsten Tag folgte die *Financial Times* mit ihrer Story: »Sitzung der Gazprom-Direktoren zu Kritik an der Geschäftsführung angekündigt«. Im Artikel wurden alle Transaktionen mit »Freunden und Familie« bei Gazprom detailliert beschrieben. Am 28. Oktober veröffentlichte die *New York Times* »Direktoren reagieren auf Verkauf von Unternehmensteilen bei Gazprom« in ihrem internationalen Wirtschaftsteil. Weniger als einen Monat später, am 20. November, veröffentlichte *BusinessWeek* »Gazprom durchleuchtet«. Und am 24. Dezember veröffentlichte die *Washington Post* »Anlagentransfers

könnten zum Problem für Putin werden«.

Die Öffentlichkeit in Russland und im Ausland war schockiert über das Ausmaß der Korruption bei Gazprom. In den folgenden sechs Monaten erschienen mehr als 500 Artikel auf Russisch und 275 auf Englisch über die Ergebnisse unserer Nachforschungen zu Gazprom.

Die Berichterstattung hatte merkliche Auswirkungen in Russland. Die Russen akzeptierten die Vorstellung von Korruption und Bestechung theoretisch, aber wenn sie konkrete Beispiele bekamen, wer wie viel Geld bekam, dann würden sie wütend. So wütend, dass das russische Parlament im Januar 2001 Debatten über die Situation bei Gazprom forderte. Daraus folgte die Forderung nach einer Rechnungskammer, dem russischen Äquivalent zum deutschen Bundesrechnungshof, die eigene Untersuchungen zu Gazprom einleiten sollte.

Als Reaktion auf die Untersuchungen der Rechnungskammer beauftragte der Verwaltungsrat von Gazprom PricewaterhouseCoopers, ein großes amerikanisches Wirtschaftsprüfungsunternehmen, mit einer unabhängigen Überprüfung.

Nach einigen Wochen veröffentlichte die Rechnungskammer die Ergebnisse ihrer Untersuchungen. Kaum überraschend hatten die Untersuchungen keine Hinweise auf ein Fehlverhalten der Geschäftsführung von Gazprom ergeben. Die Anlagentransfers wurden mit dem Argument gerechtfertigt, »Gazprom verfügte nur über begrenztes Kapital und brauchte Fremdkapital«.

Dann blieb nur noch der Bericht von PricewaterhouseCoopers. Das Unternehmen verdiente als Buchprüfer von Gazprom mehrere Millionen Dollar pro Jahr, wenn man da also Gazprom belastet hätte, hatte man sich selbst belastet. Und tatsächlich entlastete auch dieser Bericht Gazprom von allen Vorwürfen. Die Wirtschaftsprüfer führten schwammige und irrationale Argumente an, um zu erklären, warum alles, was wir aufgedeckt hatten, angemessen und legal war.

Diese Ergebnisse kamen nicht völlig unerwartet, aber ich hatte das alles so satt, dass ich nicht einmal in der Nähe von Moskau sein wollte, als Gazprom am 30. Juni 2001 seine Jahreshauptversammlung abhielt. Ich wusste, dass die Geschäftsführer trotz all unserer Enthüllungen herumstolzieren würden wie Pfaue und der Welt erzählen würden, wie gut

das Unternehmen geführt wurde.

Ich wollte mir das ganze Spektakel ersparen und fragte Elena daher, ob sie Moskau mit mir für ein langes Wochenende verlassen wolle. Sie hatte gerade ein großes Projekt bei der Arbeit beendet und willigte ein. Also buchte ich zwei Flüge nach Istanbul, einen der wenigen ansprechenden Orte, für die Elena kein Visum brauchte.

Wir flogen am Tag der Hauptversammlung von Gazprom, und nach unserer Ankunft am Flughafen Atatürk nahmen wir ein Taxi zum Hotel Ciragan Palace, einem ehemaligen Sultanspalast auf der europäischen Seite des Bosporus. Es war ein schöner Sommertag. Auf der Veranda neben dem Pool aßen wir unter riesigen weißen Sonnenschirmen, auf die die Sonne herunterbrannte, zu Mittag. Schiffe in allen Größen fuhren unten langsam vorbei auf ihrem Weg ins Marmarameer hinein oder aus ihm heraus. Es war nur ein dreistündiger Flug gewesen, aber durch die exotische Atmosphäre der Türkei und Elenas beruhigende Gegenwart hatte ich das Gefühl, viele Millionen Kilometer von der schmutzigen Unehrlichkeit Russlands entfernt zu sein.

Wir hatten gerade Pfefferminztee und Nachtisch bestellt, als mein Mobiltelefon klingelte. Ich wollte nicht rangehen, aber es war Wadim, also tat ich es doch.

Und er hatte unglaubliche Neuigkeiten.

Die Geschäftsführung von Gazprom stolzierte auf der Jahreshauptversammlung ganz und gar nicht umher. Rem Wjachirew war als CEO gerade gefeuert worden, und zwar von niemand Geringerem als Präsident Wladimir Putin.

Putin ersetzte Wjachirew durch den nahezu unbekannten Alexej Miller. Miller verkündete gleich nach seiner Amtseinführung, dass er die verbliebenen Anlagenwerte in der Bilanz von Gazprom sichern und Gestohlenes wieder zurückholen werde. Als Reaktion darauf schoss der Aktienkurs an einem einzigen Tag 134 Prozent in die Höhe.

In den folgenden beiden Jahren verdoppelte er sich noch einmal. Und dann noch einmal … und noch einmal. Im Jahr 2005 kostete eine Gazprom-Aktie das 100-Fache von dem Preis, den der Hermitage Fund für die ersten Anteile bezahlt hatte. Nicht 100 Prozent mehr – *das 100-Fache*. Unsere kleine

Kampagne hatte einen der schmutzigsten Oligarchen des Landes beseitigt.
Es war ganz ohne Frage die beste Investition, an der ich jemals beteiligt war.

Kapitel 18
50 Prozent

Neben der Arbeit und meiner Zeit mit Elena spielte ich in Moskau am liebsten Tennis, und tat es häufig.

An einem kalten Februarsamstag im Jahr 2002 kam ich zu spät zu einem Spiel mit einem befreundeten Broker. Alexej fuhr schnell, und Elena und ich saßen händchenhaltend auf dem Rücksitz des Blazers. Als der Wagen auf die Straße einbog, die zur Tennisanlage führte, sah ich ein großes, dunkles Objekt mitten auf der Straße liegen. Die Autos fuhren Schlenker nach links und rechts, um ihm auszuweichen. Ich dachte zunächst, es sei sein Leinensack, der von einem Laster gefallen war, aber als wir näher kamen, sah ich, dass es kein Sack war, sondern ein Mensch.

»Alexej, halt an«, schrie ich.

Er sagte kein Wort und machte keine Anstalten, langsamer zu fahren.

»Halt an, verdammt noch mal!«, forderte ich ihn noch einmal auf, und er stoppte widerstrebend neben dem Mann. Ich öffnete meine Tür und sprang hinaus. Elena folgte mir, und als Alexej sah, dass er es nicht vermeiden konnte, stieg auch er aus. Ich kniete neben dem Mann, während andere Autos vorbeirauschten und hupten. Er blutete zwar nicht, war aber bewusstlos, und mir fiel auf, dass er zuckte und Schaum vor dem Mund hatte. Ich wusste nicht, was geschehen war, aber zumindest war er am Leben.

Ich beugte mich über ihn und schob meinen Arm unter seine Schulter. Alexej nahm die andere Schulter, und Elena griff nach seinen Füßen. Gemeinsam schleppten wir ihn zum Straßenrand.

Auf dem Gehweg legten wir ihn vorsichtig auf eine weiche Schneewehe. Er kam langsam zu sich. *»Epilepsia«*, murmelte er. *»Epilepsia.«*

»Ihnen wird es bald besser gehen«, beruhigte Elena ihn auf Russisch und tätschelte seinen Arm.

Irgendjemand hatte wohl den Notruf gewählt, weil in dem Moment drei Polizeiautos hielten. Doch die Polizisten kümmerten sich überhaupt nicht um den Mann, sondern stapften auf dem Gehweg herum und suchten jemanden, den sie beschuldigen konnten. Als sie hörten, dass ich Englisch sprach, und daraus schlossen, dass ich Ausländer war, wandten sie sich an die Russen in der Menschenmenge, die sich inzwischen um uns herum versammelt hatte. Danach stürzten sich die Polizisten auf Alexej und beschuldigten ihn, er habe den Mann mit unserem Auto angefahren. Der Verletzte war zu diesem Zeitpunkt wieder völlig bei Bewusstsein und erklärte, er sei nicht angefahren worden, Alexej habe nur helfen wollen, aber die Polizisten ignorierten ihn. Sie verlangten Alexejs Ausweispapiere und zwangen ihn, in ein Alkoholtestgerät zu pusten. Danach stritten sie sich 15 Minuten lang mit Alexej herum. Irgendwann hatten sie sich ausreichend davon überzeugt, dass alles in Ordnung war. Sie stiegen wieder in ihre Streifenwagen und fuhren davon. Der Mann bedankte sich bei uns und stieg in einen Krankenwagen, der angekommen war, während Alexej mit der Polizei sprach, und wir kletterten zurück in unseren Blazer.

Beim Wegfahren erklärte Alexej, warum er nur zögernd geholfen hatte, und Elena übersetzte: »So läuft das immer in Russland. Es ist egal, ob der Typ überhaupt angefahren wurde oder nicht. Sobald die Polizei auftaucht, suchen sie einen Schuldigen und das war's.«

Glücklicherweise war Alexej früher Oberst bei der Verkehrspolizei gewesen, und war so aus der Sache herausgekommen. Doch einen normalen Moskauer konnte seine Hilfsbereitschaft durchaus für sieben Jahre ins Gefängnis bringen. Und alle Russen wussten das.

So war das eben in Russland.

Ich ging zu meinem Tennisspiel, aber so sehr ich mich auch bemühte, ich bekam den Vorfall nicht aus dem Kopf. Was wäre geschehen, wenn wir nicht angehalten hätten? Früher oder später hätte ein Auto nicht mehr ausweichen können, und der Mann wäre schwer verletzt oder gar getötet worden. In Russland gab es sicher tagtäglich ähnliche Situationen, und der Gedanke ließ mich schaudern. Dieses perverse Szenario war auch nicht nur auf den Straßenverkehr beschränkt. Es kam in allen Lebensbereichen vor: Wirtschaft, Immobilien, Gesundheitsversorgung, Schulhöfe, überall. Wenn irgendwo etwas Schlimmes passierte, kümmerte sich niemand darum, weil

jeder die eigene Haut retten wollte. Es lag nicht am mangelnden Gemeinschaftssinn der Menschen, aber als Belohnung dafür, wenn man sich kümmerte, bekam man eine Strafe und keine Anerkennung.

Vielleicht hätte ich diesen Zwischenfall als Omen ansehen sollen. Vielleicht hätte ich mich in Russland um meinen eigenen Kram kümmern und nicht versuchen sollen, die korrupten Firmen zu reformieren, in die ich investierte. Aber ich glaubte, ich könne helfen. Weil ich kein Russe war – die Polizisten hatten mich ignoriert, sobald sie gehört hatten, dass ich Englisch sprach –, glaubte ich, ich könne Dinge tun, die einem Russen in meiner Position niemals erlaubt worden wären.

Deswegen beschloss ich, nachdem unsere Kampagne gegen Gazprom so gut gelaufen war, auch gegen Korruption in anderen großen Unternehmen in unserem Portfolio vorzugehen. Unter anderem nahm ich mir UES, den staatlichen Stromversorger, und Sberbank, die staatliche Sparkasse, vor. Wie bei Gazprom untersuchte ich mehrere Monate lang, wie die Diebstähle abliefen. Ich verpackte die Resultate in leicht verständliche Präsentationen und schickte diese Präsentationen an die internationalen Medien.

Wie bei Gazprom schaltete sich Putins Regierung am Höhepunkt der Kampagne ein und ließ die Muskeln spielen.

Nachdem ich aufgedeckt hatte, dass der CEO von UES Anlagewerte seines Unternehmens spottbillig an verschiedene Oligarchen verkaufen wollte, verkündete der Kreml ein Moratorium auf alle Verkäufe von Unternehmensteilen. Nachdem ich Sberbank und den Unternehmensvorstand verklagt hatte, weil sie Anteile günstig an Insider und Freunde verscherbelt hatten, ohne die Minderheitsaktionäre mit einzubeziehen, änderte Russland das Gesetz zur missbräuchlichen Aktienemission.

Man könnte sich fragen, warum Wladimir Putin zuließ, dass ich all das überhaupt tat. Weil unsere Interessen sich eine Zeit lang überschnitten, deswegen tat er es. Bei Putins Amtsantritt als Präsident im Januar 2000 wurde er dem Titel nach zwar Präsident der Russischen Föderation, aber die tatsächliche Macht des Präsidenten hatten Oligarchen, Regionalgouverneure und organisierte Verbrecherbanden an sich gerissen. Putins oberste Priorität war von Anfang an, diesen Männern die Macht wieder zu entreißen und sie wieder dem zurückzugeben, dem sie rechtmäßig gehörte, dem Kreml – oder genauer gesagt sich selbst.

Wenn es um mich und meine Antikorruptionskampagne ging, handelte Putin nach dem politischen Grundsatz »Der Feind meines Feindes ist mein Freund«, und daher benutzte er regelmäßig meine Arbeit als Vorwand, um seine Oligarchenfeinde zu Fall zu bringen.

Ich war so mit meinem eigenen Erfolg und den explodierenden Renditen des Fonds beschäftigt, dass ich das nicht erkannte. Ich war naiv genug zu glauben, dass Putin im Interesse des Landes handelte und in Russland wirklich aufräumen wollte.

Ich wurde oft gefragt, warum die Oligarchen mich nicht einfach dafür umbrachten, dass ich ihre Korruption entlarvte. Eine gute Frage. In Russland werden Menschen schon für weit weniger getötet. Es war eine völlig gesetzlose Gesellschaft, in der alles möglich war, und oft alles Mögliche auch geschah.

Nicht die Angst vor dem Gesetz rettete mich, sondern Paranoia. Russland lebt von Verschwörungstheorien. Es gibt mehrere Lagen von Erklärungen, warum etwas geschieht, und jede dieser Erklärungen ist kompliziert. Für einen normalen Russen war es einfach undenkbar, dass ein unauffälliger Amerikaner, der kaum Russisch sprach, es auf eigene Faust mit den mächtigsten Oligarchen Russlands aufnahm. Die einzige plausible Erklärung war, dass ich im Namen von jemand sehr Mächtigem handelte. Angesichts der Tatsache, dass all meine Kämpfe mit den Oligarchen zu einem Eingreifen Putins oder seiner Regierung führten, nahmen die meisten Leute an, dieser Jemand sei Wladimir Putin selbst. Der Gedanke war lächerlich. Ich hatte Putin nie kennengelernt. Aber weil alle dachten, ich sei »Putins Mann«, blieb ich unbehelligt.

Das Ergebnis unserer Kampagnen und von Putins Interventionen war eine spektakuläre Erholung meines Fonds. Bei Jahresende 2003 lag der Fonds mehr als 1200 Prozent über dem Tiefpunkt des Marktes. Ich hatte alle Verluste des Jahres 1998 wieder wettgemacht. Es hatte fünf Jahre gedauert und übermenschlicher Anstrengungen bedurft, aber ich hatte mein Ziel erreicht und meine Kunden aus dem furchtbaren Loch herausgeholt. Ich hatte nicht nur recht behalten, sondern auch das perfekte Geschäftsmodell entdeckt: Ich verdiente nicht nur viel Geld, sondern ich trug dazu bei, Russland zu einem besseren Ort zu machen. Es gibt nur sehr wenige Jobs auf der Welt, bei denen man Geld verdienen und gleichzeitig etwas Gutes tun

kann, und ich hatte einen davon.

Es schien alles zu schön, um wahr zu sein, und das war es auch.

An einem frühen Samstagmorgen im Oktober 2003, ich trabte gerade auf dem Laufband in meiner Wohnung und sah CNN, erschien eine Eilmeldung auf dem Bildschirm: Michail Chodorkowski, CEO von Jukos und der reichste Mann Russlands, war verhaftet worden.

Ich sprang vom Laufband, wischte mir den Schweiß von der Stirn und stürzte in die Küche, wo Elena gerade Frühstück machte. »Hast du's schon gehört?«, rief ich, immer noch außer Atem.

»Ja. Ich habe es gerade im Radio gehört. Es ist unfassbar.«

»Was glaubst du, geschieht jetzt?«

»Ich weiß es nicht. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er Montagmorgen noch im Gefängnis ist. Reiche Leute verbringen in Russland normalerweise nicht so viel Zeit im Gefängnis.«

Ich hatte gemischte Gefühle bei Chodorkowskis Verhaftung. Kurzfristig würde der russische Markt darunter leiden, und mein Fonds würde Geld verlieren, wenn er auch nur ein paar Tage im Gefängnis blieb. Wenn er jedoch wie durch ein Wunder im Gefängnis blieb und dies der Anfang eines schärferen Vorgehens gegen die Oligarchen war, dann bedeutete das langfristig eine Chance für Russland, ein normales Land zu werden. Das wäre eine gute Sache, nicht nur für den Fonds, sondern für jeden in Russland.

Als ich am Montagmorgen ins Büro kam, war Chodorkowski immer noch im Gefängnis, und der Markt startete mit zehn Prozent im Minus in den neuen Handelstag. Chodorkowskis Verhaftung war die Schlagzeile auf der Titelseite jeder großen Tageszeitung der Welt. Meine Kunden bekamen Panik und riefen mich den ganzen Tag über an. Was bedeutete das? Wie ging es jetzt weiter? Sollten sie ihr Geld aus Russland abziehen?

Ich wusste es nicht – niemand wusste es. Es hing alles von den persönlichen Verhandlungen zwischen Wladimir Putin und Michail Chodorkowski ab, bei denen weder Gesetze noch Logik irgendeine Rolle spielten.

Aus Gründen, die niemand jemals wirklich kennen wird, liefen diese

Verhandlungen schlecht für Chodorkowski, und er war am Ende der Woche immer noch in Haft. Dann eskalierte die russische Regierung die Angelegenheit und beschlagnahmte Chodorkowskis 36-Prozent-Block von Jukos.

So etwas hatte es noch nie gegeben. Das war nicht nur eine persönliche Katastrophe für Chodorkowski, sondern eine Katastrophe für den ganzen Finanzmarkt. Die Angst vor Enteignung saß im Hinterkopf jedes Investors, und jetzt geschah es unter Wladimir Putin. In den folgenden Geschäftstagen rutschte der Markt weitere 16,5 Prozent ab, und Jukos verlor 27,7 Prozent an Wert.

Warum tat Putin das? Nach der verbreitetsten Theorie hatte Chodorkowski Putins goldene Regel gebrochen: »Halte dich aus der Politik heraus, dann kannst du deine unrechtmäßig erworbenen Reichtümer behalten.« Doch Chodorkowski hatte mehrere Millionen Dollar für die bevorstehenden Parlamentswahlen an Oppositionsparteien gespendet und sich eindeutig gegen Putin geäußert. Damit hatte er dieser Maxime zuwidergehandelt. Putin glaubt an Symbole, und weil Chodorkowski zu weit gegangen war, musste Putin ein Exempel an ihm statuieren.

Zusätzlich begann Putin eine regelrechte Hexenjagd auf jeden, der mit Chodorkowski zu tun hatte. In den Wochen nach Chodorkowskis Verhaftung nahmen sich die russischen Strafverfolgungsbehörden die politischen Parteien vor, die er finanziert hatte, seine Wohltätigkeitsorganisationen und viele seiner Angestellten.

Im Juni 2004 wurden Chodorkowski und sein Geschäftspartner, Platon Lebedew, vor Gericht gestellt und in sechs Fällen des Betrugs, in zwei Fällen der Steuerhinterziehung und in einem Fall des Diebstahls schuldig gesprochen. Sie beide wurden zu neun Jahren Gefängnis verurteilt. Da es dabei um reine Symbolik ging, tat Putin noch etwas Beispielloses: Er ließ Fernsehkameras im Gerichtssaal zu, die aufnahmen, wie Russlands reichster Mann schweigend in einem Käfig im Gerichtssaal saß.

Es war ein machtvolles Bild. Man stelle sich vor, man wäre Russlands siebtreichster Oligarch. Man sitzt auf seiner Jacht, die vor dem Hôtel du Cap-Eden-Roc in Antibes an der Côte d’Azur vor Anker liegt. Man hat gerade die Geliebte gevögelt und schlendert vom Prunkgemach zur Kombüse, um zwei Gläser Cristal-Champagner und etwas Kaviar zu holen.

Man schnappt sich die Fernbedienung und schaltet CNN ein. Und dort sieht man dann mit eigenen Augen einen Standeskollegen – einen Mann, der weit reicher, klüger und mächtiger ist als man selbst – in einem Käfig sitzen.

Wie würde man da wohl instinktiv reagieren? Was würde man tun?

Alles, um sicherzustellen, dass man selbst nicht auch in dem Käfig landet.

Nach Chodorkowskis Verurteilung gingen die meisten russischen Oligarchen, einer nach dem anderen, zu Putin und fragten: »Wladimir Wladimirowitsch, was kann ich tun, damit ich nicht auch in einem Käfig lande?«

Ich war nicht dabei, also sind das alles Vermutungen, aber ich stelle mir vor, Putin antwortete darauf etwa so: »50 Prozent.«

Nicht etwa 50 Prozent für die Regierung oder 50 Prozent für das Amt des Präsidenten, sondern 50 Prozent für Wladimir Putin. Das weiß ich natürlich nicht mit Sicherheit. Es hätten auch 30 Prozent oder 70 Prozent oder irgendwelche anderen Abmachungen sein können. Fest steht nur, dass Putins und meine Interessen sich nach Chodorkowskis Verurteilung nicht mehr überschnitten. Er hatte die Oligarchen an die Leine gelegt, seine Macht gefestigt und war, wie viele glauben, zum reichsten Mann der Welt geworden.

Leider war ich zu unaufmerksam, um zu bemerken, dass Putin und ich uns auf Kollisionskurs befanden. Nach Chodorkowskis Verhaftung und Verurteilung änderte ich mein Verhalten nicht im Geringsten. Ich machte genauso weiter wie vorher – und prangerte russische Oligarchen namentlich an. Doch jetzt gab es einen Unterschied. Jetzt verfolgte ich nicht mehr Putins Feinde, sondern kam Putins eigenen wirtschaftlichen Interessen in die Quere.

Warum ich das nicht erkannte? Das hat alles mit dem Zwischenfall mit dem Mann auf der Straße zu tun. Die Polizei hatte mich an jenem Tag ignoriert, weil ich kein Russe war. Ich glaubte, dass für mich die ungeschriebenen Gesetze, die das Leben aller anderen in Russland bestimmten, nicht galten, weil ich Ausländer war. Hätte ich als russischer Bürger meine Antikorruptionsarbeit gemacht, wäre ich mit Sicherheit verhaftet, misshandelt oder ermordet worden.

Doch Putin war damals noch nicht so dreist wie heute. Damals wäre der

Mord an einem Ausländer noch eine zu drastische Maßnahme gewesen. Und wenn er mich ins Gefängnis gesteckt hätte, wäre Putin der Situation ebenso ausgeliefert gewesen wie ich. Wenn er das getan hätte, hätte jeder westliche Staatschef bei einem Treffen mit Putin ein Drittel der Zeit darauf verwenden müssen, sich für meine Freilassung einzusetzen. Am Ende fand Putin einen Kompromiss, der jeden in seinem Umfeld zufriedenstellte: Am 13. November 2005 wurde ich bei meiner Rückkehr aus London in der VIP-Lounge von Scheremetjewo 2 an der Einreise gehindert, 15 Stunden lang festgehalten und dann des Landes verwiesen.

Kapitel 19

Eine Gefährdung der nationalen Sicherheit

Gleich nach meiner Abschiebung aus Moskau begann ich, herumzutelefonieren, um herauszufinden, was schiefgelaufen war. Elena, die im achten Monat schwanger war, versuchte, mir zu helfen, so gut sie konnte. In den vorhergehenden zehn Jahren hatte ich mich ausschließlich auf den Aufbau meiner Firma konzentriert, auf die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben weitgehend verzichtet, die Bewegungen der Finanzmärkte genauestens verfolgt und die Wochenenden zu Arbeitstagen gemacht – und so war im Laufe der Zeit eine 4,5 Milliarden Dollar schwere Investmentfirma entstanden. Ich konnte nicht zulassen, dass die Aberkennung meines Visums all dies auf einen Schlag zunichtemachte.

Mein erster Anruf ging an einen Einwanderungsanwalt in London, der über beste Kontakte verfügte. Er hörte sich meine Geschichte an und fing gleich Feuer. Kurz vorher hatte er erfahren, dass einem anderen britischen Staatsbürger namens Bill Bowring, einem Menschenrechtsanwalt, einen Tag nach mir die Einreise nach Russland verweigert worden war, und er vermutete, dass meine Ausweisung mit einer Identitätsverwechslung zu tun haben könnte. Ich hielt dies für ziemlich unwahrscheinlich, aber bei Russland musste man mit allem rechnen.

Dann rief ich die HSBC an, die mein Geschäftspartner war, nachdem Edmond die Bank verkauft hatte. Als Großbank mit einem riesigen Verwaltungsapparat waren sie zwar nicht mehr sonderlich einfallsreich, was das Geldverdienen betraf, aber wenn es um Kontakte zum britischen Establishment ging, konnten die Leute bei der HSBC von unschätzbarem Nutzen sein.

Als Erstes sprach ich mit Clive Bannister, dem CEO des Bereichs Private Banking der HSBC. Innerhalb einer Viertelstunde verband er mich mit Sir

Roderic Lyne, einem früheren britischen Botschafter in Russland, der die HSBC in derartigen Fragen beriet. Sir Roderic versprach mir, mich durch das Labyrinth der Regierungsbehörden zu führen. Schon eine Viertelstunde nach dem Gespräch mit ihm hatte ich einen Termin bei Simon Smith, dem Leiter der russischen Abteilung des Foreign and Commonwealth Office, wie das britische Außenministerium offiziell heißt.

Ein paar Tage später betrat ich das Außenministerium in London, ein schmuckes und eindrucksvolles neoklassisches Gebäude in der King Charles Street unweit von Downing Street Nummer zehn. Nachdem ich mich am Empfang angemeldet hatte, wurde ich durch einen großen Innenhof zum Haupteingang geführt. Drinnen erblickte ich Gewölbedecken, Marmorsäulen und andere Elemente aus der viktorianischen Epoche. Das Gebäude war auf dem Höhepunkt des britischen Empire erbaut worden, um Besucher einzuschüchtern und ihnen Ehrfurcht einzuflößen, und obwohl ich mich schon mit vielen Unternehmenslenkern, Politikern und Milliardären getroffen hatte, rief es auch bei mir diese Wirkung hervor.

Simon Smith erschien ein paar Minuten verspätet. Er war ungefähr fünf Jahre älter als ich, hatte dichtes, ergrauendes Haar und trug eine randlose Brille, die ein rötliches Gesicht umrahmte. »Ich grüße Sie, Mr. Browder. Ich freue mich, dass Sie es geschafft haben«, sagte er herzlich mit gebildetem britischem Akzent. Wir setzten uns, und er goss uns beiden aus einer blauweißen Porzellankanne Tee ein. Während sich der Geruch von Ceylon-Tee im Raum verbreitete, sagte Smith: »Es scheint, dass Sie einige Probleme bekommen haben mit unseren Freunden in Moskau.«

»Ja, das kommt mir auch so vor.«

»Nun, ich darf Ihnen sagen, dass wir bereits mit dem Fall beschäftigt sind«, erklärte er beflissen. »Unser Europaminister hält sich gegenwärtig in Moskau auf. Er beabsichtigt, Ihren Fall morgen bei Putins außenpolitischem Berater Sergej Prichodko zur Sprache zu bringen.«

Das klang beruhigend. »Sehr schön. Und wann, denken Sie, wird man Näheres erfahren über dieses Gespräch?«

Smith zuckte mit den Schultern. »Bald, hoffe ich.« Dann beugte er sich vor und umfasste mit beiden Händen seine Tasse. »Bill, da gibt es noch etwas Wichtiges.«

»Ja?«

»Ich habe Ihre Kampagne für die Rechte der Aktionäre mit großer Bewunderung verfolgt, als ich in unserer Botschaft in Moskau arbeitete, und ich weiß, wie erfolgreich Sie die Presse genutzt haben, um Ihr Anliegen voranzubringen. Doch in der jetzigen Situation müssen Sie sich vollkommen fernhalten von den Medien. Wenn diese Geschichte an die Öffentlichkeit kommt, werden wir Ihnen nicht mehr helfen können. Die Russen werden auf stur schalten, und Ihr Problem wird nie aus der Welt geschafft werden können. Die Russen müssen immer eine Möglichkeit haben, ihr Gesicht zu wahren.«

Ich stellte meine Teetasse ab und bemühte mich, meine Enttäuschung nicht zu zeigen. Diesen Rat zu befolgen wäre für mich eigentlich vollkommen unnatürlich gewesen. Doch hier hatte ich es mit dem bisher größten Problem in meiner beruflichen Laufbahn zu tun, und die britische Regierung war bereit, sich für mich einzusetzen. Ich begriff, dass ich Smiths Forderung nachkommen musste, daher erklärte ich, dass ich einverstanden sei, und wir beendeten das Treffen.

Am nächsten Tag rief Smith nachmittags an und brachte mich auf den neuesten Stand. »Prichodko hat erklärt, dass er keine Ahnung hat, warum Sie abgeschoben worden sind, aber er hat zugesagt, sich darum zu kümmern«, berichtete der Beamte, als überbringe er eine gute Nachricht. Mir erschien es ziemlich unwahrscheinlich, dass der wichtigste außenpolitische Berater Putins nichts wusste von der Abschiebung des größten ausländischen Investors in Russland.

»Und noch etwas, Bill«, fuhr Smith fort, »wir haben uns entschieden, unseren Botschafter in Moskau, Tony Brenton, in den Fall einzubeziehen. Er möchte so bald wie möglich mit Ihnen sprechen.«

Am nächsten Tag rief ich Botschafter Brenton an. Ich begann, ihm meine Geschichte zu erzählen, doch nach wenigen Sekunden schon fiel er mir ins Wort. »Sie brauchen nicht weiterreden, Bill, ich weiß alles über Sie und Hermitage. Ich denke, es war ziemlich dumm von den Russen, einen so wichtigen Investor wie Sie zu verprellen.«

»Ich hoffe, es handelt sich um ein Versehen.«

»Ich auch. Ich kann sagen, dass ich einigermaßen optimistisch bin, dass

die Visumangelegenheit geregelt wird, sobald ich mit den richtigen Leuten gesprochen habe. Bleiben Sie geduldig. Sie sind in guten Händen.«

Ich kam nicht umhin, zu denken, dass ich tatsächlich in guten Händen gelandet war. Ich mochte Botschafter Brenton. Ebenso wie Smith erweckte er den Anschein, dass er aufrichtig daran interessiert war, dieses Problem zu lösen. Ich wusste nicht, ob die Entziehung meines Visums mit einer Identitätsverwechslung zu tun hatte oder damit, dass eines der Opfer meiner Antikorruptionskampagne an mir Rache üben wollte, doch ich hatte das Gefühl, dass ich mit der britischen Regierung auf meiner Seite am Ende die Oberhand erlangen würde.

Als Erstes verlangte Botschafter Brenton vom russischen Außenministerium eine formelle Erklärung. Wenn die Entziehung meines Visums tatsächlich mit einer Namensverwechslung zusammenhing, würde dies umgehend offenkundig werden.

Eine Woche später rief mich Brentons Sekretärin an und teilte mir mit, dass eine Antwort vom russischen Außenministerium eingegangen sei. Sie schickte mir eine Kopie per Fax. Sobald das Blatt aus dem Gerät gekommen war, reichte ich es Elena zur Übersetzung.

Sie räusperte sich und las vor: »Wir haben die Ehre, Ihnen mitzuteilen, dass die Entscheidung, dem britischen Staatsbürger William Browder die Einreise in die Russische Föderation zu verweigern, von den zuständigen Behörden in Übereinstimmung mit Absatz 1 Artikel 27 des Föderationsgesetzes getroffen wurde.«

»Was steht in diesem Artikel 27 des Föderationsgesetzes?«

Elena zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung.«

Ich rief Wadim an, der noch in Moskau war, und fragte ihn.

»Warte einen Augenblick.« Ich hörte, wie er etwas in seinen Computer eintippte. Etwa eine Minute später meldete er sich wieder. »Bill, Artikel 27 erlaubt es der russischen Regierung, Personen die Einreise zu verweigern, die sie als eine Gefährdung der nationalen Sicherheit einstuft.«

»Was?«

»Als eine Gefährdung der nationalen Sicherheit«, wiederholte Wadim.

»Scheiße«, sagte ich leise. »Das klingt nicht gut.«

»Das kann man wohl sagen.«

Nach diesem Brief begriff ich, das die Verweigerung meines Visums nichts mit einer Verwechslung von Namen zu tun hatte. Ich war nicht mit Bill Bowring verwechselt worden. Irgendjemand, der über Einfluss verfügte, wollte mich aus Russland fernhalten.

Kapitel 20
Vogue Café

Als ich Tony Brenton berichtete, dass mich die Russen als Risiko für ihre nationale Sicherheit eingestuft hatten, sagte er: »Das ist unerfreulich, Bill, aber machen Sie sich keine Sorgen. Wir werden weiter über die diplomatischen Kanäle arbeiten. Ich habe ein Treffen mit Igor Schuwalow vereinbart, einem von Putins mächtigsten Wirtschaftsberatern. Ich denke, er wird Verständnis zeigen. Doch in der gegenwärtigen Situation hielte ich es nicht für verkehrt, wenn Sie auch Ihre eigenen Kontakte ins Spiel bringen.«

Ich erklärte mich einverstanden und begann, eine Liste russischer Beamter zu erstellen, von denen wir glaubten, dass sie hilfreich sein konnten.

Nachdem wir uns vor fünf Jahren in Moskau kennengelernt hatten, waren Elena und ich zusammengezogen, hatten geheiratet, und jetzt war sie mit unserem ersten Kind schwanger. Während der zwei Monate vor ihrem Entbindungstermin blieb sie in London. Als ich am Abend des 15. Dezember 2005 auf dem Bett saß und die Namen notierte, kam Elena aus dem Badezimmer, den Morgenmantel eng um ihren gewölbten Bauch geschlungen. »Bill«, rief sie mit entsetztem Gesichtsausdruck, »ich glaube, meine Fruchtblase ist geplatzt.«

Ich sprang auf, wobei sich die Papiere über das Bett und den Boden verteilten, wusste aber nicht, was ich tun sollte. Meine Exfrau Sabrina hatte David durch einen geplanten Kaiserschnitt zur Welt gebracht, und ich hatte daher praktisch keine Erfahrung mit einer natürlichen Geburt, wie es hier bei Elena der Fall war, die ihr erstes Kind entbinden würde. Wir hatten alle möglichen Bücher gelesen und Kurse besucht, aber nun, da es tatsächlich losging, war all das wieder vergessen. Ich griff mit einer Hand nach der fertig gepackten Krankenhaustasche und legte den Arm um Elena, führte sie zum Aufzug und dann in die Garage unweit unserer Wohnung, wo ich ihr ins Auto half. Das St. John and St. Elizabeth Hospital war nicht weit entfernt,

doch in meiner Panik nahm ich auf dem Lisson Grove eine falsche Abzweigung und landete in einer Einbahnstraße, aus der ich nicht wusste, wie ich wieder herauskommen sollte. Als ich verzweifelt nach links und nach rechts schaute, begann Elena, die gewöhnlich besonnen und nicht leicht aus der Ruhe zu bringen ist, Worte hervorzustoßen, die ich noch nie aus ihrem Mund gehört hatte. Offenkundig hatten schon die Wehen eingesetzt.

Zehn Minuten später erreichten wir das Krankenhaus. Zum Glück hatte Elena das Kind nicht auf dem Beifahrersitz zur Welt gebracht. Alles, das dann folgte, erschien mir wie ein einziger Wirbelsturm, aber nach zehn Stunden wurde unsere Tochter Jessica geboren, ein gesundes, sieben Pfund schweres Baby. Die Freude, die ich über Jessicas Geburt empfand, überdeckte meine negativen Gedanken bezüglich meines Visums vollständig.

Wir verließen die Klinik zwei Tage später. Zu Hause besuchten uns Freunde und brachten Blumen, Essen und Geschenke für das Baby mit. David, der gerade neun Jahre alt geworden war, erfasste sofort, dass er nun eine kleine Schwester hatte. Ihn zu beobachten, wie er Jessica im Arm hielt, die in ein weißes Krankenhaustuch eingewickelt war, und sie küsste, das gehört zu meinen kostbarsten Erinnerungen. Weihnachten – das wir feierten, obwohl David und ich jüdischen Glaubens sind – kam und ging vorbei, und für ungefähr eine Woche traten meine Sorgen in den Hintergrund.

Der Jahreswechsel verlief ebenso friedlich und freudvoll. Es gab keine neuen Nachrichten aus Moskau, denn das gesamte Land war wegen des orthodoxen Weihnachtsfestes zum Stillstand gekommen, doch dann, am Morgen des 14. Januar, rief Wadim aus Moskau an: »Bill, ich habe gerade mit Grefs Stellvertreter telefoniert.«

German Gref war der Minister für wirtschaftliche Entwicklung und einer der profiliertesten Reformer in Putins Kabinett. Wadim hatte vor Weihnachten mit Grefs Stellvertreter Kontakt aufgenommen, um ihn zu bitten, mir in meiner Visumangelegenheit zu helfen.

»Und? Was hat er gesagt?«

»Er hat gesagt, dass Gref deinen Fall weit oben zur Sprache gebracht hat, genauer gesagt gegenüber Nikolai Patruschew, dem Leiter des FSB.«

»Sehr schön«, erwiderte ich, beeindruckt und ein wenig erschrocken

zugleich. Der FSB war der Inlandsgeheimdienst der Russischen Föderation, der zu Sowjetzeiten als der berüchtigte KGB bekannt war. Als wäre das nicht Unheil verkündend genug gewesen, galt Patruschew auch als eines der skrupellosesten Mitglieder von Putins innerem Zirkel.

»Angeblich hat er Gref erklärt, ich zitiere wörtlich: ›Halten Sie sich hier heraus. Sie sollten Ihre Nase nicht in Dinge stecken, die Sie nichts angehen.‹« Wadim schwieg einen Augenblick, bis ich die Nachricht aufgenommen hatte, dann fuhr er fort, als wäre diese Schlussfolgerung nicht offenkundig: »Hinter dieser Sache stecken einige sehr mächtige Leute, Bill.«

Ich kam mir vor, als wäre ich unter eine eiskalte Dusche getreten. Die gute Stimmung über die Feiertage und die Freude über Jessicas Geburt wurden beiseitegeschoben, und ich wurde auf einen Schlag wieder in die Wirklichkeit zurückgestoßen.

Eine Woche später überbrachte mir Botschafter Brenton eine ähnlich niederschmetternde Nachricht. »Schuwalow hat sich tatsächlich verständnisvoll gezeigt, aber er sagte, dass er nichts tun kann.«

Trotz dieser enttäuschenden Botschaften gab es noch den Leiter der russischen Börsenaufsicht, Oleg Wjugin, der sich für mein Anliegen einsetzte. Er hatte sich schriftlich an den stellvertretenden Ministerpräsidenten gewandt und darum gebeten, mein Visum wieder in Kraft zu setzen. Er sollte Mitte Februar zu einer internationalen Investmentkonferenz nach London kommen, und ich hoffte, dass er bessere Nachrichten mitbringen würde.

Wir verabredeten uns für den ersten Abend seines Aufenthalts in Mayfair an der Bar des Hotels Claridge’s. Doch als ich Wjugin sah, wusste ich sofort, dass etwas nicht stimmte. Wir setzten uns auf die niederen Samthocker und bestellten etwas zu trinken. Während wir warteten, sagte ich: »Danke für den überzeugenden Brief, den Sie an den stellvertretenden Ministerpräsidenten geschrieben haben.«

»Sie brauchen mir nicht zu danken, Bill«, erwiderte Wjugin in ausgezeichnetem Englisch. »Doch ich fürchte, ich habe nichts erreicht. Die Haltung der Regierung in der Frage Ihres Visums ist unverrückbar.«

Mir rutschte das Herz in die Hose. »Was heißt das?«

Er schaute mich an und zog ganz leicht die Augenbrauen nach oben. Dann

zeigte er mit einem schlanken Finger zur Decke und schwieg. Meinte er damit Putin? Das war nicht klar, aber ich konnte seine rätselhafte Geste nicht anders deuten. Wenn es wirklich Putins Entscheidung war, hatte ich keine Chance, etwas zu ändern.

Als ich Wadim von dem Treffen berichtete, war er nicht ebenso enttäuscht wie ich. »Wenn tatsächlich Putin dahintersteckt, muss man ihm falsche Informationen über dich vorgelegt haben. Wir werden uns an jemanden in Putins Umkreis wenden, damit er die Wahrheit erfährt.«

Es war nett, dass Wadim dieser schlimmen Situation noch etwas Positives abzugewinnen versuchte, aber ich kaufte ihm das nicht ab. »Und wer könnte das möglicherweise für uns erledigen?«, fragte ich skeptisch.

»Wie wäre es mit Dworkowitsch?«, schlug Wadim vor. Arkadi Dworkowitsch war Putins Chefwirtschaftsberater; Wadim hatte ihn kennengelernt im Zuge unserer Bemühungen, die Zerschlagung des nationalen Stromversorgers zu beenden. Dworkowitsch hatte sich uns gegenüber wohlgesonnen gezeigt, und noch wichtiger war, er hatte das Ohr des Präsidenten.

»Einen Versuch ist es wert«, erwiderte ich.

Wadim setzte sich mit Dworkowitsch in Verbindung, und dieser erklärte überraschenderweise, er werde versuchen, uns zu helfen.

Trotz Wadims demonstrativer Zuversicht verengten sich unsere Handlungsoptionen zunehmend. Einige Tage nachdem mir der Chef der russischen Börsenaufsicht die schlechte Nachricht überbracht hatte, wurde Wadim in unserem Moskauer Büro von einem Mann angerufen, der seine Identität nicht preisgeben wollte und behauptete, er verfüge über wichtige Informationen bezüglich meines Visumentzugs. Er sagte, er könne die Information nur persönlich weitergeben, und wollte wissen, wann man sich treffen könne.

Wadim fragte, was er tun solle. Normalerweise hätte er einen weiten Bogen um einen Russen gemacht, der ihn anonym anrief und um ein Treffen bat, doch angesichts all der Hindernisse, die sich uns in den Weg stellten, hatte ich das Gefühl, dass wir eine Art von Durchbruch brauchten. »Kannst du dich auf einem öffentlichen Platz mit ihm treffen?«, fragte ich.

»Ich wüsste nicht, warum das nicht möglich sein sollte«, antwortete

Wadim.

»Dann könnte man es versuchen«, sagte ich vorsichtig.

Am nächsten Tag rief der Fremde abermals an und erklärte sich einverstanden, sich mit Wadim im Vogue Café an der Kusnezki Most zu treffen, einem Szeneklub, in dem russische Oligarchen mit ihren 20-jährigen Model-Gespielinnen verkehrten. Sie hatten stets unzählige bewaffnete Leibwächter dabei, weshalb sich dieser Ort ideal als Treffpunkt eignete.

Während Wadim sein Treffen absolvierte, lief ich in meiner Londoner Wohnung unruhig hin und her und wartete auf Nachricht. Es dauerte mehr als zwei Stunden, bis sich Wadim schließlich kurz nach 11.00 Uhr vormittags Londoner Zeit meldete. Seine Stimme war tief und ernst. »Bill, das ist sehr beunruhigend. Dieser Mann, er hatte eine Menge zu erzählen.«

»Okay – aber zuerst, wer war er?«

»Ich weiß es nicht. Er wollte mir seinen echten Namen nicht nennen, er hat nur gesagt, ich soll ihn Aslan nennen. Er arbeitet bestimmt für die Regierung. Wahrscheinlich für den FSB.«

»Warum sollten wir jemandem glauben, der sich nicht zu erkennen geben will?«, fragte ich skeptisch.

»Weil er alles weiß. Ich meine, wirklich alles. Er wusste Bescheid über unsere Versuche, Gref, Wjugin, Schuwalow und Prichodko einzuschalten. Er hatte ein Papier vor sich mit allen Einzelheiten deines Arrests am Flughafen, eine Kopie des Briefes von Brenton, alles. Es war wirklich unheimlich.«

Mir lief ein kalter Schauer über den Rücken. »Was *genau* hat er gesagt?«

»Er sagte, hinter der Sache stehe der FSB, und dein Visumentzug sei erst der Anfang.«

»Erst der Anfang?«

»Das hat er gesagt. Er hat gesagt, dem FSB gehe es darum, Zitat Anfang, Hermitage seine Vermögenswerte abzunehmen, Zitat Ende.«

»Verdammt.«

»Ja. Und es kommt noch schlimmer. Es geht nicht nur um das Unternehmen. Es geht auch um uns. Um mich. Anscheinend überwacht der FSB alles, was ich tue, und Aslan behauptete, ich würde in Kürze verhaftet

werden.« Wadim sagte das sehr ruhig – er sprach alles ruhig aus –, als berichte er von Dingen, die irgendjemand anderem widerfahren waren.

Ich sprang auf und stieß fast meinen Tisch um. »Glaubst du ihm?«

»Ich bin nicht sicher, aber er hört sich sehr glaubwürdig an.«

»Warum sollte dieser Aslan uns mitteilen, was sie beabsichtigen?«

»Er behauptet, innerhalb der Regierung gibt es eine Auseinandersetzung, und die Gruppe, zu der er gehört, befindet sich im Konflikt mit den Leuten, die gegen uns vorgehen.«

Ich hatte keine Ahnung, ob das alles glaubhaft war oder ob man mit uns spielte, aber eines wusste ich: Wadim musste sofort Russland verlassen. »Hör zu, ich halte es für das Beste, wenn du so bald wie möglich hierherkommst. Wenn eine kleine Chance besteht, dass dieser Kerl die Wahrheit sagt, dürfen wir nicht zulassen, dass du verhaftet wirst.«

»Warte, Bill, warte. Wir sollten nicht überreagieren.«

»Ist das dein Ernst, Wadim? Hau ab! Du bist in Russland. In Russland! In Russland kann man gar nicht schnell genug reagieren.«

Wir legten auf, doch Wadim weigerte sich, zu gehen. Er wusste, wenn er in dieser Situation das Land verließ, würde er nie wieder zurückkehren können. Nach seiner Einschätzung konnte er nicht ins Exil gehen nur wegen der Dinge, die ihm der anonyme Fremde an diesem Nachmittag erzählt hatte. Er wollte mehr Informationen.

Ich sah es anders, und ich flehte Wadim an, mit Wladimir Pastuchow zu sprechen, einem Moskauer Anwalt, den Hermitage seit mehreren Jahren als externen Rechtsberater nutzte. Wladimir war der klügste Mann, den ich kannte, und er war anders als alle Menschen, denen ich bisher begegnet war. Er war fast blind und durch die Brille, die er trug, mit Gläsern, so dick, wie der Boden einer Coca-Cola-Flasche, sah er wie ein Schreiber aus einem Roman von Charles Dickens aus. Wegen seiner körperlichen Behinderung jedoch war Wladimirs Geist schärfer, ausgeprägter und abgerundeter als der von allen anderen Leuten, die ich kannte. Er besaß eine seltene Gabe; er hatte die Fähigkeit, eine komplexe Situation bis in ihre tiefste Ebene und ins kleinste Detail zu erfassen. Wie ein großer Schachspieler war er in der Lage, jeden Zug des Gegners nicht nur vorherzusehen, bevor dieser ihn tätigte,

sondern schon bevor dieser überhaupt erkannte, dass er möglich war.

Wadim wollte zwar nicht das Land verlassen, aber er willigte ein, zu Wladimir zu gehen. Als Wladimir kurz vor Mitternacht die Tür zu seiner Wohnung aufschloss, legte Wadim einen Finger auf die Lippen, um ihm zu signalisieren, dass sie nicht sprechen sollten – nur für den Fall, dass Wladimirs Wohnung abgehört wurde. Er machte einen Schritt zur Seite, und Wadim trat in die Wohnung. Sie gingen still zu Wladimirs Computer. Wadim setzte sich und begann zu tippen.

Ich bin durch jemanden aus der Regierung gewarnt worden, dass ich verhaftet werden soll. Können die das machen?

Wladimir übernahm die Tastatur. *Fragen Sie mich als Anwalt oder als Freund?*

Sowohl als auch.

Als Anwalt sage ich, Nein. Es gibt keine Gründe, um Sie zu verhaften. Als Freund sage ich, Ja. Absolut. Sie können alles machen.

Sollte ich verschwinden?

Wie glaubwürdig ist Ihre Quelle?

Sehr, fürchte ich.

Dann sollten Sie verschwinden.

Wann?

Sofort.

Wadim kehrte nach Hause zurück, packte einen Koffer, fuhr zum Flughafen und nahm den 5.40-Uhr-Flug der British Airways nach London. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen, bis ich schließlich um 2.30 Uhr Londoner Zeit die Mitteilung erhielt, dass Wadim im Flugzeug saß, das startklar war.

Er kam am Morgen in London an und fuhr direkt zu meiner Wohnung. Wir befanden uns beide in einem Schockzustand. Wir konnten nicht begreifen, wie schnell sich alles zum Schlimmeren verändert hatte.

Als wir in meinem Arbeitszimmer saßen und über das Drama des vergangenen Tages sprachen, erhielt Wadim eine Mitteilung, die besagte,

dass Arkadi Dworkowitsch, Putins Wirtschaftsberater, unser Hilfeersuchen ernst genommen hatte. Dworkowitsch berichtete, dass er mehrere Leute in der Präsidialverwaltung davon überzeugt habe, dass es schädlich für das russische Investitionsklima wäre, wenn mein Visum nicht wieder in Kraft gesetzt werden würde. Wichtiger noch war die Information, dass meine Visumangelegenheit ein Thema bei der Zusammenkunft des Nationalen Sicherheitsrats mit Präsident Putin am kommenden Samstag sein würde.

Nach dieser Mitteilung versuchten Wadim und ich, die widersprüchlichen Nachrichten aus Russland einzuordnen. Wie war es möglich, dass Leute wie der Wirtschaftsminister oder der Leiter der russischen Börsenaufsicht Nachrichten übermittelten, wonach meine Lage aussichtslos sei, während der Chefwirtschaftsberater des Präsidenten anscheinend glaubte, dass er dazu beitragen könne, dass mein Visumproblem durch den Nationalen Sicherheitsrat beigelegt werden könnte?

Mir drängte sich der Eindruck auf, dass jeder uns das sagte, was er für wahr oder zutreffend hielt, dass es in der russischen Regierung aber unterschiedliche Gruppen gab, die jeweils eigene Meinungen zum Ausdruck brachten.

Was immer auch tatsächlich geschah, ich konnte nur hoffen, dass sich die Gruppe um Dworkowitsch durchsetzen würde und die Sitzung des Nationalen Sicherheitsrats für mich erfreulich verlaufen würde.

Doch dann, nur vier Stunden vor dieser entscheidenden Sitzung, tauchte ein weiterer Faktor auf. Ich erhielt eine E-Mail von Peter Finn, dem Leiter des Moskauer Büros der *Washington Post*. Darin schrieb er: »Hallo, Bill. Hoffe, es geht Ihnen gut. Leider muss ich Sie auf ein Gerücht ansprechen, das hier kursiert, wonach Sie angeblich Schwierigkeiten mit Ihrem Visum haben. Ist da was dran? Wenn ja, wären Sie bereit, darüber zu sprechen? Für einen Investor Ihrer Größenordnung ist das ja von erheblicher Bedeutung. Grüße, Peter.«

Verdammt! Wie hatte dieser Journalist von meinem Visumproblem erfahren? Das war schlecht. Ich musste an Simon Smiths Warnung denken, dass die Russen auf stur schalten würden, wenn die Geschichte bekannt wurde. Ich antwortete Finn nicht, und dankenswerterweise bohrte er auch nicht nach.

Unglücklicherweise rief mich am Dienstag ein anderer Reporter an,

Arkadi Ostrowski von der *Financial Times.* Auch ihm war das Gerücht zu Ohren gekommen. »Stimmt es, dass Ihnen die Einreise nach Russland verweigert worden ist, Bill?«

Mein Magen verkrampfte sich. »Arkadi, es tut mir leid, aber dazu kann ich nichts sagen.«

»Ach, kommen Sie, Bill. Das ist eine wichtige Nachricht. Ich muss wissen, was hier vor sich geht.«

Arkadi und ich redeten uns mit den Vornamen an, weil er einer jener Journalisten war, die bei der Gazprom-Geschichte hilfreich gewesen waren. Ich konnte gegenüber Arkadi nicht abstreiten, was geschehen war, aber ich versuchte, ihn hinzuhalten. »Wenn es stimmen würde«, sagte ich, »und ich es Ihnen exklusiv bestätigen würde, können Sie mir dann noch vier Tage Zeit geben?«

Das gefiel ihm nicht, aber es war besser, als überhaupt keine Story zu haben, und so verständigten wir uns darauf, dass ich ihn am Montag anrufen würde.

Nach dem Gespräch mit Arkadi war ich vollkommen aufgewühlt. Die Reporter hatten von der Sache Wind bekommen, und ich musste die nächsten 36 Stunden überstehen, ohne dass noch mehr von ihnen anriefen. Aber dann hinterließ am Freitag um 10.30 Uhr eine Reporterin namens Elif Kaban von Reuters eine Nachricht auf meiner Mailbox. Sie sagte nicht, warum sie anrief, meldete sich jedoch abermals um 11.45 Uhr.

Ich hatte mich für den Nachmittag mit einem alten Freund aus Washington zum Essen verabredet und verließ das Büro, ohne auf ihre beiden Anrufe zu antworten. Ich traf meinen Freund in einem schummrigen Restaurant in Chinatown und schaltete den Ton meines Smartphones aus, legte es aber auf den Tisch, um die Reuters-Sache verfolgen zu können. Nachdem mein Freund und ich uns ein paar Speisen von der Selbstbedienungstheke geholt hatten, begann mein BlackBerry zu blinken mit einer Nachricht von meiner Sekretärin: »Bill, Elif Kaban versucht noch immer, Sie zu erreichen. Sie sagt, Reuters verfüge über zuverlässige Informationen, dass Sie nicht mehr nach Russland einreisen dürfen, und sie möchten Ihnen die Gelegenheit geben, sich als Erster dazu zu äußern. Sie sollen sie so bald wie möglich zurückrufen. Das ist ihr vierter Anruf heute. Elif Kaban ist wirklich sehr hartnäckig!«

Ich starrte mehrere Sekunden ausdruckslos auf die E-Mail, schob meinen BlackBerry in die Tasche und versuchte, mein Essen noch so gut es ging zu genießen. Ich wusste, dass die Kacke schon fast am Dampfen war, aber ich wollte wenigstens noch ein paar Minuten Ruhe.

Nachdem ich das Restaurant verlassen hatte, nahm ich einen Umweg über den Green Park. Es war ein klarer, frischer Frühlingstag, einer jener Tage, an denen es schön war, ein Londoner zu sein. Ich atmete die kühle Luft ein und beobachtete all die sorgenfreien Menschen, die im Park spazieren gingen, Menschen, deren Welt nicht gerade über ihnen eingestürzt war.

Ich beendete meinen Spaziergang und kehrte an meinen Schreibtisch zurück. Ein paar Minuten später kam Reuters mit einer roten Schlagzeile: »Hermitage-CEO Browder aus Russland ausgewiesen.«

Die Nachricht war draußen. Unverzüglich leuchtete mein Telefon auf wie ein Weihnachtsbaum. Es kamen Anrufe vom *Wall Street Journal*, der *Financial Times*, von *Forbes*, dem *Daily Telegraph*, dem *Independent*, von *Kommersant*, *Vedomosti*, Dow Jones, AP, der *New York Times* sowie von ungefähr 20 Nachrichtenagenturen. Genau davor hatte mich Simon Smith gewarnt, und jetzt war es geschehen. Für die Russen gab es nun keine Möglichkeit mehr, ihr Gesicht zu wahren, keine Rückzugsmöglichkeit mehr. Die Sitzung des Nationalen Sicherheitsrats konnte mir nichts mehr nützen. Mein Schicksal war besiegelt, und ab diesem Augenblick wusste ich, dass es nun amtlich war: Ich war fertig mit Russland.

Aber Russland war noch nicht fertig mit mir.

Kapitel 21
Das G-8-Treffen

Wenn die russische Regierung gegen jemanden vorgeht, tut sie das nicht zögerlich oder zurückhaltend – sie tut es mit ausgeprägter Voreingenommenheit. Michail Chodorkowski und Jukos sind dafür eindrucksvolle Beispiele. Die Strafe dafür, dass er Wladimir Putin herauszufordern gewagt hatte, traf über Chodorkowski hinaus alle, die in irgendeiner Weise mit ihm zu tun hatten: seine leitenden Manager, seine Anwälte, Wirtschaftsprüfer, Lieferanten und sogar die Leiter seiner karitativen Projekte. Anfang 2006 saßen zehn Personen, die mit Jukos verbunden waren, im Gefängnis, Dutzende weitere waren aus dem Land geflohen, und Vermögensgüter im Wert von vielen Milliarden Dollar waren von den russischen Behörden beschlagnahmt worden. Ich nahm mir das als ein Lehrbeispiel und wollte den Russen nicht erlauben, Ähnliches auch mit mir anzustellen. Ich musste meine Leute und das Geld meiner Kunden so schnell wie möglich aus Russland herausschaffen.

Ich holte Iwan Tscherkassow, den Chief Operating Officer von Hermitage, nach London, um mir dabei behilflich zu sein. Iwan war vor fünf Jahren von JP Morgan zu Hermitage gekommen, und er war derjenige, der Broker piesackte, Banken auf die Pelle rückte und die Gehaltsliste führte. Er war 39 Jahre alt, groß und telegen, sprach einwandfreies amerikanisches Englisch und erledigte seinen Job perfekt.

Iwan richtete eine Einsatzzentrale in unseren Büros in der Tavistock Street in Covent Garden ein und machte sich an die Arbeit. Unsere Leute herauszuholen, war relativ leicht. Innerhalb eines Monats befanden sich sämtliche Mitarbeiter von Hermitage, die ich für gefährdet hielt, und deren Familien sicher außerhalb von Russland.

Der schwierigere Teil war das Verkaufen der russischen Wertpapiere, deren Wert sich auf mehrere Milliarden Dollar belief, ohne dass jemand es mitbekam. Wenn die Märkte Wind bekamen von dem, was wir taten, würden

sich Broker und Spekulanten in der Praxis des sogenannten »Frontrunning« betätigen. In unserem Fall bedeutete das, wenn die Broker erfuhren, dass Hermitage alle seine Gazprom-Anteile abstoßen wollte, würden sie ihre Aktien als erste verkaufen, dadurch den Kurs nach unten drücken und den Hermitage-Kunden allein bei dieser Aktie möglicherweise Verluste in Millionenhöhe bescheren.

Um das zu vermeiden, mussten wir einen Aktienbroker finden, der die Verkaufsaufträge des Fonds unter vollkommener Vertraulichkeit und Diskretion ausführen konnte. Brokerfirmen sind jedoch allgemein keine sonderlich vertrauenswürdige Branche, und russische Aktienbroker sind am *allerwenigsten* vertrauenswürdig. Wir konnten aber auch keinen großen westlichen Wertpapiermakler nehmen, mit dem wir in Geschäftsverbindungen standen, weil die anderen Brokerfirmen, sobald er mit den Verkäufen begann, zwei und zwei zusammenzählen und die Schlussfolgerung ziehen würden, dass Hermitage seine Aktien abstieß, was sie veranlassen würde, ebenfalls ihre Stücke auf den Markt zu werfen.

Damit blieben uns nicht viele Möglichkeiten. Wir schauten uns die verbliebenen Firmen an und landeten schließlich bei einem umgänglichen 32 Jahre alten Börsenmakler, der in einer der großen europäischen Banken in Moskau ein aus zwei Personen bestehendes Trading Desk leitete. Er bemühte sich seit Jahren hartnäckig, mit uns ins Geschäft zu kommen, und nun wollten wir ihm seine Chance geben.

Iwan rief ihn an und sagte ihm, dass sich seine Beharrlichkeit nun endlich auszahlen würde. »Aber es gibt einen Haken bei der Sache. Wir können das nur machen, wenn Sie uns absolute Verschwiegenheit zusichern.«

»Natürlich«, erwiderte er. »Ich falle Ihnen nicht in den Rücken.«

Am nächsten Tag erhielt dieser Broker einen Verkaufsauftrag über 100 Millionen Dollar. Er hatte wahrscheinlich mit einer Million gerechnet, maximal vielleicht fünf Millionen, aber in seinen kühnsten Träumen nicht mit 100 Millionen. Das war vermutlich der größte Auftrag, den er in seiner bisherigen Karriere erhalten hatte.

Im Laufe der folgenden Woche verkaufte er aus unserem Bestand Aktien im Wert von 100 Millionen Dollar, ohne dass dies Auswirkungen auf den Markt gehabt hätte oder irgendetwas durchgesickert wäre. Er übermittelte uns stolz die Ergebnisse und dachte, er habe damit den Job erledigt, war aber

vollkommen überrascht, als er einen weiteren Verkaufsauftrag über 100 Millionen Dollar bekam. Auch diesen führte er einwandfrei aus. Im Laufe der beiden folgenden Monate erhielt er weitere große Verkaufsaufträge von unserem Fonds, bis er schließlich für uns russische Aktien im Wert von einigen Milliarden Dollar verkauft hatte, ohne dass etwas nach außen gedrungen wäre. Durch diese virtuose Leistung entwickelte sich sein bislang völlig unbekanntes kleines Trading Desk zur erfolgreichsten europäischen Handelsabteilung seiner Bank. Wichtiger noch war, dass Hermitage sein gesamtes Geld erfolgreich aus Russland abgezogen hatte, ohne dass unsere Feinde davon Wind bekommen hätten.

Nachdem wir unsere Leute und unser Geld in Sicherheit gebracht hatten, hatten wir auch den wichtigsten Hebel außer Kraft gesetzt, den die russische Regierung gegen uns hätte anwenden können. Was immer sie als Nächstes tun mochte, es erschien nicht mehr sonderlich beängstigend.

Ich fühlte mich wohler, nachdem dies geschafft war, doch mit dem Vertrauensverlust der Kunden umzugehen war eine andere Sache. Die meisten von ihnen hatten in Hermitage investiert, weil ich vor Ort in Moskau war. Wenn ich mich persönlich dort aufhielt, konnte ich aussichtsreiche Anlagechancen ausfindig machen und ihr Kapital schützen, wenn irgendetwas schieflief. Aber nun plötzlich war ich zu beidem nicht mehr in der Lage.

Als Erster wies mich Jean Karoubi darauf hin, jener Mann, an den ich mich 1996 als Ersten gewandt hatte, als ich als Investor angefangen hatte. Jean war im Laufe der Jahre zu einem meiner engsten Vertrauten geworden und hatte stets einen Finger am Puls des Marktes. Als Reuters am 17. März über meine Visumprobleme in Russland berichtete, rief mich Jean fast umgehend an und sagte in einem für ihn unüblichen ernsten Ton: »Bill, wir haben viel zusammen geschafft. Aber ich tue mir schwer, einen Grund zu finden, warum ich mein Geld in dem Fonds lassen soll, wenn Sie bei der russischen Regierung in Ungnade gefallen sind.«

Dies von einem meiner frühesten und treuesten Unterstützer zu hören war schon ein gewisser Schock, aber er hatte recht. Es lag mir fern, ihn zu überzeugen zu versuchen, sein Geld weiter im Fonds zu belassen, während sich der Konflikt mit den Russen vielleicht noch weiter verschärfte. Es war daher für ihn nur logisch, seine Gewinne vom Tisch zu nehmen.

In den folgenden Tagen hatte ich ähnliche Gespräche mit vielen anderen Kunden, die zu derselben Schlussfolgerung gelangt waren.

Ich wusste, was nun kommen würde: Anteilsrückgaben, und zwar in großer Zahl.

Der nächste Termin, zu dem Anleger Anteile zurückgeben konnten, war der 26. Mai, und sie mussten ihre Rückzahlungsforderungen acht Wochen vorher anmelden. Am 31. März würde ich mir also einen ersten Überblick darüber verschaffen können, wie schlimm die Situation tatsächlich war.

An diesem Tag erhielt ich um 17.20 Uhr von der HSBC-Bank, die unseren Fonds verwaltete, die Auflistung der Rückforderungen. Normalerweise passten die Anteilszeichnungen und die Rückgaben auf ein einzelnes Blatt. Wenn in einem Quartal einmal besonders viel los gewesen war, konnten es auch zwei oder drei Seiten sein. Doch diese Auflistung war zehn Seiten lang und umfasste 240 Einzelposten von Leuten, die ihr Geld zurückverlangten. Ich blätterte rasch zum Ende und überschlug die Forderungen. Mehr als 20 Prozent des Fondsvermögens waren gekündigt worden!

Das war auf jeden Fall eine hohe Zahl, und ich wusste, dass das erst der Anfang sein würde. Ich stand am Abgrund. Alles, wofür ich gearbeitet hatte, drohte sich aufzulösen. Das Einzige, was die Situation vielleicht noch retten konnte, war eine Verlängerung meines russischen Visums. Doch darauf hoffte ich nicht mehr.

Überraschenderweise aber hatte die britische Regierung noch nicht aufgegeben. Mitte Juni 2006 erhielt ich einen Anruf von Simon Smith, dem Leiter der russischen Abteilung im Außenministerium. »Wir arbeiten an einem interessanten Ansatz, Ihr Visumproblem zu lösen, Bill. Aber bevor wir weitermachen, möchten wir uns vergewissern, ob Sie noch an einer Rückkehr nach Russland interessiert sind.«

»Natürlich bin ich daran interessiert, Simon«, erwiderte ich elektrisiert. »Aber ich dachte, Sie würden nach dem ganzen Medienrummel nichts mehr unternehmen.«

»Die Presse war nicht hilfreich, das kann man wohl sagen. Aber wir haben noch nicht klein beigegeben«, erklärte Smith beschwichtigend.

»Woran denken Sie?«

»Wie Sie wahrscheinlich wissen, ist Russland Gastgeber des G-8-Gipfels in Sankt Petersburg am 15. Juli. Wir haben erwogen, Ihren Fall in den Themenkatalog aufzunehmen, den Premierminister Blair direkt mit Putin diskutieren wird.«

»Wirklich … das wäre fantastisch, Simon!«

»Freuen Sie sich nicht zu früh. Es ist noch nicht unter Dach und Fach, Bill, aber wir arbeiten daran.«

Wir legten auf, und ich starrte aus dem Fenster. Warum sollte ich nicht wieder Hoffnung schöpfen? So wie die Visumverweigerung mein Geschäft ruiniert hatte, so konnte eine Wiedergewährung des Visums es wieder aufleben lassen.

Als der G-8-Gipfel näher rückte, wurde ich zunehmend nervöser. Ein positives Ergebnis der Intervention von Tony Blair würde mein Leben verändern. Doch als die Tage verstrichen, überkamen mich Zweifel. Ich hatte Smith seit unserem Telefonat nicht mehr erreichen können. Ich versuchte, einen kühlen Kopf zu bewahren, aber ich konnte mir nicht erklären, warum er zuvor so zuversichtlich geklungen hatte und nun plötzlich nichts mehr von sich hören ließ.

Als ich es nicht länger aushielt, rief ich Sir Roderic Lyne an, den ehemaligen britischen Botschafter in Russland, der jetzt Berater bei der HSBC war, um mich zu erkundigen, ob es Neuigkeiten gab. Lyne war überrascht, dass Smith vorgeschlagen hatte, meinen Fall auf die Gesprächsagenda des Premierministers zu setzen, und riet mir, nicht allzu große Erwartungen zu hegen. Nach seiner Erfahrung tauchten bei solchen Gipfeltreffen stets kurzfristig neue Themen auf, die jede sorgfältig vorbereitete Tagesordnung über den Haufen warfen.

Ich bemühte mich, seinen Rat zu beherzigen, aber sechs Tage vor dem Gipfel gingen Elena und ich zum Essen ins Richoux, ein Restaurant an der Circus Road in St. John’s Wood. Als wir uns an den Tisch gesetzt hatten, griff Elena zum ausliegenden *Observer* und blätterte ihn durch. Ihre Augen leuchteten auf, als sie sagte: »Bill, schau dir diese Überschrift an. ›Blair möchte Fall des Fondsmanagers bei Putin zur Sprache bringen‹.« Ich nahm ihr die Zeitung aus der Hand und begann, den Artikel zu lesen. Es war eine uneingeschränkte Bestätigung dessen, was Smith mit mir besprochen hatte. Der hervorstechendste Satz lautete: »Der Premierminister möchte den G-8-

Gipfel in Sankt Petersburg am kommenden Wochenende nutzen, um den russischen Präsidenten zu bitten, alle Sanktionen gegen Browder aufzuheben.«

Elena und ich schauten uns verblüfft an. »Kannst du das glauben?«, fragte ich.

»Ehrlich gesagt, nein. Das ist wirklich erstaunlich!«

Der Artikel im *Observer* kam auch für meine Kunden überraschend, worauf einige von ihnen ihre Entscheidung über eine Rückgabe ihrer Anteile bis nach dem G-8-Gipfel aufschoben.

Ich war in Hochstimmung, doch drei Tage vor dem Gipfeltreffen zog mich Wadim beiseite. »Bill, das musst du dir anschauen.« Er zeigte auf seinem Monitor auf eine Headline von Bloomberg. Ich lehnte mich hinüber und überflog einen Artikel, in dem berichtet wurde, dass Kämpfer der Hisbollah-Milizen aus dem Libanon Panzerabwehrraketen nach Israel abgeschossen hatten. Drei israelische Soldaten waren getötet worden, fünf weitere waren entführt und in den Libanon verschleppt worden.

»Was hat das mit uns zu tun?«, fragte ich verständnislos.

»Ich bin mir nicht sicher, aber es hat den Anschein, als würde im Nahen Osten ein Krieg bevorstehen. Das dürfte Blair ablenken und ihn davon abbringen, dein Visumproblem auf dem G-8-Treffen anzusprechen.«

Am nächsten Tag flog Israel Luftangriffe auf mehrere Ziele im Libanon, darunter den Flughafen von Beirut, wobei 44 Zivilisten ums Leben kamen. Daraufhin warfen Russland, Frankreich und Großbritannien Israel einen »unverhältnismäßigen« Einsatz von Gewalt vor, und die Vereinigten Staaten verurteilten öffentlich die Aktionen der Hisbollah. Wadim hatte recht. Der G-8-Gipfel würde gewissermaßen zu einer Friedenskonferenz über den Nahen Osten werden, und Blairs sorgfältig vorbereitete Agenda würde über den Haufen geworfen werden.

Als der Gipfel am Samstag begann, wusste ich nicht, was geschehen würde, und ich konnte am Wochenende auch keinen Mitarbeiter der Regierung erreichen. Der Gipfel zog sich hin, doch in allen Nachrichten war nur von Israel und dem Libanon die Rede – kein Wort über meine Visumangelegenheit.

Am Ende des Gipfeltreffens sollte Putin die abschließende Pressekonferenz abhalten. Der Raum war brechend voll. Hunderte Journalisten aus allen Teilen der Welt hofften auf eine Chance, eine Frage an Putin zu richten.

Nach einem 20-minütigen Geplänkel rief Putin Catherine Belton auf, eine hübsche, zierliche, 33 Jahre alte britische Journalistin, die bei der *Moscow Times* arbeitete. Sie nahm das Mikrofon und sprach zaghaft Putin an. »Bill Browder wurde vor Kurzem ein russisches Einreisevisum verweigert. Viele Investoren und westliche Diplomaten sind darüber besorgt und verstehen nicht, warum dies geschehen ist. Können Sie erklären, warum ihm das Visum ohne nähere Erklärungen verweigert wurde?« Sie setzte sich, legte ihr Notebook auf die Knie und wartete auf Putins Antwort.

Im Raum wurde es still. Jeder wusste, dass Putin mit dieser Frage auf dem falschen Fuß erwischt worden war. Er ließ ein paar Sekunden verstreichen, bevor er sich äußerte. »Wiederholen Sie das bitte? Wem wurde ein Visum verweigert?«

Catherine stand erneut auf. »Bill Browder. Er ist Chief Executive Officer von Hermitage Fund, dem größten ausländischen Investor auf dem russischen Aktienmarkt. Und ich glaube, der Premierminister des Vereinigten Königreiches hat diese Angelegenheit auch gestern Ihnen gegenüber zur Sprache gebracht.«

Putin runzelte die Stirn und erwiderte schroff: »Nun, ehrlich gesagt, ich weiß nicht, aus welchen Gründen einer bestimmten Person die Einreise in die Russische Föderation verwehrt wird. Ich kann mir vorstellen, dass dieser Mann gegen Gesetze unseres Landes verstoßen hat.«

Das war es. Als ich das sah, wusste ich, dass Blair das Thema nicht angesprochen hatte und dass mein Visum nicht wieder in Kraft gesetzt werden würde. Und wenn ich Putins Äußerung in eine allgemein verständliche Sprache übersetzte, dann war vollkommen klar, was er gesagt hatte: »Wir nennen Feinde niemals bei ihrem Namen, und zu diesen gehört auch Bill Browder. Ich werde nun meine Justizbehörden anweisen, so viele Strafverfahren wie möglich gegen ihn zu eröffnen.«

Man kann diese Interpretation für paranoid oder übertrieben halten, aber das war sie nicht. Wenn überhaupt, dann war sie nicht paranoid genug.

Kapitel 22
Die Durchsuchungen

Nach Putins Bemerkungen hatten meine Kunden ihre Antwort. In Russland war nichts Gutes zu erwarten. Der nächste Rückgabetermin war der 25. August, und dieses Mal zogen weitere 215 Kunden insgesamt rund 30 Prozent des Fondsvermögens ab. In meiner Branche nennt man das einen Run auf den Fonds, und wie ein Run auf eine Bank ist er fast nicht mehr aufzuhalten, wenn er einmal begonnen hat. Wenn ich kein Kaninchen aus dem Hut zaubern konnte, würde der Hermitage Fund bald von der Bildfläche verschwinden.

Ich hatte im Laufe meiner Karriere schon viele Auf und Ab erlebt. Aktien steigen und fallen häufig ohne Grund, und ich musste mir eine dicke Haut zulegen, um schlechte Nachrichten zu verarbeiten und nicht die Zuversicht zu verlieren. Ich hatte auch nicht die Hoffnung verloren, nachdem der Fonds 1998 90 Prozent seines Wertes eingebüßt hatte, und ich wurde belohnt dafür, dass ich durchgehalten hatte, als sich der Fonds wieder vollständig erholte.

Aber diesmal war es anders.

Mein gesamtes Berufsleben war darauf ausgerichtet gewesen, als Investor in Russland tätig zu sein. Ich hatte nie etwas anderes in Erwägung gezogen. Aber nun, da ich in Russland nicht mehr agieren konnte, musste ich mir etwas anderes überlegen. Welche Möglichkeiten gab es für mich? Ich konnte mir nicht vorstellen, nach Amerika zurückzukehren und mit Tausenden von meinesgleichen zu konkurrieren. Ich konnte mir auch nicht vorstellen, mir ein neues Betätigungsfeld wie etwa China zu suchen, wo ich ein Jahrzehnt lang damit beschäftigt sein würde, Fuß zu fassen.

Und ich wollte mich auf keinen Fall in den Ruhestand zurückziehen. Ich war 42 Jahre alt und wollte noch etwas erreichen. Keine der zur Verfügung stehenden Möglichkeiten erschien mir attraktiv, und je länger ich über meine Situation nachdachte, umso hoffnungsloser erschien sie mir.

Dass Hermitage vielleicht aus dem Markt verschwinden würde, war für die Leute, die für mich arbeiteten, noch beunruhigender. Nach den aufregenden Zeiten und den Erfolgen, die wir im Zuge unserer Aktivitäten in Russland erlebt hatten, wollte keiner aufgeben und gezwungen sein, wieder einen gewöhnlichen Job in einer Investmentbank oder einer Brokerfirma anzunehmen.

Was unsere Stärken betraf, so war offenkundig, dass wir es besonders gut verstanden, unterbewerte Investments aufzuspüren. Zudem waren wir erfahren darin, diese Anlagen vor betrügerischen Managern zu schützen. Ich gelangte zu dem Schluss, dass wir diese beiden Fähigkeiten bündeln und in anderen Emerging Markets zur Geltung bringen konnten.

Ich entschloss mich, Wadim und vier weitere Analysten nach Brasilien, in die Vereinigten Arabischen Emirate, nach Kuwait, in die Türkei und nach Thailand zu schicken, wo sie erkunden sollten, ob es dort irgendwelche interessanten Anlagechancen gab. Sie trafen sich mit Vertretern der jeweils 20 billigsten Unternehmen in diesen Ländern. Sie führten insgesamt 100 Besprechungen durch, unterzogen die zehn interessantesten Unternehmen aufwendigen Analysen und identifizierten schließlich drei solide, Erfolg versprechende Möglichkeiten.

Eine davon war ein brasilianisches Telefonunternehmen, das mit dem Dreifachen der Gewinne des Vorjahres bewertet war, der weltweit niedrigsten Bewertung einer Telefongesellschaft; das zweite Unternehmen war eine türkische Ölraffineriegesellschaft, deren Börsenwert um 72 Prozent unter der Börsenkapitalisierung vergleichbarer anderer Ölraffinerien lag; und das dritte Unternehmen war eine Immobiliengesellschaft in den Vereinigten Arabischen Emiraten, die mit einem Abschlag von 60 Prozent von ihrem Nettoinventarwert gehandelt wurde.

Ich begann, das Geld des Fonds in die Aktien dieser Unternehmen zu investieren, und ließ die Analysen meinem Freund Jean Karoubi zukommen. Ich konnte mich immer auf seine Einschätzungen verlassen, und er reagierte wesentlich positiver, als ich erwartet hatte: »Bill, diese Unternehmen gefallen mir sehr gut. Ich glaube, du solltest dich künftig auf diese Art von Geschäft konzentrieren.«

Er hatte recht. Ich war ein Investor, auf diesem Gebiet lagen meine Stärken, und diese Fähigkeiten konnte ich überall zum Tragen bringen, vor

allem in Ländern, die sich in einer ähnlichen Lage wie Russland befanden. Ich war nicht darauf angewiesen, in Russland zu sein, um erfolgreich zu sein.

Als ich andere Kunden über diese Anlagechancen informierte, reagierten die meisten ähnlich wie Jean. Im Herbst 2006 war meine Zuversicht wieder so weit gewachsen, dass ich einen Prospekt für einen neuen Fonds zu entwerfen begann, der Hermitage Global heißen sollte.

Dieser Prospekt sollte rechtzeitig zum Weltwirtschaftsforum in Davos im Januar 2007 fertig sein. Es gibt keinen Ort auf der Welt, der sich besser dazu eignet, Geld aufzutreiben, als Davos.

Meine Situation hatte sich deutlich verändert, seit ich dort 1996 meinen ersten Vorstoß unternommen hatte. Ich musste nicht mehr auf dem Boden schlafen oder in Hotellobbys herumlungern in der Hoffnung, dort interessanten Leuten zu begegnen. Seit dem Jahr 2000 war ich ordentliches Mitglied des Forums und hatte jedes Jahr an dem Treffen teilgenommen.

Dieses Mal entschloss ich mich, Elena mitzunehmen. Sie war im ersten Drittel ihrer zweiten Schwangerschaft, und ich dachte, die interessanten Vorträge und Empfänge in Davos würden für sie eine willkommene Abwechslung darstellen, da sie sich sonst in erster Linie zu Hause um unseren Einjährigen kümmerte. Wir flogen nach Zürich und nahmen den Zug nach Davos, wie Marc Holtzman und ich es vor so vielen Jahren getan hatten, und stiegen im Hotel Derby ab. Gleich nach unserer Ankunft begann ich, Treffen zu vereinbaren.

Wie Jean vorhergesagt hatte, zeigten sich die Investoren sehr aufgeschlossen gegenüber Hermitage Global. Als ich am zweiten Tag einem unserer langjährigen Kunden den Fonds vorgestellt hatte, sagte dieser: »He, Bill, kommen Sie heute Abend mit zum russischen Essen?«

»Zu welchem russischen Essen?« Ich wusste, dass eine große Zahl von Russen in Davos anwesend war, doch es war so viel geboten, dass ich von dieser Veranstaltung noch nichts gehört hatte.

»Eine tolle Sache. Alle wichtigen russischen Vertreter werden da sein.«

»Ich bezweifle, dass sie mich auch nur in die Nähe ihrer Veranstaltung lassen werden«, erwiderte ich und lächelte.

»Das ist das Schöne daran, Bill. Nicht die Russen entscheiden, wer dabei sein darf, sondern das Weltwirtschaftsforum. Sie brauchen sich nur anzumelden.«

Es war eine verlockende Idee. Nach unserem Treffen begab ich mich gleich zu dem Computerterminal, wo man sich für die einzelnen Veranstaltungen anmelden konnte. Ich loggte mich ein und registrierte mit einigen Mausklicks Elena und mich für das Dinner.

Am nächsten Abend kamen wir zehn Minuten vor dem Beginn des Essens und mussten feststellen, dass schon fast alle Tische besetzt waren. Wir schauten uns im Raum um und konnten gerade noch die beiden letzten freien Plätze ergattern, die nebeneinanderlagen. An jedem Tisch gab es einen russischen VIP als Gastgeber, und als ich mich umschaute, stellte ich mit Entsetzen fest, dass unser Gastgeber der Leiter von Gazproms Exportabteilung war. Ich hätte keinen ungünstigeren Platz für uns finden können. Die Antikorruptionskampagne von Hermitage gegen Gazprom war wahrscheinlich der Katalysator gewesen, der schließlich zu meiner Abschiebung aus Russland geführt hatte, und nun schickte ich mich hier an, ein erlesenes Mahl mit Kalbsschnitzel, Rösti und Karottenkuchen in der Gesellschaft eines der ranghöchsten Repräsentanten dieser Firma einzunehmen.

Der Gazprom-Vertreter und ich vermieden bei dem Essen jeden Blickkontakt, und im weiteren Verlauf des Abends hielten verschiedene russische Beamte und Oligarchen ihre Reden. Jede Rede war langweiliger, schmeichlerischer und mehr mit Gemeinplätzen gespickt als die vorhergehende. Die Russen verstehen es trefflich, zu reden, ohne etwas zu sagen, und davon wurde an diesem Abend eine reichliche Kostprobe geboten.

Im Laufe der Veranstaltung, als das Besteck klirrte und die Kellner hin und her liefen, entstand am Eingang größere Bewegung, als 20 finster dreinblickende Sicherheitsleute in den Raum kamen und einen beweglichen Kordon um einen kleinen Mann bildeten. Ich konnte nicht erkennen, wer es war, bis er seinen Tisch erreichte – es war kein Geringerer als Dimitri Medwedew, der stellvertretende russische Ministerpräsident. Medwedew sollte als Staatspräsident kandidieren, um Putin abzulösen, dessen zweite Amtsperiode im Juni 2008 endete, und Davos war für Medwedew die erste

Gelegenheit, sich vor der internationalen Gemeinschaft zu präsentieren.

Nachdem der Hauptgang abgeräumt war, erhob sich Medwedew und trat zu dem Mikrofon, das vorne aufgestellt war. Er sprach einige Minuten auf Russisch (ich hörte mir die Übersetzung über den Kopfhörer an), und seine Ansprache war noch fader und substanzloser als die anderen. Ich sehnte das Ende herbei.

Als Medwedew fertig war, schwirrten Kellner durch den Raum und servierten Teller mit Karottenkuchen sowie Kaffee und Tee. Als ich meinen Tee trank und die Glasur vom Kuchen schabte, zog mich Elena am Ärmel und flüsterte: »Bill, ich habe eine tolle Idee. Warum fragst du nicht Medwedew, ob er dir bei deinem Visum behilflich sein kann?«

Ich schaute sie von der Seite an. »Mach dich nicht lächerlich.« Ich hatte ausführlich alle Möglichkeiten für eine Rückerlangung meines Visums durchdacht, bis hinauf zu Putin. Doch seit dem G-8-Gipfel betrachtete ich dieses Kapitel meines Lebens als abgeschlossen und vorbei. Zudem konnte ich mir kaum etwas Demütigenderes vorstellen, als auf Medwedew zuzugehen und ihn zu bitten, mir ein Visum ausstellen zu lassen.

Ich versuchte, das Elena klarzumachen, aber sie wollte mir nicht zuhören. Sie beharrte auf ihrem Vorschlag. »Im Ernst, schau doch hin. Niemand redet mit ihm. Tu es doch einfach.«

Sie stand auf und starrte mich gespannt an. Elena zu verärgern wäre schlimmer gewesen, als eine unerfreuliche Begegnung mit Medwedew zu haben, also stand ich ebenfalls auf. Widerwillig folgte ich ihr durch den Raum, und als wir vor Medwedew standen, streckte ich meine Hand aus und sagte: »Guten Tag, Herr stellvertretender Ministerpräsident. Ich bin Bill Browder. Vielleicht erinnern Sie sich an mich?«

Elena übersetzte. Dimitri Medwedew stand auf und gab mir die Hand. Es entstand ein allgemeines Gedränge im Saal, als andere Leute darauf aufmerksam wurden. Wenn ich mit Medwedew sprechen konnte, dann konnten sie es auch. Mehrere Personen erhoben sich und bewegten sich in unsere Richtung.

»Ja, natürlich erinnere ich mich an Sie. Wie geht es Ihnen, Mr. Browder?«

»Sehr gut, aber wie Sie vielleicht wissen, darf ich seit mehr als einem Jahr nicht mehr nach Russland einreisen. Ich dachte, Sie könnten mir vielleicht

behilflich sein, mein Visum zurückzubekommen?«

Während ich sprach, umringte uns eine Gruppe von Leuten, darunter ein Reporter von Bloomberg und einer von der *New York Times*. Wenn Davos das internationale Debüt von Medwedew war, dann war diese Unterhaltung einer der interessantesten Augenblicke der gesamten Konferenz.

Medwedew sah die Leute, die uns umringten, und musste eine schnelle Entscheidung treffen. Er konnte mein Ansinnen ablehnen, was interessant und nachrichtenwürdig sein würde, er konnte sich aber auch hilfsbereit zeigen, wofür dasselbe gelten würde. Er machte eine kurze Pause und sagte dann: »Gerne, Mr. Browder. Wenn Sie mir eine Kopie Ihres Visumantrags zukommen lassen, werde ich diese an den Föderalen Migrationsdienst weiterleiten, verbunden mit einer Empfehlung von mir, ihn zu bewilligen.«

Das war es. Die Reporter bedrängten Medwedew, und als Elena und ich uns von der Menge entfernten, drückte sie mir die Hand. »Siehst du? Ich hatte recht.«

Wir fuhren unverzüglich ins Hotel zurück und setzten uns telefonisch mit London in Verbindung. Üblicherweise dauert es drei bis vier Tage, um alle Dokumente zusammenzustellen, die für einen russischen Visumantrag erforderlich sind, doch das Team arbeitete die ganze Nacht daran, und gegen 8.00 Uhr früh spuckte das Faxgerät im Hotel die entsprechenden Papiere aus.

Ich hatte mehrere Treffen mit Investoren an diesem Vormittag, daher ging Elena zu einem Raum im Konferenzzentrum, in dem Medwedew eine Rede halten sollte, und stellte sich in die Nähe des Podiums. Aufgrund der zahlreichen Sicherheitsleute konnte sie nicht direkt an Medwedew herankommen, aber dann entdeckte sie Arkadi Dworkowitsch, Putins Berater, der mir schon vorher zu helfen versucht hatte. Sie fragte ihn, ob er den Visumantrag übergeben würde. Dworkowitsch nahm ihn entgegen und versprach, es zu tun.

Das Weltwirtschaftsforum ging am nächsten Tag zu Ende, und Elena und ich kehrten nach London zurück, stolz auf unsere zufällige Intervention auf hoher Ebene.

Das Ergebnis ließ ein paar Wochen auf sich warten, am 19. Februar erhielt ich aus Moskau eine Nachricht bezüglich meines Visums. Sie kam jedoch nicht vom Föderalen Migrationsdienst. Sie stammte von Oberstleutnant

Artem Kusnezow vom Moskauer Innenministerium. Das war seltsam. Das Innenministerium war für Ermittlungsverfahren zuständig, nicht für die Visumvergabe. Da ich nicht Russisch spreche, bat ich Wadim, Kusnezow zu antworten.

Nachdem Wadim Kusnezow erklärt hatte, dass er für mich arbeite, sagte Kusnezow: »Gut, dann will ich Ihnen erläutern, wie die Lage ist.«

»Sehr schön.«

»Soweit ich weiß, hat Mr. Browder einen Antrag für eine Einreiseerlaubnis in die Russische Föderation gestellt.«

»Ja, richtig, wir haben die entsprechenden Dokumente eingereicht.«

»Ich würde gern kurz vorbeikommen und die Sache besprechen, wenn es möglich ist«, fuhr Kusnezow in beiläufigem Ton fort.

»Wissen Sie, das Problem ist, dass ich gegenwärtig nicht in Moskau bin«, erwiderte Wadim. »Wenn Sie mir also Ihre Fragen schicken würden, können wir versuchen, sie zu beantworten.«

»Ich kann sie Ihnen nicht schicken. Ich würde es vorziehen, die Angelegenheit persönlich zu besprechen«, erwiderte Kusnezow gereizt.

Das war keine normale Anfrage. Bei einer gesetzmäßigen Untersuchung lassen russische Beamte ihre Fragen der Gegenseite stets in schriftlicher Form zukommen. Nach meinem zehnjährigen Aufenthalt in Russland wusste ich, dass es nur eines bedeuten konnte, wenn ein Beamter ein inoffizielles Treffen wünschte: Er wollte Schmiergeld. Mehrere Male haben Beamte versucht, aus mir Geld herauszuholen; ich habe sie jedes Mal ignoriert und weggeschickt.

Kusnezow beendete das Gespräch mit den Worten: »Je schneller Sie diese Fragen beantworten, umso schneller werden Ihre Probleme aus der Welt geschafft werden.«

Wie auch bei ähnlichen Ansinnen in der Vergangenheit entschloss ich mich, nicht darauf zu reagieren.

Der Telefonanruf hätte mich vielleicht stärker beschäftigt, wenn der Start von Hermitage Global nicht so vielversprechend angelaufen wäre, und ich vergaß die Sache schnell. Nacheinander kehrten meine alten Kunden zurück, und auch neue meldeten sich, nachdem die Zeichnung der Fondsanteile

begonnen hatte. Ende April 2007 hatte ich 625 Millionen Dollar eingesammelt. Das ersetzte zwar noch nicht den Gesamtbetrag, der aus dem Russland-Fonds abgezogen worden war, aber es bedeutete, dass das Ausbluten gestoppt war und meine Firma weiter im Geschäft bleiben konnte.

Am 4. Juni 2007 sollte ich die Ergebnisse der Markteinführung von Hermitage Global im Westin Hotel in Paris unserem Verwaltungsrat präsentieren. Nach all den schlechten Nachrichten in den vergangenen zwei Jahren seit meiner Abschiebung aus Russland konnte ich gegenüber unserem Leitungsgremium zum ersten Mal wieder mit positiven Neuigkeiten aufwarten.

Ivan und ich kamen am Abend des 3. Juni in Paris an. Am nächsten Morgen stand ich um 6.00 Uhr auf, ging in den Fitnessraum, duschte und nahm ein leichtes Frühstück zu mir. Gegen 8.00 Uhr telefonierte ich mit meinem Trader über eine Aktie aus Dubai, die er vor einigen Tagen verkaufen hätte sollen. An der Börse in Dubai hatte es ein technisches Problem gegeben, und der Handel war angehalten worden. Nun war der Kurs dieser Aktie stark gefallen, und ich war wütend darüber, dass er nicht imstande gewesen war, unsere Stücke zu verkaufen, bevor sich ein Verlust eingestellt hatte. Er brachte verschiedene Entschuldigungen vor, und ich wurde immer erregter.

Während wir miteinander stritten, wurde ein weiterer Anruf signalisiert. Ich schaute nur deshalb auf die Nummer des Anrufers, weil ich damit rechnete, dass es Elena sein könnte, die im Laufe des Monats unser zweites Kind zur Welt bringen sollte. Es war nicht Elena, es war Emma, die Sekretärin des Hermitage Fund in Moskau. Emma war ein sympathisches 21 Jahre altes russisches Mädchen aus der Provinz, das einige Jahre jünger aussah. Sie war ehrlich und fleißig und verwaltete das Büro umsichtig. Sie rief mich nur selten direkt an, daher sagte ich dem Händler, er solle in der Leitung bleiben, und schaltete zum zweiten Anruf. »Emma, kannst du bitte ein bisschen warten?«

»Nein, das geht nicht, Bill«, erwiderte sie in perfektem Englisch. »Unser Büro wird gerade von 25 Polizisten in Zivil durchsucht.«

»Was?«

Sie wiederholte, was sie gerade gesagt hatte.

»Verdammt. Bleib dran.« Ich schaltete zurück zum Händler, sagte ihm, ich würde zurückrufen, und kehrte zu Emma zurück. »Wonach suchen sie?«

»Ich weiß es nicht, aber da ist ein Mann – Artem Kusnezow –, der das Ganze leitet und …«

»Hast du gesagt, Kusnezow?«

»Ja.«

Das musste derselbe Artem Kusnezow sein, der vor ein paar Monaten Geld aus uns herauszuholen versucht hatte. »Haben sie einen Durchsuchungsbeschluss?«

»Ja. Er hat ihn mir gezeigt, aber er will ihn nicht hier lassen.«

»Kannst du aufschreiben, was er sagt?«

»Ich versuch's.«

Ich legte auf, rief Iwan an und erzählte ihm, was gerade geschah. Er war ebenso beunruhigt wie ich und setzte sich mit Emma in Verbindung. Dann rief ich Jamison Firestone an, unseren Anwalt in Moskau. Jamison – ein durchtrainierter, gut aussehender 41 Jahre alter Amerikaner mit hellen Augen, braunen Haaren und einem sehr jungenhaften Gesicht – war ein russophiler Mann und lebte seit 1991 in Russland. Er war geschäftsführender Teilhaber von Firestone Duncan, einer Rechtsanwaltskanzlei, die er zusammen mit einem anderen Amerikaner, Terry Duncan, gegründet hatte. Während des Putschversuchs von 1993 war Terry zum Ostankino-Fernsehturm gefahren, um den Protestierern zur Seite zu stehen. Als die Sicherheitskräfte das Feuer auf sie eröffneten, versuchte er, die Verwundeten wegzubringen, wurde dabei aber selbst angeschossen und starb. Danach führte Jamison die Kanzlei allein weiter.

Ich mochte Jamison auf Anhieb, nicht nur, weil er ein Amerikaner war, der kein Blatt vor den Mund nahm, sondern auch, weil er niemals zu viel berechnete wie die meisten anderen Anwälte. Wir hatten im Laufe der Jahre vieles gemeinsam abgewickelt und waren beide gleichzeitig die Erfolgsleiter hinaufgestiegen.

Als er sich meldete, kam ich gleich zur Sache. »Jamie, ich habe gerade einen Anruf von unserer Sekretärin in Moskau erhalten. Es …«

»Bill, Sie wollte ich gerade anrufen.«

»Jamie, 25 Polizisten durchsuchen unser Büro!«

»Was, Ihres auch?«

»Wovon sprechen Sie, Jamie?«

»Hier sind auch zwei Dutzend Zivilpolizisten, die mein Büro auseinandernehmen. Sie haben einen Durchsuchungsbeschluss für Kameja.«

Das war wie ein Schlag ins Gesicht. *»Du lieber Himmel!«*

Kameja war ein russisches Unternehmen, das einem unserer Kunden gehörte, den wir bei Investitionen im russischen Aktienmarkt beraten hatten. Da gleichzeitig unser Büro und die Kanzlei von Jamison durchsucht wurden, konnte ich daraus nur schließen, dass Hermitage das Ziel der Polizeiaktion war.

»Scheiße, Jamie. Was sollen wir tun?«

»Ich weiß es nicht, Bill. Sie haben uns in unserem eigenen Konferenzzimmer festgesetzt. Sie lassen uns nicht einmal ins Bad. Der Durchsuchungsbeschluss ist anscheinend nicht hieb- und stichfest. Normalerweise dürften die Polizisten erst mit der Durchsuchung beginnen, wenn unsere Anwälte eingetroffen sind, aber trotzdem haben sie schon alles durchwühlt.«

»Informieren Sie mich bitte, sobald Sie Näheres erfahren?«

»Das tue ich.«

Wir legten auf. Nun war es schon spät geworden. Ich griff nach meinen Unterlagen für die Präsentation und eilte die Treppe hinab. In meinen Adern pulsierte das Adrenalin – ich konnte nur noch an diese Durchsuchungen denken.

Ich betrat den Raum, in dem sich bereits die vier Mitglieder unseres Verwaltungsrats versammelt hatten – Männer in den 50ern oder 60ern, die aus verschiedenen Teilen Europas kamen. Sie wirkten entspannt und zufrieden, nippten an ihrem Kaffee, aßen Croissants und plauderten über die Märkte. Ich zerstörte die friedliche Stimmung, indem ich ihnen berichtete, was in Moskau geschah. Während ich sprach, stürmte Iwan in den Raum; er sah aus wie ein Gespenst. Eines der Verwaltungsratsmitglieder fragte, ob wir noch mehr sagen könnten. Da wir über keine weiteren Informationen verfügten, entschloss ich mich, Emma anzurufen, und stellte das Telefon auf

Lautsprecher.

Sie meldete sich und stellte ebenfalls auf Mithören. Wir verfolgten aus 2700 Kilometern Entfernung, wie Kartons ausgeleert wurden, Männer herumschrien, Füße hin und her trampelten und sogar unser Safe angebohrt wurde.

Es vergingen zehn Minuten. 20. 30. Wir waren entsetzt und beeindruckt zugleich, als Emma das Kommando zu übernehmen versuchte und die Beamten anschrie: »Sie können nicht unseren Kaffee trinken! … Stellen Sie diesen Computer ab! … Lassen Sie ihn in Ruhe. Dieser Mann hat mit Hermitage nichts zu tun!« Sie sprach von einem Mitarbeiter der Deutschen Bank, der unglücklicherweise an diesem Vormittag gekommen war, um einige Dokumente abzuliefern. Die Polizei hatte ihn nicht wieder gehen lassen, er war in einem der Konferenzzimmer eingesperrt und machte sich vielleicht vor Angst in die Hose.

Diese Durchsuchung war beängstigend und fesselnd zugleich. Ich versicherte in Paris den Mitgliedern des Verwaltungsrats, dass die Polizei in unserem Büro nichts finden würde, was sie mitnehmen konnte – keine relevanten Informationen, keine vertraulichen Unterlagen und, was am wichtigsten war, auch keine Vermögenswerte. Alles, was von Bedeutung war, war bereits im Sommer des vergangenen Jahres aus dem Land herausgeschafft worden.

Al wir weiter der Durchsuchung unseres Büros lauschten, läutete mein Telefon. Es war Jamison. Ich verließ den Raum, um das Gespräch draußen entgegenzunehmen.

»B-Bill. Es ist etwas Schreckliches passiert.«

»Jamison, beruhigen Sie sich.« Er war nervös und aufgewühlt. Er war ein Firmenanwalt mit 15-jähriger Berufserfahrung, und so hatte ich ihn noch nie erlebt. »Was ist denn los?«

»Maxim, einer meiner jüngeren Anwälte, hat sie darauf hingewiesen, dass der Durchsuchungsbeschluss ungültig sei und dass sie keine Dinge mitnehmen dürften, die nichts mit Kameja zu tun haben.«

»Und was ist dann geschehen?«

»Sie haben ihn zusammengeschlagen! Er wird gerade ins Krankenhaus

eingeliefert.«

»Verdammt! Ist er in Ordnung?«

»Ich weiß es nicht.«

Ein Kloß bildete sich in meiner Kehle. »Jamie, Sie müssen alles dokumentieren, was diese Leute tun. Wir werden diese Scheißkerle damit nicht durchkommen lassen.«

»Bill – es geht nicht nur um Maxim. Sie nehmen fast alles mit.«

»Was heißt das?«

»Sie beschlagnahmen Klientenordner, die überhaupt nichts mit Kameja zu tun haben. Vor dem Haus stehen zwei Lieferwagen. Sie haben fast alle unsere Computer weggebracht, unsere Server, alle Firmenstempel, die wir für die Unternehmen unserer Kunden aufbewahren. Das ergibt alles keinen Sinn. Einige unserer Kunden werden ohne diese Dinge ihr Geschäft nur schwer weiterführen können. Wir können nicht einmal mehr E-Mails empfangen.«

Ich war sprachlos. »Ich … es tut mir leid, Jamie. Wir werden das gemeinsam durchstehen. Das verspreche ich Ihnen. Aber halten Sie mich auf dem Laufenden, wie es Maxim geht, sobald Sie etwas erfahren.«

»Okay, das werde ich tun.«

Fassungslos kehrte ich in das Besprechungszimmer zurück. Alle schauten mich an. »Leg das Telefon auf«, verabschiedete sich Iwan von Emma und schaltete ab. Dann erzählte ich den anderen, was bei Firestone Duncan ablief. Keiner von uns fand Worte.

Wir saßen tief im Dreck, und wenn ich irgendetwas von Russland verstand, dann ging es jetzt erst richtig los.

Kapitel 23
Abteilung K

Iwan und ich fuhren mit dem Eurostar-Zug um 15.00 Uhr zurück nach London. Wir mussten irgendwo ungestört und unbelauscht reden, und der einzige Platz, der dafür zur Verfügung stand, war zwischen zwei Waggons, wo wir uns auf unbequemen Klappsitzen niederließen. Draußen glitt Nordfrankreich vorüber, eine in Grün und Gelb verschwimmende Landschaft. Wir versuchten, in Moskau und London anzurufen, doch die Verbindung wurde immer wieder unterbrochen, wenn der Zug in Tunnels einfuhr, daher gaben wird es auf und kehrten zu unseren Sitzen zurück, wo wir den Rest der Fahrt schweigend verbrachten. Schon seit ich 1992 das erste Mal russischen Boden betreten hatte, wusste ich, dass Russland ein von Gewalt geprägtes Land war, doch ich war nie persönlich davon behelligt worden und auch niemand in meinem Umfeld. Aber jetzt war alles plötzlich ganz real.

Meine erste Sorge galt Maxim. Sobald ich zu Hause war, rief ich Jamie an und bat ihn, mich auf den neuesten Stand zu bringen. Zum Glück waren seine Verletzungen nicht lebensbedrohlich. Ich drängte Jamie, eine Beschwerde einzureichen, aber er weigerte sich. »Maxim hat Angst, Bill. Die Beamten, die ihn geschlagen haben, haben erklärt, wenn er irgendetwas sagt, würden sie ihn beschuldigen, er sei mit einem Messer auf sie losgegangen, und ihn ins Gefängnis werfen.«

Was konnte ich dagegen sagen? Zumindest würde Maxim sich bald wieder erholen.

Am nächsten Morgen ging ich früh ins Büro. Iwan war schon da und hatte eine handschriftliche Kopie des Durchsuchungsbeschlusses vor sich, die Emma gefaxt hatte. Ihre Handschrift war übertrieben deutlich und wirkte noch etwas kindlich wie die einer Schülerin, doch der Inhalt des Beschlusses war alles andere als harmlos. Darin hieß es, dass die Abteilung für Steuervergehen des Moskauer Innenministeriums ein Ermittlungsverfahren

gegen Iwan eingeleitet habe, da er beschuldigt werde, 44 Millionen Dollar Quellensteuer aus Dividenden zurückbehalten zu haben, die Kameja vereinnahmt hatte. Sie erhoben eine willkürliche Steuerforderung gegen das Unternehmen, und da Iwan diese Organisation für unseren Kunden verwaltete, betrachtete die Polizei ihn als Verantwortlichen.

Unabhängig davon, wie illegitim das russische Strafjustizsystem von außen erscheinen mag, ist Russland ein souveränes Land, mit dem die meisten westlichen Regierungen im Hinblick auf Auslieferungsbegehren, »Rote Notizen« von Interpol und internationale Kontensperrungen zusammenarbeiten. Auch wenn wir in London saßen, konnte es Iwan allerhand Scherereien einbringen, wenn man ein solches Strafverfahren einfach ignorierte.

Der Durchsuchungsbeschluss war haltlos – Kameja hatte denselben Steuersatz gezahlt wie alle anderen Firmen auch –, und Iwan irgendeines Vergehens zu beschuldigen, war besonders ungerecht. Wenn es jemanden gab, der sich genauestens an die Gesetze und Regeln hielt, dann war es Iwan Tscherkassow. Er war ein guter Ehemann, Vater, Freund und Kollege. Seine Anzüge waren immer gebügelt, seine Haare waren stets gepflegt und er war immer pünktlich. Es machte mich wütend, wenn ich mir vorstellte, wie er aufgrund dieser erfundenen Beschuldigung im Büro auf und ab lief, und ich gelobte mir, ich würde alles tun, was in meiner Macht stand, um ihm aus dieser misslichen Lage herauszuhelfen.

Als Erstes beauftragte ich den besten Steueranwalt, den ich in Moskau kannte, einen 35 Jahre alten Rechtsanwalt namens Sergej Magnitski[9]. Sergej leitete die Steuerabteilung bei Firestone Duncan und verfügte über umfassende Kenntnisse des russischen Steuerrechts. Seit er in der Kanzlei angefangen hatte, habe er noch nie einen Prozess verloren, hieß es.

Sobald Sergej an Bord war, baten wir ihn zu untersuchen, ob wir irgendwelche Fehler gemacht hatten. Iwan war stets aufmerksam gewesen, und ich ging davon aus, dass wir unsere Steuern korrekt abgeführt hatten, aber da das Innenministerium solch schwerwiegende Anschuldigungen erhob, mussten wir absolut sicher sein.

Sergej forderte sämtliche Steuererklärungen von Kameja und die dazugehörigen Unterlagen an. Er arbeitete bis tief in die Nacht und meldete sich am nächsten Morgen mit seinem Ergebnis: »Jungs, ich habe mir die

Steuerzahlungen von Kameja in allen Einzelheiten angeschaut. Iwan hat nichts falsch gemacht.«

Während Sergej uns auf steuerrechtlichem Gebiet zur Seite stehen konnte, brauchte Iwan auch einen Strafrechtler für den Umgang mit der Polizei. Wir engagierten Eduard Chajretdinow, einen ehemaligen Ermittlungsbeamten und Richter, der seit 1992 als Strafverteidiger arbeitete. Er war 48 Jahre alt, 1,87 Meter groß, hatte graue Haare, einen buschigen Schnauzbart und große Hände. Er erinnerte mich an die russische Ausgabe des Marlboro-Mannes. Er war jene Art von Mann, den man in Russland gern an seiner Seite wusste, wenn irgendetwas aus dem Ruder lief. Er war in einigen politisch besonders brisanten und aussichtslos erscheinenden Strafverfahren in Russland als Verteidiger aufgetreten und hatte gewonnen – in einem Land, in dem die Verurteilungsrate bei mehr als 99 Prozent liegt, grenzte das an ein Wunder.

Eduard erbot sich, zur Polizei zu gehen und sich zu erkundigen, wonach die Beamten gesucht hatten. Als er dort ankam, wurde er zum zuständigen Ermittler geführt, einem 30 Jahre alten Major namens Pawel Karpow. Eduard bat Karpow um eine Kopie der betreffenden Ermittlungsakten, worauf Verteidiger nach russischem Recht Anspruch haben. Karpow verweigerte sie. Das war sehr ungewöhnlich. In den 15 Jahren, die Eduard mittlerweile als Anwalt arbeitete, war dergleichen noch nie vorgekommen.

Eduard war frustriert über Karpows Mauern, mir aber erschien dies im Grunde als ein positives Zeichen. Ich glaubte, wenn Karpow Angst hatte, uns Akteneinsicht zu gewähren, dann musste das bedeuten, dass er schlicht nichts Belastendes gegen uns in der Hand hatte.

Unglücklicherweise wurde meine optimistische Theorie fast umgehend zunichtegemacht. Am 14. Juni erhielt ich einen Anruf von Catherine Belton, jener Reporterin, die auf dem G-8-Gipfel Putin gefragt hatte, warum ich ausgewiesen worden sei. Sie arbeitete mittlerweile für die *Financial Times* und wollte von mir eine Stellungnahme zu den Durchsuchungen, die vom Innenministerium veranlasst worden waren. Ich antwortete auf ihre Fragen und hoffte, dass der Artikel exakt unsere Sicht der Dinge widergeben würde.

Am nächsten Morgen ging ich zur Haustür, um die Zeitungen zu holen, und dabei wurde ich auf der Titelseite der *Financial Times* von der Schlagzeile begrüßt: »Russland leitet Steuerprüfung gegen Browders Firma ein.« Ich setzte mich auf die Bank im Gang und las den Artikel dreimal. Er

war voll mit Unterstellungen und Anspielungen des russischen Innenministeriums, doch ein Satz in der Mitte der Geschichte sprang mir entgegen: »Die Ermittler vermuten, dass Mr. Browder für die Unregelmäßigkeiten verantwortlich ist.«

Diese Kerle dachten gar nicht daran, einen Rückzieher zu machen. Sie hatten wesentlich weiter gehende Pläne. Was immer mit Iwan und Kameja geschah, es war nur das Vorspiel zu einem größeren Plan, der auf mich zielte.

Das war beunruhigend, und wir befanden uns eindeutig im Nachteil. Wir hatten zwar die besten Anwälte in Russland, aber das spielte praktisch keine Rolle, denn unsere Gegner waren Justizbeamte, die außerhalb des Gesetzes agierten. Vor allem anderen benötigten wir Informationen, Informationen von jener Art, über die der FSB verfügte. Wir brauchten Zugang zu Wadims Quelle Aslan, jenem Mann, der Wadim 2006 geraten hatte, Russland zu verlassen, nachdem sich die Lage nach meiner Ausweisung zugespitzt hatte.

Wir hatten keine Ahnung, ob der interne Konflikt in der Regierung, der Aslan seinerzeit veranlasst hatte, mit Wadim Kontakt aufzunehmen, noch weiterbestand und ob Aslan bereit sein würde, uns ein weiteres Mal zu helfen, aber einen Versuch war es wert.

Wadim schickte ihm eine einfache Nachricht und bat ihn um ein Gespräch.

Eine halbe Stunde später erhielt er eine Antwort. »Was wollen Sie wissen?«

»Ich hoffe, Sie können mir sagen, wer hinter den Durchsuchungen steckt, die letzte Woche stattgefunden haben, und vielleicht wissen Sie auch, was als Nächstes geplant ist?«, schrieb Wadim.

Ein paar Minuten später kam die nächste Nachricht. »Ja, ich weiß es. Die Abteilung K des FSB steckt hinter der Sache. Sie möchte Browder vernichten und alle seine Vermögenswerte beschlagnahmen. Dieses Verfahren ist erst der Anfang. Viele weitere Ermittlungsverfahren werden folgen.«

Als mir Wadim die Antwort übersetzte, begannen meine Beine unkontrolliert zu zucken. Aslans Nachricht war eindeutig und beängstigend, und ich hoffte inständig, dass seine Aussagen nicht zutrafen.

Ich hatte unzählige Fragen, angefangen damit, was genau die Abteilung K war.

Ich fragte Wadim, aber er wusste es auch nicht. Wir gingen zu seinem Schreibtisch in der vagen Hoffnung, im Internet etwas darüber zu finden. Tatsächlich tauchte nach ein paar Klicks auf der Internetseite des FSB ein offizielles Organigramm des Geheimdienstes auf. Abteilung K war die Gruppe, die für wirtschaftliche Spionageabwehr zuständig war.

Ich stolperte zu meinem Tisch zurück und ließ mich in den Sessel fallen. Ich wies meine Sekretärin an, mich vor sämtlichen Anrufen abzuschirmen. Ich musste diese Information erst verarbeiten. Der Gedanke, dass ich mich im Visier der Abteilung K befand, war nur schwer zu verkraften.

Während ich da saß, dachte ich: *Ich werde von der russischen Geheimpolizei verfolgt, und ich kann nichts dagegen machen. Ich kann keine Beschwerde einreichen und ich kann keine Akteneinsicht beantragen. Es handelt sich um die* Geheimpolizei. *Schlimmer noch, sie kann alle denkbaren Instrumente einsetzen, sowohl legale wie auch illegale. Der FSB erlässt keine Haftbefehle und stellt keine Auslieferungsanträge – er schickt Auftragsmörder.*

Kapitel 24

»Russische Geschichten haben nie ein Happy End«

Als ich an meinem Schreibtisch saß und mit der neuen Situation klarzukommen versuchte, legte mir meine Sekretärin leise eine Nachricht auf die Tischkante. »Elena hat angerufen. Nicht dringend.« Normalerweise hätte ich Elena sofort zurückgerufen, aber mir ging so viel im Kopf umher, dass ich es dieses Mal nicht tat.

Ungefähr eine Stunde später rief Elena erneut an. Ich meldete mich. Bevor ich etwas sagen konnte, schrie sie: »Warum hast du dich nicht gemeldet?«

»Was meinst du? Du hast doch ausrichten lassen, dass es nicht dringend sei.«

»Nein – ich habe gesagt, es ist dringend. Bill, die Wehen haben eingesetzt. Ich bin im Krankenhaus.«

»Mein Gott! Ich komme sofort!« Ich sprang auf und eilte zur Tür. Ich wartete nicht, bis der Aufzug kam, sondern lief die Treppe hinab und wäre dabei in meinen glattsohligen Slippern beinahe ausgerutscht, als ich um eine Ecke bog. Ich lief hinaus in die Nachmittagssonne und vergaß plötzlich die Abteilung K, den FSB und Russland.

Covent Garden ist ein Gewirr von kleinen, schmalen Straßen, die zu einem zentralen, Fußgängern vorbehaltenen Platz führen, und dort ein Taxi zu rufen war sinnlos, denn es würde 20 Minuten brauchen, bis es aus dieser Gegend herauskam. Ich begann zur Charing Cross Road zu laufen, aber als ich dort ankam, war kein freies Taxi in Sicht. Ich lief weiter in Richtung des Krankenhauses und hielt dabei ständig nach Taxis Ausschau. Ich wich Fußgängern aus und suchte mir einen Weg durch den Londoner Verkehr mit seiner typischen Mischung aus Lastwagen, Doppeldeckerbussen und Pkws. Anscheinend waren alle Londoner Taxis im Augenblick gerade besetzt. Es

war zu weit, um die gesamte Strecke zu Fuß zurückzulegen, so lief ich weiter und fand schließlich in der Shaftesbury Avenue doch noch ein freies Taxi.

15 Minuten später stürmte ich durch die Krankenhaustür. Ich war vollkommen aufgelöst, als ich in der Entbindungsabteilung im vierten Stock ankam. Elena befand sich im Endstadium der Wehen. Sie schrie, und ihr Gesicht war gerötet von den Kontraktionen. Sie hatte keine Zeit, auf mich wütend zu sein – sie hatte überhaupt keine Zeit, an mich zu denken. Ich nahm ihre Hand, und sie umklammerte die meine so hart, dass ich dachte, dass ihre Fingernägel meine Haut blutig ritzen würden. 20 Minuten später kam unsere zweite Tochter, Veronica, auf die Welt.

Anders als bei Jessicas Geburt, als die Freude über das Baby alle meine Gedanken über Probleme in Russland verdrängt hatte, waren meine Schwierigkeiten dieses Mal so überwältigend, dass ich nicht davon loskam. Sobald klar war, dass Elena und Veronica wohlauf waren, nahmen meine russischen Probleme wieder von meinem Denken Besitz.

Ich wollte Elena die schlechte Nachricht bezüglich der Abteilung K nicht mitteilen, jedenfalls jetzt noch nicht. Sie sollte sich ausruhen und sich zunächst einmal mit ihrer neuen Tochter beschäftigen. Am nächsten Tag fuhren wir nach Hause, und ich setzte ein tapferes Gesicht auf, als unsere Freunde kamen, um das Baby zu sehen und uns zu beglückwünschen. Doch ich konnte nicht abschütteln, was im Hintergrund vor sich ging. Bis dahin war Elena der Hauptgrund dafür gewesen, dass ich psychologisch standhalten hatte können. Wir hatten in unserer Beziehung einen eigenartigen Gefühlsrhythmus. Immer wenn ich Angst bekam, war sie ruhig und umgekehrt. Das hatte bis jetzt perfekt funktioniert, aber diese Nachricht war so beunruhigend, dass ich mir nicht vorstellen konnte, dass dieses Muster weiter Bestand haben würde.

Zwei Tage nach unserer Heimkehr konnte ich nicht länger warten und erzählte es ihr. Nachdem sie am Abend Veronica zu Bett gebracht hatte, trat ich an unser Bett und setzte mich zu Elena. »Ich muss heute über etwas mit dir reden.«

Sie nahm meine Hand und schaute in meine Augen. »Worum geht’s?«

Ich erzählte ihr von Aslans Nachricht bezüglich der Abteilung K.

Veronica, die im Babykörbchen schlief, unterbrach mich hin und wieder durch ein Glucksen oder jenes stakkatoartige Ausatmen, das man häufig von Neugeborenen hört – ah, ah, ah, ahhh. Als ich fertig war, fragte ich Elena: »Was meinst du, was sollen wir tun?«

Ihr Gesichtsausdruck hatte sich nicht verändert, sie strahlte dieselbe bemerkenswerte Gelassenheit aus, die sie stets in der Vergangenheit ausgezeichnet hatte. Ruhig sagte sie: »Warten wir ab, was sie als Nächstes unternehmen, und versuchen uns dann darauf einzustellen. Diese Leute kochen auch nur mit Wasser, wie alle anderen auch. Sie mögen widerwärtig sein, aber sie sind keine Übermenschen. Auch sie machen Fehler.«

Elena drückte meine Hand und schenkte mir ihr mildes Lächeln.

»Was ist mit unserem Urlaub?«, fragte ich. Wir hatten für August einen Familienurlaub geplant, sobald das Baby reisefähig war.

»Ganz einfach, Bill. Wir fahren. Wir führen unser Leben weiter wie bisher.«

Zum Glück verliefen die nächsten paar Wochen ruhig, und es gab keine weiteren beunruhigenden Nachrichten aus Russland. Mitte August 2007 bestiegen wir ein Flugzeug und flogen nach Marseille in Südfrankreich. Veronica schlief die meiste Zeit, und Jessica und ich spielten ein kleines Spiel mit einer Plastikflasche und einer Tasche, die ein halbes Dutzend Papierbällchen enthielt. David reichte uns Flaschen und Papierfetzen und seine Lieblingsspielzeuge und Snacks und erledigte zwischendurch seine Hausaufgaben. Wir landeten in Marseille, und ich schaltete automatisch meinen BlackBerry ein, um zu sehen, ob irgendwelche Mails oder Anrufe gekommen waren. Es gab nichts – jedenfalls nichts Wichtiges –, und ich nahm dies als gutes Omen für unsere Reise.

Wir stiegen aus und gingen durch die Ankunftshalle. Wir nahmen unser Gepäck in Empfang und warteten dann auf unseren Wagen. Als wir nach draußen kamen, überfiel uns die Hitze, eine heftige, stickige und unangenehme Hitze. Unser Fahrer half uns, das Gepäck zu verstauen, und wir setzten uns in den Wagen. Als wir losfuhren, läutete mein Mobiltelefon. Es war Iwan.

»Bill, es ist wieder etwas passiert!«, rief er aufgeregt.

Ohne zu wissen, was er sagen würde, begann eines meiner Beine zu

zittern. Seine Angst war ansteckend. »Was ist geschehen?«

»Die Polizei durchsucht die Credit Suisse in Moskau.«

»Was hat das mit uns zu tun?«

»Sie suchen nach allem, was mit Hermitage zu tun hat.«

»Aber wir haben dort nichts«, erklärte ich.

»Ja, schon, aber das weiß die Polizei anscheinend nicht.«

»Wonach suchen sie denn genau?«

»Einen Moment. Ich habe eine Kopie des Durchsuchungsbeschlusses.« Er legte das Telefon ab und war nach einer halben Minute wieder da. »Sie suchen nach allem, was mit Hermitage Capital Management, Hermitage Capital Services, Hermitage Capital Asset Management, Hermitage Asset Management zu tun hat … So geht es noch zwei Seiten weiter. Soll ich weiterlesen?«

»Nein.«

Anscheinend spielte die Polizei irgendeine komische Variante von »Schiffe versenken«. Sie verwendete alle möglichen Formulierungen unseres Firmennamens in der Hoffnung, dadurch einen Treffer zu landen. Ich musste lachen über dieses amateurhafte Verhalten.

»Wer leitet die Durchsuchung?«

»Das ist das Vertrackte bei der Sache. Es ist Artem Kusnezow.«

Verdammt! Artem Kusnezow! Er hatte anscheinend seine Hände bei allem im Spiel, was uns in Russland widerfuhr.

Wir legten auf, aber ich wusste, dass sich die Spirale gerade eine neue Windung weitergedreht hatte. Aslan, unser Informant, hatte recht gehabt. Ich verstand nur nicht, warum sie nicht wussten, dass wir keine Vermögensgüter mehr in Russland besaßen. War die russische Geheimpolizei doch nicht so schlau? Vielleicht. Elena hatte ja schon darauf hingewiesen, dass sie ebenso fehlbar waren wie alle anderen.

Kusnezow verließ die Credit Suisse mit leeren Händen, versuchte aber weiterhin, Vermögensgüter von Hermitage Capital aufzuspüren. Im Laufe der nächsten zwei Wochen, während ich die Wärme in Südfrankreich genoss,

ließ er weitere Banken in Moskau durchsuchen. Er führte Razzien bei der HSBC, der Citibank und der ING durch, aber in allen Fällen fand er nichts.

Als ich von diesen Durchsuchungen erfuhr, entfernte ich mich gedanklich immer weiter von meiner Familie. Anstatt mich zu entspannen, Veronica und Jessica Wiegenlieder vorzusingen und mit David im Pool zu spielen, verbrachte ich den größten Teil meines Urlaubs mit Telefonkonferenzen, auf denen wir herauszufinden versuchten, was unsere Feinde wohl als Nächstes unternehmen würden.

Als meine »Ferien« vorbei waren, kehrte ich nach London zurück und rief das Team zusammen, um unser weiteres Vorgehen zu besprechen. Das entscheidende juristische Problem war das Ermittlungsverfahren gegen Iwan. Die Bankdurchsuchungen besorgten mich weniger, ich beschäftigte mich jedoch eingehend mit allem, was dazu führen konnte, dass Iwan verhaftet oder ausgewiesen werden konnte.

Nachdem Major Karpow gegenüber Eduard in Iwans Fall keinerlei Entgegenkommen gezeigt hatte, kam Sergej auf eine interessante Idee, wie es uns gelingen könnte, mehr Informationen zu erhalten. »Wenn uns die Polizei nicht sagen will, was sie vorhat, warum gehen wir dann nicht direkt zu den Steuerbehörden und schauen, was sie zu sagen haben?«

Das war eine gute Idee, und wir beauftragten unsere Wirtschaftsprüfungsfirma, einen Brief an das Moskauer Finanzamt zu schicken, bei dem Kameja seine Steuererklärungen eingereicht hatte, und anzufragen, ob Kameja noch irgendwelche Steuerzahlungen schuldig sei.

Am 13. September rief Sergej aufgeregt Iwan an. »Die Wirtschaftsprüfer haben eine Antwort auf ihren Brief bekommen. Sie werden es nicht glauben, aber darin heißt es, dass Kameja dem Finanzamt nichts schuldet. Mehr noch, sie schreiben, dass Kameja 140 000 Dollar zu viel gezahlt hat!«

Als mir Iwan das erzählte, war ich verblüfft. Das war ein klarer Beweis dafür, dass die Beschuldigungen gegen ihn allesamt erfunden waren. Das war so, als hätten Angehörige von Scotland Yard das Büro einer Firma in der Londoner City durchsucht, während die britische Steuerbehörde keinerlei Steuernachforderungen gegen die Firma erhob. Wie deformiert das russische Rechtssystem auch sein mochte, dieser Brief entlastete Iwan vollständig.

Danach begann ich mich nach mehreren Monaten endlich wieder ein

wenig zu entspannen. Als der September und der Oktober vergingen, kamen keine schlechten Nachrichten mehr aus Russland. Ich hatte monatelang im vollendeten Krisenmodus agiert, doch in diesem Herbst wurden meine russischen Krisensitzungen allmählich wieder durch reguläre Investmentbesprechungen abgelöst. Es war eine große Erleichterung, mit Analysten über Aktien zu sprechen, anstatt mit Rechtsanwälten über Betrugsvorwürfe.

Ein Land, das in diesen Besprechungen zunehmend in den Vordergrund rückte, war Südkorea.

Südkorea ist eigentlich kein Entwicklungsland mehr wie Thailand oder Indonesien, doch sein Aktienmarkt wurde zu diesem Zeitpunkt in Bezug auf das Kurs-Gewinn-Verhältnis um 40 Prozent niedriger als der US-amerikanische Markt bewertet. Dadurch wurde er für einen Investor wie mich interessant. Wenn ich für diese Bewertungsdifferenz keinen guten Grund fand, dann mussten bestimmte koreanische Aktien zweifellos neu bewertet werden. Ich entschloss mich, im Oktober einige südkoreanische Firmen zu besuchen, um festzustellen, warum ihre Aktien so billig waren.

Am Abend des 14. Oktober, es war ein Sonntag, kam ich in Seoul an. Nach einem zwölfstündigen Flug und einer zwei Stunden dauernden Fahrt vom Flughafen Incheon in die Stadt checkte ich im Hotel Intercontinental ein und packte meinen Koffer aus. Obwohl es in Seoul schon 23.00 Uhr war, glaubte mein Körper immer noch, dass es erst früher Nachmittag sei. Ich bemühte mich die ganze Nacht vergeblich, einzuschlafen, und gab es schließlich auf. Ich stand auf, setzte mich ans Fenster und schaute hinaus auf die Lichter Seouls. Die Stadt – eine helle, glitzernde und sehr fremdländisch wirkende Stadt – erschien mir wie eine Filmszene. Ob in Tokio, Beijing, Hongkong oder Bangkok, jeder westliche Reisende erlebt wohl einen dieser dem Jetlag geschuldeten nächtlichen Momente, wenn er in Asien angekommen ist.

Ich bekam in dieser Nacht nur wenige Stunden Schlaf und hatte Mühe, am Morgen rechtzeitig aufzustehen, um Kevin Park zu treffen, einen 35 Jahre alten koreanischen Broker, der mich zu verschiedenen Firmen begleiten sollte. Er hatte Besuche bei Banken, einer Immobiliengesellschaft und einem Autozulieferer vereinbart. Durch den Jetlag war jedes dieser Treffen für mich sehr beschwerlich, und ich musste mich praktisch unter dem Tisch kneifen, um wach zu bleiben. Es war ein harter Tag.

Am Abend stand ich kurz vor dem Zusammenbruch, aber Kevin beharrte darauf, mich noch zu einem koreanischen Grillessen einzuladen. Er war so hilfsbereit und engagiert bei der Planung dieser Reise gewesen, dass ich seine Einladung nicht ausschlagen konnte. Ich trank in meinem Hotelzimmer zwei Cola light, wusch mir das Gesicht mit kaltem Wasser und traf mich dann mit ihm in der Hotellobby. Im Restaurant bestellten wir *bulgogi*, *bihimbap* und *kimchi*. Am Ende des Mahls, als ich mich schon darauf freute, gleich ins Hotel zurückkehren und mich ins Bett legen zu können, teilte mir Kevin mit, dass wir uns anschließend mit einigen seiner Arbeitskollegen in einer nahe gelegenen Karaoke-Bar auf ein paar Drinks treffen würden. Es war qualvoll, als er und seine Freunde mir Johnnie Walker Black Label aufzudrängen versuchten, während sie sich abwechselnd an der Karaoke-Maschine versuchten. Um Mitternacht, als ich meine Augen nicht mehr offen halten konnte, hatte er schließlich ein Einsehen und brachte mich mit einem Taxi ins Hotel zurück.

Der nächste Tag bestand aus weiteren Gesprächsterminen und weiteren Essen, doch trotz des Jetlags und der überbordenden Gastfreundlichkeit freute ich mich darüber, dass ich nun wieder ein ordentlicher Investmentanalyst war und zumindest eine Zeit lang nicht an unerfreuliche Dinge in Russland denken musste.

Am Ende des Tages kehrte ich ins Intercontinental zurück und überprüfte die eingegangenen Nachrichten. Britische Mobiltelefone funktionieren in Südkorea nicht, daher hatte mein Büro die für mich bestimmten Nachrichten an das Hotel übermittelt. Als ich im Aufzug den kleinen Stapel weißer Zettel durchblätterte, entdeckte ich eine Nachricht von Wadim, die lautete: »Rufe mich zurück, wenn du das liest. Dringend.«

Wadim neigte nicht zu Überreaktionen, wenn er also »Dringend« schrieb, war es wirklich dringend. Mein Herz pochte, als ich zu meinem Zimmer eilte, um den Anruf zu tätigen.

Wadim meldete sich nach dem ersten Läuten. »Bill, wir haben heute früh einen Anruf von einem Gerichtsvollzieher in Sankt Petersburg bekommen. Er sagte, es gibt eine Forderung gegen eine unserer russischen Investmentgesellschaften, und er wollte wissen, wo er das Geld bekommt, um sie zu befriedigen.« Obwohl wir alle unsere russischen Aktien verkauft hatten, mussten wir die leeren Investmentholdings noch drei Jahre

aufrechterhalten, bevor wir sie ordnungsgemäß liquidieren konnten.

»Eine Forderung? Welche Forderung? Was meint er?«

»Ich weiß es nicht.«

»Weißt du, ob diese Person tatsächlich real ist?« Es war durchaus möglich, dass es sich um eine plumpe Falle handelte.

»Nein, aber ich glaube, wir sollten die Sache nicht ignorieren.«

»Natürlich nicht. Welche Summe hat er genannt?« Ich konnte mir vorstellen, dass wir vielleicht eine Kurierrechnung über 200 Dollar verlegt hatten und dieser Vorfall auf irgendeine Weise vor Gericht gelandet war.

»71 Millionen Dollar.«

71 Millionen? »Das ist verrückt, Wadim! Was soll das?«

»Ich habe keine Ahnung, Bill.«

»Wadim, betraue baldmöglichst Eduard und Sergej mit der Sache. Wir müssen herausfinden, was hier vorgeht.«

»Ich kümmere mich darum.«

Meine Woche der Ablenkung war vorbei. Die Russen hatten mitnichten aufgegeben.

Die Sache mit dem Gerichtsvollzieher war lächerlich. Von wem zum Teufel stammte diese Forderung? Wer steckte dahinter? Wie konnten sie Ansprüche auf Vermögenswerte erheben, die sich schon lange nicht mehr in Russland befanden? Das war nicht möglich. Oder vielleicht doch?

Ich konnte mich kaum noch mit Korea befassen. Ich musste so schnell wie möglich nach London zurück. Ich rief Kevin an, entschuldigte mich ausführlich, dass ich nicht zum Essen kommen könne, und bat ihn, meine restlichen Verabredungen abzusagen. Dann rief ich bei Korean Air an und buchte für den nächsten Morgen einen Flug nach London.

Nach dem langen Flug begab ich mich sofort ins Büro, wo ich auf Wadim und Iwan traf. Wir setzten uns in den Konferenzraum, und die beiden berichteten mir, was sie herausbekommen hatten, während ich in der Luft gewesen war.

Die erste Information lautete, dass die Forderung tatsächlich echt war.

Eduard war mit dem Zug nach Sankt Petersburg gefahren, zum Gericht gegangen, hatte sich die Strafakte vorlegen lassen und das Dokument mit seiner Digitalkamera abfotografiert. Wadim zog eines dieser Bilder aus einem Papierstapel heraus und legte es vor mich hin. Er zeigte auf ein bestimmtes Wort auf der Seite. »Das bedeutet Mahaon«, sagte er; so hieß eine der ruhenden Investmentholdings. »Und das ist der Betrag.« Die Summe war in Rubel angegeben, aber ich überschlug sie im Kopf schnell und kam auf ungefähr 71 Millionen Dollar.

»Wie war es möglich, dass wir darüber nicht Bescheid wussten?«, fragte ich und dachte daran, dass wir vielleicht tatsächlich einen solch riesigen Betrag übersehen hätten.

»Sergej hat sich das auch gefragt«, sagte Wadim. »Während Eduard in Sankt Petersburg war, hat Sergej das Eigentümerverzeichnis der Holding überprüft.«

»Und?«, fragte ich mit schwindender Zuversicht.

Iwan seufzte. »Mahaon ist gekapert worden, Bill.«

»Was meinst du mit gekapert? Wie soll man eine Firma kapern?«

Iwan, der sich ein wenig mit der Registrierung von Firmen auskannte, erklärte: »Das ist nicht einfach. Aber grundsätzlich können die Eigentümer einer Firma auf illegale Weise wechseln, ohne dass man davon erfährt, wenn die Person, die sich die Kontrolle über die Firma sichert, deren Originalstempel, die Eigentumsurkunden und die Registrierungsunterlagen in Besitz nimmt.«

Das war ein schwerer Schlag für mich. »Das waren die Dokumente, die von der Polizei beschlagnahmt wurden«, sagte ich ruhig. »Als sie Jamies Büro durchsuchte.«

»Genau«, bestätigte Iwan.

Er erläuterte, dass die neuen Eigentümer dann ebenso unbeschränkt handeln konnten wie die früheren. Sie konnten die Firma weiterführen, sie liquidieren, ihre Aktiva entnehmen, sie verlagern – sie konnte mit der Firma tun, was sie wollten.

Nun hatte sich alles geklärt. Wir waren Opfer einer sogenannten »russischen Raider-Attacke« geworden. Dazu gehörten üblicherweise

korrupte Polizisten, die strafbare Vergehen konstruierten, korrupte Richter, die die Beschlagnahmung von Vermögensgütern absegneten, und Mitglieder des organisierten Verbrechens, die gewaltsam gegen jeden vorgingen, der sich ihnen in den Weg stellte. Diese Praxis war so weitverbreitet, dass *Vedomosti*, eine unabhängige russische Zeitung, sogar schon eine einschlägige Preisliste veröffentlicht hatte: das Einfrieren von Vermögenswerten: 50 000 Dollar, die Eröffnung eines Strafverfahrens: 50 000 Dollar, der Erlass einer gerichtlichen Verfügung: 300 000 Dollar, et cetera. Diesen russischen Raidern konnte man nur durch den Einsatz massiver Gewalt wirksam entgegentreten, was für uns jedoch keine Option darstellte.

Sergej recherchierte die ganze Nacht, rief uns am nächsten Tag an und erklärte uns, wie alles vonstattengegangen war: »Mahaon sowie zwei weitere Firmen, die Ihnen gehörten, wurden umregistriert auf eine Gesellschaft namens Pluton, deren Sitz sich in Kasan befindet.« Kasan ist die Hauptstadt der Provinz Tatarstan, einer halbautonomen Republik in Zentralrussland.

»Und wem gehört Pluton?«, fragte ich.

»Einem Mann namens Wiktor Markelow, der laut dem Straftäterverzeichnis 2001 wegen Totschlag verurteilt wurde.«

»Unglaublich!«, rief ich. »Die Polizei durchsucht also unser Büro, beschlagnahmt Unmengen von Dokumenten und bedient sich dann eines verurteilten Totschlägers, um unsere Firmen in betrügerischer Absicht neu registrieren zu lassen!«

»Genau das ist geschehen«, bestätigte Sergej. »Und es kommt noch schlimmer. Die beschlagnahmten Dokumente wurden anschließend benutzt, um eine Reihe rückdatierter Verträge zu fälschen, denen zufolge eure gestohlene Firma einer leeren Unternehmenshülle, mit der Sie nie irgendwelche Geschäfte getätigt haben, 71 Millionen Dollar schuldet.«

»Mein Gott!«, rief ich.

»Warten Sie. Es kommt sogar noch schlimmer. Diese gefälschten Verträge wurden dem Gericht vorgelegt, und ein Anwalt, den ihr nicht engagiert habt, ist als Rechtsbeistand für eure Firmen aufgetreten. Sobald der Prozess begonnen hatte, hat er auf schuldig plädiert und die Forderung über 71 Millionen Dollar für berechtigt erklärt.«

So hinterhältig und unbegreiflich dies alles war, jetzt ergab alles einen Sinn. Als mir der Ablauf dieser Geschichte klar wurde, begann ich zu lachen. Zuerst nur verhalten, dann laut. Es war alles andere als lustig, was hier vor sich ging, aber ich lachte aus reiner Erleichterung. Zuerst waren die anderen still, dann stimmte Iwan in mein Lachen ein, schließlich auch Wadim.

Wir wussten genau, worauf sie es abgesehen hatten und dass sie damit vollkommen gescheitert waren. Sie wollten das Geld von Hermitage, aber es war keines mehr da. Bezogen auf die veröffentlichte Preisliste für Raiding-Aktionen hatten diese Kerle ungefähr eine Million Dollar ausgegeben, um Richter, Polizisten und Wirtschaftsprüfer zu bestechen, und es war nichts dabei herausgekommen.

Der Einzige, der nicht lachte, war Sergej. »Freuen Sie sich nicht zu früh, Bill«, sagte er ernst über das auf Lautsprecher gestellte Telefon. »Damit ist die Geschichte noch nicht zu Ende.«

»Wie meinen Sie das?«, fragte Wadim.

»Ich weiß nicht«, erwiderte Sergej, während es in seiner Mobilverbindung leicht knackte. »Aber russische Geschichten haben nie ein Happy End.«

Kapitel 25
Ausgeklügelte Störtechnik

Wir hätten die Sache auf sich beruhen lassen können. Es gab allerdings einen Schönheitsfehler. Gegen Iwan war noch immer ein Strafverfahren anhängig.

Wir kamen zu dem Schluss, dass wir Iwan am besten verteidigen konnten, wenn wir gegen Kusnezow und Karpow vorgingen, die beide offenkundig sowohl in Iwans Fall als auch in die feindliche Übernahme unserer Firmen verwickelt waren. Daher entschlossen wir uns, gegen die beiden Strafanzeigen bei den russischen Behörden zu stellen. Weil unser Anwaltsteam schon stark beansprucht wurde, nahmen wir noch Wladimir Pastuchow hinzu, jenen Anwalt, der Wadim 2006 empfohlen hatte, sich aus Russland abzusetzen.

Pastuchow kam nach London und bezog Quartier im Konferenzraum unseres neuen Büros. Nach dem erfolgreichen Start von Hermitage Global waren wir in ein frisch saniertes Gebäude am Golden Square umgezogen, gleich hinter dem Piccadilly Circus, und waren nicht mehr in das Gewirr von Büros mit Service in Covent Garden eingezwängt.

Wladimir vergrub sich in unsere Akten und Unterlagen und befragte im Laufe mehrerer Tage jeden von uns. Dann entwarf er eine ausführliche Klageschrift gegen den Diebstahl unserer Firmen und die Konstruktion dieser unberechtigten Verbindlichkeiten. In einem speziellen Absatz wurde beschrieben, wie der Betrug auf den Dokumenten und elektronischen Unterlagen beruhte, die bei den von Kusnezow geleiteten polizeilichen Durchsuchungen gefunden worden waren und die Karpow in Verwahrung genommen hatte.

Während Wladimir am offensiven Part arbeitete, kümmerte sich Eduard in Russland um unsere Verteidigung. Seit fünf Monaten versuchte er, die relevanten Teile der Verfahrensakte zu bekommen, um seine Verteidigung vorzubreiten, und seit fünf Monaten weigerte sich Major Karpow beharrlich,

diese auszuhändigen. Eduard hatte Beschwerden an die Staatsanwaltschaft und an Karpows Vorgesetzte gerichtet, aber diese hatten nichts bewirkt. Mit jeder Weigerung oder Absage wuchs seine Frustration. Schließlich war es für Eduard keine berufliche Angelegenheit mehr, er nahm es persönlich.

Doch dann erhielt Eduard am 25. November einen unerwarteten Anruf von Karpow, der ihm mitteilte, dass er nun bereit sei, einige der Dokumente zur Verfügung zu stellen, die Eduard seit Monaten verlangte. Eduard änderte seine Termine und fuhr eilends zur Zentrale des Moskauer Innenministeriums an der Nowosloboskaja Uliza. Karpow empfing ihn am Eingang, und als sie in seinem kleinen Büro ankamen, deutete Karpow mit der Hand zu einem leeren Sessel.

Eduard setzte sich.

»Ich weiß, Sie verlangen nach den Tscherkassow-Dokumenten, und ich bin bereit, Sie Ihnen heute zu übergeben«, erklärte Karpow mit großmütigem Grinsen.

Eduard betrachtete Karpow mit einer Mischung aus Erbitterung und Verachtung. »Sie hätten mir die Unterlagen schon viel früher geben sollen.«

»Wie auch immer. Ich gebe sie Ihnen jetzt. Seien Sie froh.« Karpow stand auf, nahm einen 25 Zentimeter hohen Papierstapel in beide Hände, ging auf die andere Seite des Tisches und knallte ihn vor Eduard hin. »Es gibt allerdings ein Problem. Der Kopierer ist kaputt. Wenn Sie also Kopien möchten, müssen Sie diese handschriftlich anfertigen.«

Eduard ist gewöhnlich ein ruhiger und sachbezogener Mensch, aber hier war ein 30 Jahre alter Polizist, der in einem italienischen 3000 Dollar Anzug herumstolzierte, mit einer teuren Armbanduhr und manikürten Fingernägeln, der Eduard wie einen Schuljungen behandelte. Nachdem er sich fünf Monate lang darum bemüht hatte, diese Informationen zu erhalten, war dieses Verhalten schlicht zu viel für Eduard. Er war früher selbst Ermittler des Innenministeriums gewesen und hatte niemals jemanden so behandelt.

Eduard war so wütend, dass er rief: »Ich weiß nicht, was Sie sich eigentlich denken! Wir haben euch am Haken. Wir wissen alles darüber, was in Sankt Petersburg geschehen ist.«

Karpow erbleichte. »W-was? Was soll in Sankt Petersburg geschehen sein?«, stammelte er und spielte den Ahnungslosen.

»Wir haben alle Beweise. Die Dokumente, die Sie in Gewahrsam hatten, wurden dazu verwendet, drei Unternehmen zu kapern und gefälschte Forderungen zu konstruieren. Als Strafverteidiger kann ich Ihnen sagen, dass es uns nicht schwerfallen wird, das zu beweisen.«

Karpow verschränkte die Arme und beugte sich nach vorn. Seine Blicke schossen im Zimmer umher. Nach mehreren Sekunden bedeutete er Eduard, dieser solle auf seine Seite des Tisches kommen. Eduard tat es. Ohne ein Wort zu sagen, begann Karpow, etwas in seinen Laptop zu tippen. Offenbar glaubte er, dass sein Zimmer verwanzt war.

Als Karpow fertig war, beugte sich Eduard nach vorn und las die Botschaft. *Ich war es nicht. Das ist eine Sache von Kusnezow.*

Dann löschte Karpow alles, was auf dem Bildschirm stand.

Innerhalb von Sekunden hatte sich Karpows Überheblichkeit in Unterwürfigkeit verwandelt, und er suchte sogar einige der wichtigeren Dokumente aus Iwans Akte heraus, damit Eduard sie kopieren konnte.

Eduard wusste nicht, was er von dieser Wendung halten sollte, aber er wollte diese Chance, die Dokumente für Iwan zu bekommen, nicht ungenutzt verstreichen lassen. Er schrieb eilig einige der Papiere ab, musste dann aber aufhören, als Karpow erklärte, dass er gehen müsse, weil er bei einer anderen Besprechung erwartet werde. Karpow geleitete Eduard unüblicherweise zum Gebäudeeingang und ging mit ihm sogar zu dessen Wagen. Anscheinend hoffte Karpow, dass Eduard noch etwas mehr von seinem Wissen preisgeben würde, während sie gingen.

Als Eduard in seinem Wagen saß, wurde ihm bewusst, dass er soeben einen schweren Fehler begangen hatte. Wir hatten ihn nicht ermächtigt, über unsere Entdeckung mit irgendjemandem zu sprechen. Indem er seine Fassung verloren hatte, hatte er die Schurken wissen lassen, dass wir hinter ihnen her waren.

Nachdem er sich wieder gefangen hatte, rief Eduard in London an und berichtete uns, was geschehen war. Es war zweifellos ein Fehler gewesen, doch in Anbetracht des störrischen und unnachgiebigen Verhaltens von Karpow konnte ich eigentlich nicht wütend sein auf Eduard. Nachdem er sich entschuldigt hatte, empfahl uns Eduard, unsere Beschwerde so bald wie möglich einzureichen, nachdem das Geheimnis nun aufgedeckt war. Als ich

Wladimir fragte, wie viel Zeit er noch benötigen würde, erklärte er mir: »Vier Tage.« Das hieß, bis Montag, den 3. Dezember.

Am 30. November musste ich nach Genf zu einem Geschäftsessen mit einem Kunden. In Anbetracht der Ereignisse wäre ich lieber in London geblieben, aber das Treffen war zu wichtig, um es abzusagen. Ich flog am Morgen ab und kehrte mit einem Abendflug zum London City Airport zurück. Während mein Taxi durch die Seitenstraßen von Canary Wharf fuhr und mich nach Hause brachte, rief mich meine Sekretärin an und übermittelte mir meine Nachrichten.

Sie las mir die Liste vor und sagte dann: »Jemand namens Igor Sagirjan hat schon mehrere Male angerufen. Soll ich ihn an den Apparat holen?«

»Sagirjan?« Ich überlegte. Der Name war mir bekannt. Als ich meine Kontakte im BlackBerry durchforstete, fiel mir ein, dass er die maßgebliche Person bei Renaissance Capital gewesen war, jener Firma, die Boris Jordan betrieb, als ich in der Auseinandersetzung mit Sidanco steckte. Ich hatte Sagirjan nur einmal persönlich getroffen, bei einer Investmentkonferenz vor einigen Jahren, und daher fragte ich mich, was er von mir wollte.

»Ja. Ich spreche mit ihm.«

Sie rief ihn zurück und stellte ihn zu mir durch. »Igor. Bill Browder hier. Wie geht’s Ihnen?«

»Ganz gut, soweit es einem heute noch gut gehen kann. Hören Sie, wann werden Sie wieder in London sein? Ich möchte Sie kurz treffen und persönlich mit Ihnen reden, nicht am Telefon.«

Das war eine eigenartige Bitte. Ich kannte den Mann kaum, aber er wollte von Moskau nach London fliegen, um mich zu treffen. »Gern. Worum geht es?«

»Nichts Bedeutendes, aber Sie wissen ja, heute steht jeder irgendwie unter Druck, daher wollte ich mit Ihnen kurz darüber sprechen, welche weiteren Schritte wir unternehmen können, denn wir arbeiten ja sehr viel mit Ihnen, und dadurch haben wir ein paar kleinere Schwierigkeiten, und es ist auf jeden Fall besser, keine Schwierigkeiten zu haben.«

Seine Antwort ergab keinen Sinn. Ich hatte keine Ahnung, von welchem »Druck« und welchen »kleinen Schwierigkeiten« er sprach, und vermutete,

dass es vielleicht etwas mit Eduards Gespräch mit Karpow zu tun haben könnte.

»Gibt es irgendetwas Konkretes, über das Sie gleich jetzt mit mir sprechen wollen?«

»Nun, ehrlich gesagt, das Problem ist, dass ich im Moment nicht von einem Mobiltelefon aus spreche. Sie können sich glücklich schätzen, Sie leben in Großbritannien, aber ich bin in Russland und würde es bevorzugen, persönlich mit Ihnen zu reden.«

Hier ging irgendetwas Ungewöhnliches vor. Vielleicht wollte mir Sagirjan eine Botschaft von den bösen Jungs übermitteln oder in ihrem Auftrag mit mir verhandeln. Was immer sein Anliegen war, seine Bitte war sicherlich kein Zufall, und daher vereinbarte ich mit ihm, dass wir uns am 11. Dezember im Hotel Dorchester treffen sollten, kurz nach meiner Rückkehr von meiner Reise in den Nahen Osten, die ich am folgenden Tag antreten wollte.

Am nächsten Morgen flog ich nach Saudi-Arabien, und am darauffolgenden Montag reichten unsere Rechtsberater unsere 244 Seiten umfassende Beschwerde bei den russischen Behörden ein. Zwei Kopien gingen an den russischen Generalstaatsanwalt, zwei weitere an den Leiter des Staatlichen Ermittlungskomitees (vergleichbar etwa dem amerikanischen FBI) und zwei an den Chef der Abteilung für Innere Angelegenheiten des Innenministeriums.

Ich erwartete, dass es irgendwann nach dem Jahreswechsel erste Reaktionen auf die Beschwerde geben würde, doch schon zwei Tage später, als ich in Riad durch die Eingangshalle des Hotels Vier Jahreszeiten ging, erhielt ich aus Moskau einen Anruf von Jamison Firestone, der ziemlich aufgeregt klang. »Bill, sind Sie auf einer sicheren Leitung?«

»Was?«

»Ist Ihr Telefon sicher?«

»Keine Ahnung. Ich bin in Saudi-Arabien. Warum?«

»Ich hatte gerade eine äußerst eigenartige Begegnung mit einem Mann namens Igor Sagirjan.«

»Sagirjan?«

»Ja. Er ist der Präsident von Renaissance Capital.«

»Ich weiß, wer er ist. Warum hat er Sie angerufen?«

»Er wollte über *Sie* reden, Bill.«

»Was?«

»Es war sehr sonderbar. Er wusste alles über Ihre Situation. Als ich in sein Büro kam, hatte er einen Stapel Papiere vor sich, in denen es über Sie ging. Er zog ein Blatt heraus und machte eine eigenartige Geste, die bedeuten sollte, dass die Situation ernst sei. Er sagte, die Leute, die hinter der Sache steckten, seien sehr übel. Jene Art von Leuten, die anderen Gewalt antun. Leute mit einer kriminellen Vergangenheit.«

»Was wollte er?«, fragte ich.

»Das ist das Interessante. Er wollte, dass ich Sie überzeuge, Renaissance die Erlaubnis zu geben, Ihre gekaperten Firmen zu liquidieren.«

»Unsere gekaperten Firmen zu liquidieren? Das ist absurd. Warum will er das tun? Und *wie* will er es anstellen?«

»Ich habe keine Ahnung. Ich verstehe nicht, inwiefern es Iwan helfen könnte, wenn diese Firmen liquidiert werden. Und außerdem, wie könnte Sagirjan etwas liquidieren, über das er gar nicht die Kontrolle besitzt?«

Wir legten auf. Diese Entwicklung war wirklich sehr merkwürdig. Woher hatte Sagirjan diese Informationen? Sie waren zweifellos nicht von uns gekommen. Das bedeutete, dass mein bevorstehendes Treffen mit ihm eine entscheidende Gelegenheit darstellen würde, mehr darüber zu erfahren, was unsere Feinde im Schilde führten.

Ich beeilte mich, meine Termine im Nahen Osten über die Bühne zu bringen. Als ich nach London zurückgekehrt war, bereitete ich mich mit Iwan und Wadim auf das Treffen vor. Wenn möglich, wollte ich Sagirjan auf dem falschen Fuß erwischen.

Darüber hinaus war es wichtig, unser Gespräch aufzuzeichnen, damit wir jedes Wort analysieren konnten, das er sagte. Ich rief Steven Beck an, einen ehemaligen Angehörigen der British Special Forces und Sicherheitsspezialisten, den ich bei derartigen Fragen gern zurate zog. Er kam zusammen mit zwei Überwachungsspezialisten in mein Büro. Einer von ihnen bat mich, ihm meinen Kaschmir-Blazer zu geben. Widerstrebend

reichte ich ihn ihm und zuckte zusammen, als ich sah, wie er den Saum des Revers aufschlitzte, ein Mikrofon hineinschob und ihn wieder zunähte. Dann schob er einen Draht durch die Jacke in meine linke Tasche, wo er einen winzigen Digitalrekorder unterbrachte.

Damit sollte ich meine Besprechung mit Sagirjan aufzeichnen.

Der Tag des Treffens kam. Ich verließ unser Büro am Golden Square, stieg in ein schwarzes Taxi und stellte das Aufzeichnungsgerät an, als wir abfuhren. Ich war ein Nervenbündel. Ich sollte nun von Angesicht zu Angesicht mit einem Mann sprechen, von dem ich vermutete, dass er maßgeblich beteiligt war an einer großen kriminellen Verschwörung. In meiner geschäftlichen Tätigkeit hatte ich schon mit unzähligen Finanzgaunern und anderen Schurken zu tun gehabt, aber noch nie im Leben hatte ich mich freiwillig in eine solch potenziell gefährliche und bedrohliche Situation begeben. Ich musste mich sehr zusammenreißen, um ruhig zu bleiben.

Das Taxi erreichte das Hotel Dorchester an der Park Lane und hielt in der Auffahrt zwischen einem silbernen Bentley und einem roten Ferrari. Diese Fahrzeuge waren hier durchaus nicht fehl am Platz angesichts des protzerischen Gehabes der russischen Oligarchen und der Scheichs aus dem Nahen Osten, die gern in diesem Hotel abstiegen. Ich war etwas zu früh. Ich ging hinein, setzte mich in einen olivgrünen Lehnstuhl in der Lobby, ließ meine Blicke durch den mit roten Marmorsäulen und farblich darauf abgestimmten Gardinen ausgestatteten Raum schweifen und versuchte, Sagirjan in der Menge zu identifizieren. Ungefähr um 7.10 Uhr kam er herein; er wirkte wie ein Mann, der etwas verspätet zu einem geschäftlichen Termin erscheint. Sagirjan war ein 55 Jahre alter Geschäftsmann, ein bisschen kleiner als ich, mit grauen Haaren, Hängebacken und einem weichen Doppelkinn, das unmittelbar in den Hals überging. Er sah aus wie ein gutmütiger Großvater, keineswegs wie jemand, der, wie ich vermutete, etwas zu tun hatte mit all unseren Schwierigkeiten in Russland.

Eine Weile plauderten wir über London, das Wetter, Moskau und die Politik und wanden uns um das Thema herum, dessentwegen wir hier waren. Schließlich fragte ich ihn, was so wichtig sei, dass er bereit gewesen sei, nach England zu fliegen, um mich zu treffen.

Sagirjan holte tief Luft und erzählte mir, dass Renaissance Capital

kürzlich von der Polizei durchsucht worden sei. Er behauptete, die Durchsuchung habe damit zu tun, dass Renaissance mit uns Geschäfte gemacht habe. Er wiederholte, was er Jamison gesagt hatte, und erklärte, wenn ich ihm die Genehmigung geben würde, die gekaperten Firmen von Hermitage zu liquidieren, würde dies auf irgendeine Art die Probleme lösen, die er und Renaissance hatten.

Nichts von all dem ergab für mich einen Sinn. Zum einen hatte Hermitage seit Jahren zu Renaissance keine geschäftlichen Beziehungen mehr gehabt. Zum Zweiten, wie konnte ich ihm gestatten, unsere Firmen zu liquidieren, wenn uns diese gar nicht mehr gehörten? Und zum Dritten, selbst wenn ich ihm diese Genehmigung geben könnte, in welcher Weise würde uns dies nützen, insbesondere Iwan, gegen den noch immer ein Ermittlungsverfahren lief? Ich kam im Stillen zu dem Schluss, dass Sagirjan entweder dumm war oder es ihm eigentlich um etwas ganz anderes ging. Ich vermutete Letzteres.

Ich versuchte, ihn wegen der Aufzeichnung so weit möglich aus der Reserve zu locken. Bedauerlicherweise aber wurde jede konkrete Frage, die ich ihm stellte, durch eine ausweichende oder unsinnige Antwort gekontert, vergleichbar jener Art, wie er sich bei unserem ersten Gespräch am Telefon geäußert hatte.

Unser Gespräch wurde beendet, als er auf seine Armbanduhr schaute und abrupt aufstand. »Ich komme zu spät zum Essen, Bill. Ich wünsche Ihnen eine schöne Weihnachtszeit.« Wir reichten uns die Hände, und ebenso schnell, wie er gekommen war, verschwand er wieder. Ich folgte ihm durch die Lobby, trat aus der Tür und stieg in ein Taxi, um zum Büro zurückzukehren und die Aufzeichnung auszuwerten.

Als ich am Golden Square ankam, erwartete mich schon das gesamte Team, dazu Steven und einer seiner Überwachungsspezialisten, im Konferenzraum. Ich zog den Rekorder aus meiner Jacke, trennte ihn vom Draht und reichte ihn Steven. Er legte ihn auf den Tisch und drückte auf Abspielen.

Wir beugten uns vor. Wir hörten, wie ich auf der Fahrt zum Dorchester mit dem Taxifahrer sprach. Wir hörten meine Schritte auf dem Gehsteig und wie mich der Türsteher des Hotels begrüßte. Wir hörten die Hintergrundgeräusche in der Lobby des Dorchester. Und dann, gegen 7.10 Uhr, vernahmen wir eine starke Rauschstörung, die alles andere überdeckte.

Steven griff nach dem Rekorder, anscheinend glaubte er, dass mit dem Gerät etwas nicht in Ordnung sei. Er ließ ein paar Sekunden zurücklaufen und drückte erneut auf Abspielen. Das Ergebnis war das gleiche. Er ließ ein Stück weit vorlaufen, in der Hoffnung, einen späteren Teil der Unterhaltung hörbar zu machen, aber die Rauschstörung dauerte an. Sie hörte erst auf, als ich das Hotel verließ und den Türsteher bat, mir ein Taxi zu rufen. Steven drückte auf Stopp.

Ich schaute ihn an. »Was war denn das?«

Er runzelte die Stirn und drehte den Rekorder hin und her. »Ich weiß es nicht. Entweder dieses Ding ist defekt oder Sagirjan hat einen ausgeklügelten Störsender eingesetzt.«

»Meine Güte! Ein Störsender? Wo kriegt man so etwas?«

»Das ist nicht leicht zu beschaffen. Aber eine solche Einrichtung wird gewöhnlich von Geheimdiensten wie dem FSB benutzt.«

Das erschien mir in hohem Maße beunruhigend. Ich hatte gemeint, ich wäre besonders schlau, indem ich Steven anheuerte und Spion spielte, doch es hatte sich herausgestellt, dass ich mit einem tatsächlichen Spion am Tisch gesessen war. In diesem Augenblick fasste ich den Entschluss, meinen Ausflug in das Mantel-und-Degen-Milieu hiermit zu beenden.

Sagirjan hatte sich als Sackgasse erwiesen, und wir hatten keinerlei neue Erkenntnisse darüber gewonnen, was die Schurken vorhatten. Alle unsere Hoffnungen ruhten nun auf den Beschwerden, die wir bei den russischen Behörden eingereicht hatten.

Einen Tag nach dem Treffen mit Sagirjan erhielten wir die erste offizielle Reaktion von der Sankt Petersburger Abteilung des russischen Staatlichen Ermittlungskomitees. Wadim druckte die Nachricht aus, überflog den juristischen Text und fasste den Inhalt zusammen: »Hör dir das an, Bill. Sie schreiben: ›Am Gericht in Sankt Petersburg ist alles mit rechten Dingen zugegangen und der Antrag auf Eröffnung eines Strafverfahrens wird mangels einer Straftat abgewiesen.‹«

»Mangels einer Straftat? Unsere Firmen sind gekapert worden!«

»Warte, da kommt noch mehr. Sie weisen hilfreicherweise darauf hin, dass sie unseren Anwalt Eduard nicht dafür belangen werden, dass er die

Beschwerden eingereicht hat«, sagte Wadim sarkastisch.

Am nächsten Tag erhielten wir eine weitere Reaktion. Diese kam von der Abteilung für Innere Angelegenheiten des Innenministeriums, die eigentlich besonders interessiert sein musste an den schmutzigen Machenschaften von Kusnezow und Karpow.

»Haltet euch fest«, sagte Wadim, nachdem er die Nachricht gelesen hatte. »Die Abteilung für Innere Angelegenheiten leitet die Beschwerde an Pawel Karpow zur Prüfung weiter.«

»Das ist doch nicht dein Ernst.«

»Doch. So steht es hier.«

Im Laufe der folgenden Woche erhielten wir drei weitere Antworten, die alle ebenso wenig hilfreich waren.

Nach dem Jahreswechsel stand nur noch eine Beschwerde aus. Ich hatte keinen Grund zu der Annahme, dass die Reaktion darauf anders ausfallen würde. Doch am Morgen des 9. Januar 2008 erhielt Eduard einen Anruf von einem Ermittler namens Rostislaw Rassochow von der Abteilung für Kapitalverbrechen des Staatlichen Ermittlungskomitees. Rassochow war mit der Bearbeitung der Beschwerde beauftragt worden, und er bat Eduard, zu einer Besprechung in die Zentrale des Ermittlungskomitees zu kommen.

Als Eduard dort erschien, wurde er von einem Mann empfangen, der ungefähr in seinem Alter war. Rassochow trug einen verknitterten Polyesteranzug und eine billige Armbanduhr und hatte einen schlechten Haarschnitt – alles ermutigende Zeichen in einem Land, in dem die Korruption so weitverbreitet ist wie in Russland. Sie gingen in Rassochows Büro, setzen sich und besprachen die Beschwerde Zeile für Zeile. Rassochow stellte detaillierte Fragen; er wirkte sehr ernst, gewissenhaft und nüchtern. Am Ende der Besprechung deutete er an, dass er Vorermittlungen bezüglich unserer Anschuldigungen gegen Kusnezow und Karpow einleiten und die beiden zur Einvernahme vorladen werde.

Das war eine ausgezeichnete Nachricht. Ich konnte mir den Gesichtsausdruck von Kusnezow und Karpow vorstellen, wenn sie zum Verhör zum Staatlichen Ermittlungskomitee einbestellt wurden. Nach all dem Schlimmen, was sie uns angetan hatten, erschien es mir, als würden die Karten jetzt neu gemischt werden.

Ich konnte mich knapp zwei Monate in dieser Freude wiegen, bis einen Abends Anfang März Wadim in mein Büro kam. Er wirkte sehr besorgt. »Ich habe gerade eine Nachricht von meiner Quelle Aslan bekommen«, sagte er.

»Worum geht es darin?«, fragte ich nervös. Mir wurde unbehaglich, da ich es gewöhnt war, dass Wadim ständig schlechte Nachrichten überbrachte, insbesondere wenn sie von Aslan kamen.

Er legte Aslans Nachricht vor mir auf den Tisch und deutete auf die russischen Worte. »Hier steht: ›Ermittlungsverfahren eröffnet gegen Browder, Fall Nummer 401052, Republik Kalmückien, Steuerhinterziehung in großem Umfang.‹«

Ich glaubte, jemand habe mir einen Schlag in die Magengrube versetzt. Anscheinend wollten sich Kusnezow und Karpow dafür rächen, dass sie einbestellt worden waren. Ich hatte unzählige Fragen, die ich stellen wollte, aber es war 19.30 Uhr, und ärgerlicherweise sollten Elena und ich an einem Abendessen teilnehmen, das in einer halben Stunde begann und schon seit Monaten vereinbart war. Ein alter Freund von Salomon Brothers und dessen Verlobte hatten es geschafft, in einem neuen Londoner Restaurant namens L'Atelier de Joël Robuchon eine Tischreservierung zu ergattern, und ich konnte dieses Essen nicht so kurzfristig absagen.

Auf dem Weg zum Restaurant rief ich Elena an, um ihr Aslans Nachricht mitzuteilen. Zum ersten Mal seit dem Beginn der Krise waren unsere emotionalen Rhythmen im Gleichklang, und wir schalteten beide gleichzeitig in den Panikmodus. Als wir am Restaurant ankamen, waren unsere Freunde schon da, saßen in einer Nische und lächelten uns entgegen. Sie verkündeten, dass sie so frei waren, für uns vier das siebengängige Degustationsmenü zu bestellen, das uns mindestens drei Stunden beschäftigen würde. Ich kämpfte mich durch das Essen, versuchte, meine Angst zu verbergen, während die beiden unbekümmert über Trauungsorte, Flitterwochenpläne und andere fantastische Londoner Restaurants sprachen. Ich sehnte das Ende des Abends herbei. Als der *zweite* Nachtisch serviert wurde, stieß mich Elena unter dem Tisch mit dem Knie an und erklärte, dass wir jetzt zu unseren Kindern nach Haus müssten. Elena und ich verließen das Lokal. Wir saßen schweigend im Taxi.

Die neuen Ermittlungen gegen mich erforderten sofortiges Handeln. Am nächsten Morgen bat ich Eduard, alles andere liegen zu lassen und sofort

nach Elista zu reisen, die Hauptstadt der Kalmückischen Republik, um so viel wie möglich herauszufinden.

Früh am nächsten Tag flog Eduard nach Wolgograd, nahm sich ein Taxi und legte die vierstündige Wegstrecke nach Elista zurück. Die Landschaft Kalmückiens – einer südrussischen Republik am Kaspischen Meer, die von asiatischen Buddhisten bewohnt wird – war die eintönigste, die er je gesehen hatte. Sie war flach und öde, es gab kein Gras und keine Bäume, nur braunes Land und grauer Himmel, so weit das Auge reichte. Die einzige Unterbrechung der Monotonie waren ein paar baufällige Gebäude, die alle 20 oder 30 Kilometer auftauchten.

Als Eduard in Elista ankam, begab er sich sofort zum Gebäude des Innenministeriums an der Puschkina Uliza. Das saubere, moderne vierstöckige Gebäude stand an einem öffentlichen Platz, der eine goldene Pagode beherbergte.

Er trat ein, stellte sich am Empfang vor und fragte, ob er den Ermittler sprechen könne, der für das Strafverfahren Nummer 401052 zuständig war. Ein paar Minuten später erschien ein kleiner Asiat in mittleren Jahren mit O-Beinen und in einer Lederweste und sagte: »Wie kann ich Ihnen helfen?«

Eduard reichte ihm die Hand. »Ist bei Ihnen ein Ermittlungsverfahren anhängig, das gegen William Browder gerichtet ist?«

Der Ermittler, er hieß Nuschinow, musterte Eduard mit prüfendem Blick. »Wer sind Sie?«

»Entschuldigen Sie. Ich komme gerade aus Moskau. Ich bin der Anwalt von Mr. Browder.« Eduard zeigte dem Beamten seine Vollmacht und fuhr fort: »Können Sie mir bitte Näheres sagen über die Untersuchungen gegen meinen Mandanten?«

Der Ermittler entspannte sich. »Ja, natürlich. Bitte kommen Sie in mein Büro.« Die beiden Männer gingen über einen langen Korridor zu einem kleinen, überladenen Raum, wo der Beamte Eduard Einblick in die Strafakte gewährte.

Dir russischen Behörden beschuldigten mich, im Jahr 2001 in zwei Fällen Steuern hinterzogen zu haben. Kalmückien arbeitete mit steuerlichen Anreizen ähnlich wie Jersey oder die Isle of Man, und der Fonds hatte zwei unserer Investmentfirmen hier registriert. Das Strafverfahren war eindeutig

konstruiert. In der Akte entdeckte Eduard Unterlagen über Buchprüfungen der Steuerbehörden, aus denen hervorging, dass alles korrekt bezahlt worden war.

Eduard wies den Ermittler darauf hin, worauf dieser tief seufzte. »Hören Sie, ich wollte mit dieser Sache nichts zu tun haben. Sie haben mich aus meinem Urlaub zurückgerufen, weil ich mich mit einer ranghohen Abordnung aus Moskau treffen sollte.«

»Was für eine ranghohe Abordnung?«

»Es waren vier Leute. Sie haben verlangt, dass ich dieses Ermittlungsverfahren eröffne. Sie sagten, es sei eine Anweisung von ganz oben und es habe mit der Verschlechterung der Beziehungen zwischen Großbritannien und Russland zu tun. Mir blieb nichts anderes übrig«, erklärte Nuschinow, offenkundig beunruhigt darüber, dass er alle möglichen Gesetze brechen musste, um dieser Anweisung Folge zu leisten. Später erfuhren wir, dass diese Abordnung aus Karpow, zwei von Kusnezows Untergebenen und einem Beamten der Abteilung K des FSB bestand.

»Und wie ist der momentane Status des Verfahrens?«, erkundigte sich Eduard.

»Das Verfahren wurde hier eröffnet, aber dann an Moskau übertragen. Außerdem haben wir einen Durchsuchungsbeschluss der Russischen Föderation gegen Browder erlassen.«

Als Eduard am nächsten Vormittag nach Moskau zurückkehrte, rief er uns an und berichtete uns alles. Aslan hatte vollkommen recht gehabt. Das Verfahren gegen Iwan war erst der Anfang gewesen, und wir hatten Grund zu der Annahme, dass noch viele weitere folgen würden.

Kapitel 26
Das Rätsel

Am 1. Oktober 1939 hielt Winston Churchill eine später berühmt gewordene Rede, in der er sich mit der Aussicht auf einen Kriegseintritt der Sowjetunion befasste: »Ich kann das Verhalten Russlands nicht vorhersagen. Es ist ein Rätsel, das in ein Geheimnis verwoben und in einem Mysterium verschlossen ist. Aber es gibt einen Schlüssel dazu. Und dieser Schlüssel ist das nationale Interesse Russlands.«

Schneller Sprung ins Jahr 2008. Churchills Beobachtungen über Russland sind nach wie vor zutreffend, allerdings mit einer großen Einschränkung: Anstelle der nationalen Interessen wird Russlands Handeln heute vom Geld bestimmt, insbesondere durch die kriminelle Aneignung von Geld durch Staatsbeamte.

Unsere Situation war ein Rätsel durch und durch. Warum bestiegen Karpow und drei seiner Kollegen ein Flugzeug und flogen Hunderte Kilometer nach Kalmückien, um dort aus Rache ein Strafverfahren gegen mich in die Wege zu leiten? Warum hielten sie an dem Verfahren gegen Iwan fest, obwohl sie damit nichts erreichen konnten? Warum machten sie sich die Mühe, alle diese Banken zu durchsuchen, obwohl sich keine Vermögenswerte von Hermitage mehr in Russland befanden?

Ich wurde nicht schlau daraus.

Je länger ich darüber nachdachte, umso klarer wurde mir, dass die Antwort auf dieses Rätsel in den Resten unserer früheren Investmentfirmen zu suchen war, die in betrügerischer Absicht neu registriert worden waren. Sie hatten keinen wirtschaftlichen Wert, aber wenn es uns irgendwie gelang, sie wieder in unseren Besitz zu bringen, würden wir auch das Recht bekommen, alle relevanten Informationen von der Regierung zu verlangen. Dann würden wir genau nachvollziehen können, wer – und das ging zweifellos über Karpow und Kusnezow hinaus – hinter dem Betrugsmanöver

steckte.

Zu diesem Zweck wandten wir uns an den Moskauer Schiedsgerichtshof, der uns helfen sollte, unsere Firmen zurückzuerlangen. Dies muss für die Hintermänner des Komplotts eine Überraschung gewesen sein, denn unverzüglich reichten sie am Schiedsgericht von Kasan eine Gegenklage gegen uns ein, wodurch sie erzwangen, dass das Verfahren nach Tatarstan abgegeben wurde. Wahrscheinlich dachten sie, dass das Gericht in Kasan ihnen freundlicher gesonnen sein würde.

Ich war nicht sicher, welche Chancen wir vor einem russischen Provinzgericht haben würde, aber es freute mich, dass unsere Gegner so schnell und defensiv reagierten. Offensichtlich hatten wir sie an einem schwachen Punkt getroffen. Eduard und einer seiner Kollegen flogen umgehend nach Kasan. Sie kamen dort an einem kalten Märztag an und fuhren unverzüglich zum Gericht, einem schönen, eleganten Gebäude innerhalb des »Kreml« der Republik Tatarstan. Eduard war es gewohnt, seine Zeit in schmuddeligen Strafgerichten zu verbringen, wo die Leute aggressiv waren und Spannungen in der Luft lagen, aber dies hier war ein ziviles Gericht. Die Umgebung war freundlicher, und auch die anwesenden Personen traten wesentlich ziviler auf.

Einen Tag vor der Anhörung ging Eduard zur Sekretärin und verlangte nach der Strafakte. Sie tippte die Namen unserer Firmen in die Datenbank ein und sagte entgegenkommend: »Gegen diese Unternehmen sind zwei Verfahren anhängig. Möchten Sie die Akten zu beiden?«

Es war das erste Mal, dass Eduard von einem zweiten Verfahren hörte, aber er zeigte keine Reaktion und lächelte nur. »Natürlich von beiden, bitte.«

Die Frau ging in den Aktenraum und kehrte mit einem Karton voller Dokumente zurück. Sie schlug Eduard vor, sie am besten an einem Tisch weiter hinten im Saal zu studieren. Eduard dankte ihr, ging zu dem Tisch und nahm sich die Strafakten vor. Die erste betraf die Gegenklage, deretwegen Eduard gekommen war. Doch von dem zweiten Verfahren hatte er bisher nichts gewusst. Es war ein Urteil über 581 Millionen Dollar gegen Parfenion, eine weitere unserer Firmen, die gekapert worden war. Gebannt las er die Dokumente. Das Urteil war eine Kopie des Richterspruchs von Sankt Petersburg. Sie hatten denselben betrügerischen Anwalt und dieselben gefälschten Verträge mit jenen Informationen benutzt, die von der Polizei

beschlagnahmt worden waren.

Als ich von dem zweiten Urteil über 581 Millionen Dollar erfuhr, fragte ich mich, von wie vielen anderen russischen Gerichten wohl ähnlich betrügerische Urteile gegen unsere Firmen ergangen sein mochten. Ich teilte meine Befürchtungen den Mitgliedern des Teams mit, und daraufhin begann Sergej, die Datenbanken der russischen Gerichte zu durchstöbern. Innerhalb einer Woche entdeckten wir ein weiteres Urteil – eine Forderung über 321 Millionen Dollar, die vom Moskauer Schiedsgericht anerkannt worden war.

Insgesamt wurden gegen unsere gekaperten Firmen Forderungen in Höhe von ungefähr einer Milliarde Dollar erhoben, wobei in allen Fällen exakt dieselbe Masche zugrunde lag.

Durch diese Entdeckungen wurde das Rätsel noch komplizierter. Es war noch immer unklar, wie die Kriminellen diese Forderungen zu Geld machen wollten. Dass ihnen dieses Geld »zustand«, bedeutete noch lange nicht, dass es auch auf ihre Bankkonten fließen würde. *Es gab kein Geld, das ihnen ausgezahlt werden hätte können!* Ich war überzeugt, dass sie noch ein anderes Ziel verfolgten. Aber welches?

Ich begriff, dass ich einen Schritt zurücktreten und die Dinge aus einem anderen Blickwinkel betrachten musste, um zu schauen, ob ein Muster erkennbar war oder ob es Verbindungen gab, die wir bisher übersehen hatten.

An einem Samstagabend Ende Mai 2008 bat ich Iwan, zu mir ins Büro zu kommen und unsere sämtlichen Schriftsätze, Kontoauszüge und richterlichen Anordnungen ins große Konferenzzimmer mitzubringen. Wir leerten den Karton mit den juristischen Dokumenten auf dem langen Holztisch aus und schichteten sie in mehreren Stapeln auf. Jeweils ein Stapel für jedes Urteil, für jede Bankdurchsuchung und für jedes Strafverfahren. Als alles aufgeteilt war, versuchten wir, die Ereignisse chronologisch zu ordnen.

»Wann fand die letzte Durchsuchung Kusnezows bei unseren Banken statt?«, fragte ich.

Iwan durchwühlte den Papierberg. »Am 17. August.«

»Gut. Welches Datum haben die erschwindelten Gerichtsurteile?«

»Sankt Petersburg erfolgte am 3. September, Kasan am 13. November und

Moskau am 11. Dezember.«

»Fassen wir also zusammen – die Gauner sind zu allen diesen Gerichten gefahren und haben eine Menge Geld für diese Urteile ausgegeben, auch noch nachdem sie bereits wussten, dass in unseren Firmen keine Aktiva und kein Geld mehr vorhanden waren?«

»So sieht es aus«, bestätigte Iwan, der diese Unstimmigkeit hier zum ersten Mal bemerkte.

»Warum haben sie das getan?«

»Vielleicht wollten sie die Urteile als Kreditsicherheit einsetzen«, meinte Iwan.

»Das wäre lächerlich. Keine Bank würde auf der Grundlage derart amateurhafter Gerichtsurteile Geld verleihen.«

»Und wenn sie dachten, sie könnten damit an dein Privatvermögen im Ausland herankommen?«

Dieser Gedanke war erschreckend, aber ich wusste, dass das nicht möglich war. Unmittelbar nachdem wir von der Forderung aus Sankt Petersburg erfahren hatten, hatte ich darüber mit meinen britischen Anwälten gesprochen.

Wir schwiegen eine Weile, dann ging mir plötzlich ein Licht auf. »Wie groß war der Gewinn von Hermitage im Jahr 2006?«

»Einen Moment.« Iwan klappte seinen Laptop auf und rief eine bestimmte Datei auf. »973 Millionen Dollar.«

»Und wie viel Steuern haben wir in diesem Jahr gezahlt?«

Er warf abermals einen Blick in seinen Laptop. »230 Millionen Dollar.«

»Es mag verrückt klingen. Aber glaubt ihr … glaubt ihr, dass sie versuchen könnten, sich diese 230 Millionen rückerstatten zu lassen?«

»Das *ist* verrückt, Bill. Das Finanzamt würde das niemals tun.«

»Ich weiß nicht. Ich glaube, dazu sollten wir Sergej fragen.«

Am Montag rief Iwan Sergej an, um diese Theorie zu überprüfen. Aber im Unterschied zu Iwan wies sie Sergej vollständig zurück. »Unmöglich«, sagte er, ohne auch nur kurz nachzudenken. »Der Gedanke, dass jemand im

Nachhinein Steuern klauen könnte, ist absurd.«

Doch eine Stunde später rief Sergej zurück. »Vielleicht war ich ein wenig zu voreilig. Ich habe im Steuergesetzbuch nachgeschaut, und was Sie angesprochen haben, wäre theoretisch tatsächlich möglich. Ich kann mir allerdings nicht vorstellen, dass es in der Praxis funktionieren würde.«

Während dieser Wochen, während ich in meinem Büro saß und über alle möglichen Theorien nachgrübelte, führte Sergej an vorderster Front seine Recherchen durch. Er wollte vor allem herausbekommen, welche Personen in dieses Verbrechen verwickelt waren. Er hatte an die Regierungsbehörde in Moskau geschrieben, in der unsere gekaperten Firmen registriert worden waren, und verlangte die Übermittlung sämtlicher Informationen, die dort vorhanden waren. Während er vergeblich auf eine Antwort wartete, taten die Kriminellen etwas Bezeichnendes. Sie verlegten die geraubten Firmen unverzüglich in eine unbedeutende Stadt namens Nowotscherkassk im Süden Russlands. Sergejs Brief hatte sie offenbar aufgeschreckt. Darauf schrieb Sergej an die Registrierungsbehörde in Nowotscherkassk und verlangte von dort die gleichen Informationen. Während die dortigen Beamten ebenso still blieben wie jene in Moskau, verlegten die Kriminellen die Firmen abermals an einen anderen Ort. Diesmal nach Chimki, einen Moskauer Vorort. Die Kriminellen trieben anscheinend ein Katz-und-Maus-Spiel, aber Sergej blieb am Ball und schrieb auch an das Registeramt in Chimki.

Sergej war klar, dass die Leute, mit denen wir es zu tun hatten, keine Achtung für Recht und Gesetz besaßen, aber einen Heidenrespekt vor bürokratischen Abläufen und Ämtern hatten. So wie er die Übeltäter dazu gebracht hatte, die Firmen ständig umherzuschieben, hoffte er, auch die Polizei aufzurütteln, indem er in die Strafakte weitere Belege für ihre eigene Verwicklung in das Verbrechen einführte. Sergej wusste, wenn etwas einmal in die Akte aufgenommen worden war, verlangte es das Verfahren, dass es für immer darin blieb. Sergej hoffte, dass später, wenn vielleicht auch jetzt die Untersuchung über unsere gekaperten Firmen zu nichts führte, ein neuer gewissenhafter Ermittler den Fall übernehmen und das Richtige tun würde. Allein diese Möglichkeit würde dafür sorgen, dass die Verschwörer ständig nervös bleiben würden.

Sergej vereinbarte für den 5. Juni 2008 einen Termin beim Staatlichen Ermittlungskomitee. Als er an dem Gebäude ankam, empfing ihn der

zuständige Ermittlungsbeamte und führte ihn in sein Büro. Kurz bevor der Beamte die Tür öffnete, bemerkte Sergej, dass dessen Hand vor Nervosität zitterte.

Er stieß die Tür auf, und umgehend wurde Sergej der Grund dafür klar. Am Tisch saß Oberstleutnant Artem Kusnezow.

Sergej war überrascht. Er schaute dem Ermittlungsbeamten in die Augen und fragte: »Was tut der hier?«

Der Beamte wich Sergejs Blick aus und antwortete: »Oberstleutnant Kusnezow wurde uns zur Unterstützung in diesem Verfahren zugeteilt.«

Zuerst war Karpow beauftragt worden, Untersuchungen gegen sich selbst durchzuführen, und jetzt tat Kusnezow das Gleiche!

»Ich werde in seiner Gegenwart nicht mit Ihnen sprechen«, erklärte Sergej entschlossen.

»Gut«, erwiderte der Beamte unsicher. »Dann bitte ich Sie, in der Halle zu warten, bis wir unsere Besprechung beendet haben.«

Sergej saß eine Stunde lang auf einem unbequemen Metallstuhl, mit seinen Unterlagen auf dem Schoß. Kusnezow und der Ermittlungsbeamte hofften wahrscheinlich, der Sergej sein Vorhaben aufgeben würde, doch diesen Gefallen tat er ihnen nicht. Als Kusnezow schließlich ging, stand Sergej auf und betrat das Büro. Er setzte sich, legte seine Beweismittel vor und gab seine Zeugenaussage ab, in der er explizit Kusnezow und Karpow als Tatbeteiligte bezeichnete. Gemäß dem vorgeschriebenen Verfahren blieb dem Ermittlungsbeamten nichts anderes übrig, als sich dies anzuhören und in die Ermittlungsakte aufzunehmen.

Sergej verließ die Zentrale des Staatlichen Ermittlungskomitees und stieg in die U-Bahn. Was gerade geschehen war, war schlicht unfassbar. Sergej erwartete, dass seine Zeugenaussage zu nichts führen würde. Er rechnete sogar damit, Schwierigkeiten zu bekommen. Er hatte nicht erwartet, jenen Mann, gegen den er belastendes Material vorlegte, als Mitglied des Ermittlungsteams anzutreffen. Sergej brauchte die gesamte Rückfahrt zum Büro und ein paar Runden um den Block, bis er sich wieder beruhigt hatte, doch als er an seinen Schreibtisch bei Firestone Duncan zurückkehrte, fand er noch etwas anderes vor, womit er nicht gerechnet hatte. Es war ein Brief vom Finanzamt in Chimki, einer der Registrierungsbehörden, die er zuvor

wegen Informationen zu unseren gekaperten Firmen angeschrieben hatte.

Sergej riss ihn auf. Hier hatte einmal jemand tatsächlich seinen Job ordnungsgemäß erledigt. Es gab Informationen, es wurden Namen genannt, und, noch wichtiger, aus dem Brief ging hervor, dass die Leute, die unsere Firmen geraubt hatten, Konten bei zwei obskuren Banken eröffnet hatten: bei der Universal Savings Bank und der Intercommerz Bank.

Das war ein wichtiger Durchbruch. Warum benötigten drei Firmen, die fingierte Verbindlichkeiten in Höhe von einer Milliarde Dollar und keinerlei Aktiva hatten, Bankverbindungen? Sergej rief umgehend die Internetseite der Zentralbank auf. Er tippte »Universal Savings Bank« ein und erfuhr, dass diese Bank so klein war, dass sie nur ein Eigenkapital von 1,5 Millionen Dollar besaß. Intercommerz war nur wenig größer und verfügte über zwölf Millionen Dollar Eigenkapital. Diese Institute konnte man nur schwerlich als Banken bezeichnen.

Aber dann stieß er noch auf etwas höchst Interessantes. Weil diese Banken so klein waren, konnte er direkt auf der Internetseite erkennen, wie die Summe der Einlagen durch Geldeingänge hochschnellte. Ende Dezember 2007, kurz nachdem die Bankkonten für unsere gekaperten Firmen eröffnet worden waren, verzeichnete die Universal Savings Bank Eingänge in Höhe von 97 Millionen Dollar, und die Intercommerz erhielt 147 Millionen Dollar.

In diesem Zusammenhang erinnerte sich Sergej an unsere Frage nach der Möglichkeit von Steuerrückerstattungen. Der Betrag, den diese beiden Banken erhalten hatten, entsprach ungefähr jenem Betrag, den die Hermitage-Unternehmen im Jahr 2006 als Steuer abgeführt hatte. Das konnte auch ein Zufall sein. Er holte sich sämtliche richterlichen Anordnungen und legte sie neben die Steuererklärungen unserer Firmen. In diesem Augenblick wurde Sergej alles klar.

Das Urteil von Sankt Petersburg gegen Mahaon belief sich auf 71 Millionen Dollar, und Mahaons Gewinn im Jahr 2006 hatte genau 71 Millionen Dollar betragen. Das Urteil gegen Parfenion in Kasan lautete auf 581 Millionen Dollar, was sich genau mit dem Gewinn dieser Firma im Jahr 2006 deckte. Ebenso verhielt es sich mit Rilend, unserer dritten gekaperten Firma, gegen die in Moskau ein Urteil ergangen war. Insgesamt hatten die Kriminellen Richtersprüche in Höhe von 973 Millionen Dollar erwirkt, um

reale Gewinne in Höhe von 973 Millionen Dollar zu verschieben.

Sergej rief umgehend Iwan an, und wenige Minuten später sprang Iwan auf und winkte Wadim und mich zu sich. »Schaut euch das an, Jungs«, rief er aufgeregt und deutete auf seinen Bildschirm.

Iwan rief die Internetseite der russischen Zentralbank auf, und wir betrachteten die beiden Anstiege der Bankeinlagen, die Sergej entdeckt hatte.

»Diese Drecksäcke«, sagte ich.

»Bill, Sergej hat das herausgefunden«, sagte Iwan.

»Das ist toll, aber wie können wir beweisen, dass dieses Geld tatsächlich von den Finanzämtern gekommen ist?«, fragte ich.

Wadim antwortete: »Ich werde mich bei einigen Informanten in Moskau umhören, ob sie diese Überweisungen bestätigen können. Nachdem wir jetzt die Namen der Banken kennen, können wir wahrscheinlich auch herausfinden, woher das Geld gekommen ist.«

Zwei Tage später kam Wadim in mein Büro und legte mir mehrere Blatt Papier auf den Schreibtisch. »Das sind die Banküberweisungen«, sagte er mit zufriedenem Grinsen.

Ich griff nach den Papieren, die in Russisch beschrieben waren. »Was steht drin?«, fragte ich.

Wadim blätterte zur letzten Seite. »Hier wird eine Steuerrückerstattung über 139 Millionen Dollar vom russischen Finanzamt an Parfenion bestätigt. Das hier ist eine Bestätigung über 75 Millionen, die an Rilend gegangen sind. Und das hier sind 16 Millionen an Mahaon. Insgesamt 230 Millionen Dollar.«

Das entsprach dem Betrag – 230 Millionen Dollar –, den wir an Steuern bezahlt hatten. Die Beträge waren identisch.

Wir versammelten uns in meinem Büro, und ich rief Sergej an, um ihn zu seiner beeindruckenden detektivischen Arbeit zu beglückwünschen, aber obgleich er das Rätsel gelöst hatte, wirkte er bedrückt. Diese Leute hatten die russischen Steuerzahler betrogen – ihn selbst, seine Familie, seine Freunde. Alle, die er kannte.

»Das ist das Widerwärtigste, was ich bisher erlebt habe«, sagte er.

Es war die größte Steuerrückerstattung in der russischen Geschichte. Sie hatte eine solch gewaltige Dimension und war so dreist eingefädelt worden, dass wir sicher waren, dass wir die Täter am Haken hatten. Es war eine verbrecherische, skrupellose Unternehmung gewesen, und wir verfügten jetzt über die nötigen Beweise, um sie offenzulegen und diese Kerle vor Gericht zu bringen.

Und genau das hatten wir vor.

Kapitel 27
DHL

Meiner Ansicht nach hatte Wladimir Putin persönlich meine Ausweisung aus Russland autorisiert, und wahrscheinlich hatte er auch die Versuche gebilligt, unsere Vermögenswerte zu rauben, aber mir erschien es undenkbar, dass er zugelassen haben könnte, dass Staatsbeamte seiner eigenen Regierung 230 Millionen Dollar stahlen. Ich war überzeugt, sobald wir den russischen Behörden unsere Beweise vorlegten, würden die Guten die Bösen hinter Schloss und Riegel bringen, und damit würde die Geschichte ihr Ende finden. Trotz allem, was passiert war, glaubte ich immer noch, dass es noch ein paar gute Menschen in Russland gab. Am 23. Juli 2008 begannen wir, unsere ausführlichen Beschwerden über den Betrug mit den Steuerrückerstattungen einzureichen, und schickten Kopien an alle Justiz- und Regulierungsbehörden in Russland.

Wir gaben die Geschichte auch an die *New York Times* sowie an *Vedomosti*, die bekannteste unabhängige Tageszeitung in Russland. Die Artikel waren explosiv, und die Story wurde rasch von anderen Medien aufgegriffen, sowohl in Russland wie auch international.

Einige Tage nachdem die Geschichte bekannt geworden war, wurde ich von Echo Moskau, dem wichtigsten oppositionellen Rundfunksender in Russland, um ein 45 Minuten dauerndes Radiointerview gebeten. Ich erklärte mich dazu bereit und schilderte in einer Livesendung am 29. Juli systematisch die ganze Tortur: die Durchsuchungen, die Kaperung unserer Firmen, die erschwindelten Gerichtsurteile, die Beteiligung von vorbestraften Kriminellen, die Komplizenschaft der Polizei und, das war am wichtigsten, den Diebstahl von 230 Millionen Dollar an russischen Steuergeldern. Der Interviewer Matwej Ganapolski, ein altgedienter Reporter, der langjährige Erfahrung mit der Bestechlichkeit und der Korruption in Russland besaß, war erkennbar entsetzt. Nach der Sendung bemerkte er: »Wenn die Ausstrahlung nicht abgeschaltet wurde, dann

müssen morgen einige Verhaftungen stattfinden.«

Das dachte ich auch – es musste etwas passieren. Die Stunden vergingen, die Tage vergingen, aber es tat sich nichts. Die Tage wurden zu Wochen, und noch immer geschah nichts. Es war schwer zu glauben, dass auf eine solch große Geschichte über den Diebstahl von Steuergeldern keine Reaktion erfolgte.

Aber dann gab es doch eine Reaktion – allerdings nicht von jener Art, wie ich sie erwartet hatte. Am 21. August 2008, an einem ungewöhnlich stillen und heißen Sommertag in London, läutete das Telefon in meinem Büro. Der erste Anrufer war Sergej, er rief von Firestone Duncan aus an; dann meldete sich Wladimir Pastuchow von sich zu Hause; der dritte Anruf kam von Eduard, der sich auf seiner Datscha in der Nähe von Moskau aufhielt. Alle unsere Anwälte überbrachten dieselbe Nachricht: Teams des russischen Innenministeriums durchsuchten ihre Büros.

Eduards Nachricht klang am beunruhigendsten. Während seiner Abwesenheit war um 16.56 Uhr ein DHL-Päckchen in seinem Büro abgegeben worden. Knapp eine Stunde später erschien eine große Zahl Polizisten an seinem Arbeitsplatz, um das Büro zu durchsuchen. Kaum hatten sie mit der Durchsuchung begonnen, »fanden« sie das DHL-Päckchen und beschlagnahmten es. Sobald sie es in ihrem Besitz hatten, beendeten sie die Durchsuchung und zogen ab.

Offenkundig war die ganze Aktion auf die Anlieferung dieses mysteriösen Päckchens ausgerichtet gewesen. Zum Glück hatte Eduards Sekretärin umsichtigerweise eine Kopie des Frachtbriefs angefertigt und schickte sie uns per Fax. Wir waren entsetzt, als wir die DHL-Seite aufriefen, die Sendungsnummer eingaben und folgende Absenderadresse entdeckten: Grafton House, 2 – 3, Golden Square, London W1F 9HR.

Unsere eigene Adresse in London!

Natürlich war das Päckchen nicht von unserem Büro versandt worden. Aus dem Frachtbrief ergab sich jedoch, dass es bei einem DHL-Depot im Süden von London eingeliefert worden war. Daher setzten wir uns unverzüglich mit der Londoner Metropolitan Police in Verbindung und schilderten der Polizei den Fall. Im späteren Verlauf des Tages erschien Detective Sergeant Richard Norten, ein junger Beamter in Lederjacke und mit einer Fliegersonnenbrille, in unserem Büro.

Ich stellte mich vor und fragte ihn, ob er feststellen habe können, wer das Päckchen eingeliefert hatte.

Er zuckte mit den Schultern und zog eine DVD aus seiner Jackentasche. »Nein, aber ich habe die Bänder der Videoüberwachung aus der DHL-Niederlassung in Lambeth«, sagte er. »Vielleicht erkennen Sie die Person, die das Päckchen abgegeben hat.«

Ich bedeutete ihm, er solle zu meinem Schreibtisch gehen. Wadim, Iwan und ich versammelten uns davor, während Norten die DVD in meinen Computer schob. Er griff nach der Maus, öffnete die Datei und spulte das Video, das nur eine geringe Auflösung besaß, im Schnellvorlauf ab. Wir sahen Menschen, die an den DHL-Einlieferungsschalter traten und wieder gingen. Dann drückte er auf »Play« und sagte: »Da ist es.«

Wir sahen, wie zwei osteuropäisch aussehende Männer das DHL-Gebäude betraten. Einer trug eine Plastiktüte mit dem Logo eines Einzelhandelsgeschäftes in Kasan in Tatarstan. Die Tüte war voll mit Papieren. Der Mann verstaute diese Dokumente in einer DHL-Versandtasche und verschloss sie, während der andere den Frachtbrief ausfüllte und den Versand an Eduards Büro bar bezahlte. Als sie fertig waren, wandten sie der Kamera den Rücken zu und gingen aus dem Bild.

Als die Aufnahme zu Ende war, fragte Norten: »Kennen Sie die beiden oder einen von ihnen?«

Ich schaute Iwan und Wadim an. Beide schüttelten den Kopf. »Nein«, antwortete ich. »Wir kennen sie nicht.«

»Nun, wenn Sie mir die Namen der Leute geben, die Ihnen in Russland Schwierigkeiten bereiten, kann ich sie abgleichen mit den Passagierlisten der Flüge, die in der vergangenen Woche von Heathrow und Gatwick abgegangen sind, um zu sehen, ob sich hieraus etwas ergibt.«

Ich war nicht besonders zuversichtlich, aber wir händigten ihm eine Namensliste aus, und er ging.

Ich hatte keine Zeit, mich weiter mit der DHL-Sache zu beschäftigen, denn die russischen Behörden handelten sehr schnell. Zusätzlich zur Durchsuchung ihrer Büros bestellten sie Wladimir und Eduard drei Tage später, am Samstag, zu einer Befragung in das Innenministerium in Kasan ein.

Diese Befragung war nicht nur illegal – Rechtsanwälte dürfen nicht gezwungen werden, gegen ihre Mandanten auszusagen –, sie ließ auch nichts Gutes ahnen. Kasans Polizei stand im Ruf, die rückständigste und korrupteste in ganz Russland zu sein. Dagegen erschienen die in dem Film *12 Uhr nachts – Midnight Express* dargestellten Vorgänge wie der Aufenthalt in einem Holiday Inn. Die Männer, die dort arbeiteten, waren dafür berüchtigt, dass sie Häftlinge folterten, unter anderem indem sie ihnen Champagnerflaschen in den After schoben, um Geständnisse zu erpressen. Dadurch dass sie Eduard und Wladimir an einem Samstag vorluden, würde bis zum Montag gewissermaßen Funkstille herrschen, und in dieser Zeit konnte das Innenministerium von Kasan tun, was es wollte, mehr oder weniger im Verborgenen.

Ich war zutiefst beunruhigt. Die Eskalation hatte eine völlig neue Stufe erreicht. Ich hatte Iwan, Wadim und weitere Mitarbeiter von Hermitage aus Russland herausgeholt, um zu verhindern, dass ihn etwas dieser Art widerfuhr, aber in meinen schlimmsten Albträumen hatte ich mir nicht vorstellen können, dass unsere Anwälte ins Visier der Staatsmacht geraten könnten.

Wegen Wladimirs angegriffener Gesundheit hatte ich Angst um ihn, falls er in Haft genommen werden würde. Ich rief ihn sofort an. »Ich mache mir Sorgen um Sie, Wladimir«, sagte ich.

Doch Wladimir war seltsam unbekümmert. Er ging an die Situation heran, als wäre sie ein akademisches Problem, das er untersuchen und analysieren konnte, und nicht als etwas, das ihm tatsächlich widerfuhr. »Machen Sie sich keine Sorgen, Bill. Als Rechtsanwalt bin ich geschützt. Sie können mich nicht zu einer Befragung vorladen. Ich habe mit der Moskauer Rechtsanwaltskammer gesprochen, sie wird an meiner Stelle antworten. Ich werde nicht nach Kasan fahren.«

»Nehmen wir nur für einen Augenblick an, dass Sie sich irren und die Sie abholen. In Anbetracht Ihres Gesundheitszustands würden Sie im Gefängnis nicht eine Woche überleben.«

»Aber, Bill, das ist doch völlig übertrieben. Sie können nicht anfangen, gegen Rechtsanwälte vorzugehen.«

Ich ließ nicht locker. »Hören Sie, Wladimir. Sie waren derjenige, der Wadim vor ein paar Jahren mitten in der Nacht überredet hat, aus dem Land

zu verschwinden – und jetzt sind Sie an der Reihe. Kommen Sie wenigstens nach London, damit wir uns persönlich unterhalten können.«

Er schwieg einen Augenblick. »Ich muss es mir überlegen.«

Wadim hatte eine ähnliche Unterhaltung mit Eduard, der ebenfalls das Land nicht verlassen wollte. Beide Anwälte wussten, dass diese Vorladungen illegal waren und dass sie sie mit guten Gründen zurückweisen konnten, und daher erschien keiner von ihnen zu der Befragung.

Der Samstag kam und ging, und nichts geschah. Gleiches galt für den Sonntag. Am Montagmorgen rief ich Wladimir an. »Okay, Sie haben das Wochenende überlebt und Sie haben nachgedacht – wann kommen Sie nach London?«

»Ich weiß nicht, ob ich es tue. Alle haben mir das Gleiche gesagt. Russland zu verlassen, wäre vermutlich das Schlimmste, was ich tun könnte. Dadurch würde der Anschein entstehen, dass ich etwas verbrochen habe. Außerdem ist hier mein ganzes Leben. Alle meine Klienten sind hier. Ich kann nicht einfach abhauen, Bill.«

Ich verstand sein Zaudern, aber ich spürte, dass die Gefahr, der er sich aussetzte, wenn er blieb, ein kritisches Niveau erreichte. Die Leute, die hinter diesen Vorgängen steckten, waren Kriminelle, und sie agierten, als besäßen sie die vollständige Kontrolle über die Polizei. »Aber, Wladimir, wenn die Ihnen etwas anhängen wollen, spielt es keine Rolle, ob Sie unschuldig sind oder nicht. Sie müssen aus Russland heraus. Wenn auch nicht dauerhaft, aber zumindest, bis all das vorüber ist. Es wäre verrückt, noch länger zu bleiben!«

Trotz meines Drängens war er entschlossen, auszuharren – bis er mich am Mittwoch anrief, wobei er schon etwas weniger zuversichtlich klang. »Bill, ich habe gerade eine neue Vorladung aus Kasan erhalten.«

»Und?«

»Ich habe den Beamten angerufen, der sie unterschrieben hat, und ihm erklärt, dass das illegal ist. Er erwiderte, wenn ich nicht erscheine, würden sie mich gewaltsam vorführen lassen. Ich habe versucht, ihn auf meinen schlechten Gesundheitszustand hinzuweisen, aber er wollte mir nicht zuhören. Er hat geredet wie ein Gangster, nicht wie ein Polizist.«

»Dann werden Sie also jetzt …«

»Das ist noch nicht das Schlimmste, Bill. Wegen dem ganzen Stress habe ich gestern Abend Schwierigkeiten mit einem Auge bekommen. Es fühlt sich an wie ein Feuerball in meinem Kopf. Ich muss so bald wie möglich zu meinem Augenspezialisten, aber der ist in Italien.«

»Dann fliegen Sie eben nach Italien.«

»Das werde ich tun, sobald ich wieder fit genug bin, um zu fliegen.«

Im weiteren Verlauf des Tages erfuhren wir, dass auch Eduard eine zweite Vorladung erhalten hatte. Er hoffte, dass er sie mithilfe der Moskauer Anwaltsvereinigung würde abwenden können, doch auch sie konnte nichts tun.

Da Eduard früher selbst Ermittlungsbeamter und Richter gewesen war, glaubte er, dass er mittels seines Netzwerks würde herausfinden können, wer hinter diesen Angriffen steckte, aber niemand konnte ihm die Antwort liefern.

Alle seine Kontaktpersonen sagten: »Solange du nicht Licht in die Sache bringen kannst, ist es besser, wenn du verschwindest, Eduard.«

Zum ersten Mal in seinem Leben wurde Eduard aus seiner Komfortzone gerissen. Er war einer von den Menschen, zu dem alle anderen kamen, um um Hilfe zu bitten, nicht umgekehrt. Seit 1992 war Eduard Strafverteidiger, vertrat ein breites Spektrum von Klienten und zählte zu den erfolgreichsten Anwälten in Russland. Er wusste zwar, wie man sich im Rechtssystem zu bewegen hatte, aber er wusste nicht, wie man untertauchte. Zum Glück kannte Eduard von früher noch einige Klienten, die sich damit auskannten, und als diese von seinen Schwierigkeiten erfuhren, boten sie ihm ihre Hilfe an.

Am Donnerstag, dem 28. August 2008 – zwei Tage bevor er in Kasan erscheinen sollte –, rief Eduard Wadim an: »Sie werden eine Weile nichts von mir hören. Machen Sie sich keine Sorgen. Es geht mir gut.« Wadim fragte ihn, was er damit meine, aber Eduard unterbrach ihn und sagte: »Ich muss gehen.« Dann legte er auf.

Nach diesem Anruf nahm Eduard den Akku aus seinem Mobiltelefon und fuhr zu seiner Wohnung in der Nähe von Worobjowi Gori im Süden

Moskaus. Er wusste, dass er seit Wochen unter Beobachtung stand. Die Leute, die ihn beschatteten, machten sich nicht einmal die Mühe, dies zu verbergen. Nacht für Nacht stand ein Auto vor dem Haus, und zwei Männer beobachteten ununterbrochen seine Wohnung. Das war ein schlechtes Zeichen, denn er wusste nicht, ob es sich um Angehörige der russischen Mafia oder die Polizei handelte. Aber eigentlich wollte er das auch gar nicht herausfinden.

Nachdem sie an diesem Abend ein rasches Abendessen zu sich genommen hatten, brachen Eduard und seine Frau zu ihrem üblichen Abendspaziergang auf. Die Überwacher folgten ihnen nicht, denn Eduard und seine Frau gingen jeden Abend diesen Weg und waren immer wieder zurückgekommen.

Sie gingen langsam Hand in Hand ungefähr 800 Meter an der breiten Straße entlang, doch anstatt umzukehren, was sie normalerweise taten, zog Eduard seine Frau an der Hand, und sie überquerten rasch die Straße. Dort erwartete sie eine große schwarze Audi-A8-Limousine mit getönten Scheiben. Eduards Frau wusste, dass sich die Situation für ihren Ehemann verschlechtert hatte, aber sie hatte keine Ahnung von seinem Fluchtplan. Er wandte sich zu ihr, nahm ihre Hand und sagte schnell: »Jetzt ist es so weit.«

An diesem Abend würde er verschwinden.

Sie legte einen Arm um seine Schultern, beugte sich hinüber und gab ihm einen Kuss. Keiner der beiden wusste, wann sie sich wiedersehen würden. Dann setzte sich Eduard auf den Rücksitz der Limousine, legte sich hin, und der Wagen fuhr ab.

Seine Frau überquerte wieder die Straße, schob die Hände in die Taschen und kehrte mit Tränen in den Augen zu ihrer Wohnung zurück. Sie nahm es nicht wahr, als die Überwacher hochschreckten. Aber sie reagierten. Sie brauchten ein paar Stunden, um zu erfassen, was geschehen war, doch gegen Mitternacht erschienen drei Personen an der Wohnung und fragten nach Eduard.

Aber seine Frau hatte keine Ahnung, wo er steckte, und genau das sagte sie ihnen.

Wenn sich Eduard, mit all seinen Verbindungen und seinen strafrechtlichen Kenntnissen, entschlossen hatte, sich zu verstecken, dann

stand es außer Frage, dass Wladimir, ein Akademiker mit ernstlichen gesundheitlichen Beeinträchtigungen, Russland sofort verlassen musste.

Ich rief umgehend Wladimir an, verärgert darüber, dass er sich noch immer in Moskau befand. »Wladimir, Eduard ist untergetaucht. Wann gehen Sie?«

»Bill, es tut mir leid. Ich bin noch nicht kräftig genug, um zu reisen. Aber ich habe Ihre Argumente sorgfältig erwogen.« Ich wusste nicht genau, was er meinte, und er weigerte sich, diese Aussage näher zu erläutern, aber es klang, als sei er nun doch entschlossen, zu gehen.

Ich hoffte es zumindest. Ich war ziemlich sicher, wenn er und Eduard am Samstag zu ihrer zweiten Vorladung nicht in Kasan erschienen, würden die korrupten Polizisten Haftbefehle gegen beide erwirken.

Was Wladimir mir nicht hatte mitteilen können, waren seine Überlegungen, auf welche Weise er das Land verlassen konnte. Am attraktivsten erschien ihm ein Grenzübertritt auf dem Land- oder dem Seeweg. Der russische Grenzschutz war sehr antiquiert, und an vielen der entlegenen Grenzübergänge gab es keine moderne Technologie, die Flüchtende aufspüren konnte. Diese Grenzposten waren gewöhnlich mit alten oder ausgemusterten Geräten des Grenzschutzes bestückt. Faulheit und Trunksucht waren die üblichen Voraussetzungen, um auf diesen Posten Dienst zu tun, und regelmäßig ließ man hier Personen durchschlüpfen, die auf der Fahndungsliste standen. Unter Berücksichtigung dieser Kriterien erschienen der Grenzübergang Nechoteewka zur Ukraine und die Fähre von Sotschi nach Istanbul als am besten geeignet. Unglücklicherweise konnte aber die Autofahrt zu einem dieser weit entfernten Orte Wladimirs Augenprobleme auf dramatische Weise verschlimmern. Die Straßen in Russland sind bekanntermaßen schlecht, mit großen Schlaglöchern übersät und teilweise nicht asphaltiert, und eine holprige Autofahrt hätte dazu führen können, dass Wladimir, dem die Netzhaut Probleme bereitete, dauerhaft erblindete.

Nachdem Wladimir diese Optionen verworfen hatte, entdeckte er eine andere Möglichkeit, die ihm durchaus aussichtsreich erschien. Die russischen Sommerferien gingen am Sonntag, dem 31. August, zu Ende. Heerscharen von Menschen würden an diesem Tag in das Land einreisen beziehungsweise es verlassen. In diesem Durcheinander, so hoffte Wladimir,

würden die Grenzkontrolleure nicht in der Lage sein, alle Pässe genau zu prüfen. Es war eine kühne Vermutung, und wer körperlich einigermaßen gesund war, hätte sie gleich wieder verworfen, aber Wladimir konnte sich diesen Luxus nicht leisten.

Es kam der Samstag, der 30. August – jener Tag, an dem Wladimir und Eduard zu der Befragung in Kasan erscheinen sollten –, und ich saß auf der Stuhlkante und wartete gespannt auf einen Anruf von Wladimirs Frau, die mir mitteilen sollte, ob sie gekommen waren, um ihn zu verhaften. Aber ich erhielt keine Anrufe aus Russland. Ich überlegte, am Sonntagmorgen selbst anzurufen, aber ich wollte die Lauscher, die vielleicht Wladimirs Telefon abhörten, nicht darauf aufmerksam machen, dass er möglicherweise doch noch im Land war.

An diesem Tag buchten Wladimir, seine Ehefrau und sein Sohn für 23.00 Uhr einen Alitalia-Flug vom Flughafen Scheremetjewo nach Mailand. Sie verließen ihre Wohnung um 16.40 Uhr mit schlichten Einkaufstaschen. Im Unterschied zu Eduard wurden sie von keinen schattenhaften Gestalten beobachtet. Die Familie fuhr mit einem Taxi zum Flughafen, doch wegen des starken Verkehrs nach dem Ende der Sommerferien dauerte die Fahrt zweieinhalb Stunden. Sie kamen gegen 19.00 Uhr in Scheremetjewo an und nahmen ihren Platz in der Schlange vor dem Abfertigungsschalter ein. Im Flughafen herrschte das reinste Chaos. Es wimmelte von Menschen, niemand stellte sich ordnungsgemäß an, und die Gänge wurden durch große Koffer versperrt. Die Gemüter erhitzten sich, wenn einzelne Gruppen von Reisenden sich aufregten, weil sie ihre Flüge zu verpassen drohten.

Genau dieses Szenarium hatte Wladimir erhofft. Die Abfertigung nahm mehr als eine Stunde in Anspruch. Dann kam die Sicherheitskontrolle. Eine weitere Stunde dauerte es, bis der Durchleuchtungsbereich passiert war. Es war schon fast 22.00 Uhr, als Wladimir und seine Familie in der Schlange vor der Passkontrolle standen. Diese war ebenso ungeordnet wie die vorhergehenden Warteschlangen: Die Menschen drängten nach vorn, um in eine bessere Position zu kommen, und stritten darüber, wer als Nächster an die Reihe kam.

Als Wladimir und seine Familie an die Spitze der Schlange aufrückten, wurde ihm der Ernst der Lage voll bewusst. Wenn das hier schieflief, würde er wahrscheinlich verhaftet werden. Und wenn er verhaftet wurde, würde er

wahrscheinlich im Gefängnis sterben. Es war nicht übertrieben, festzustellen, dass dieser normalerweise belanglose Grenzübertritt für Wladimir eine Frage von Leben und Tod war.

Es waren nur noch 40 Minuten bis zum Abflug, als Wladimir und seine Familie die rote Linie auf dem Boden überschritten und an den Schalter der Grenzpolizei traten. Der Beamte, der dort saß, war ein junger Mann mit hellroten Wangen, klaren Augen und einem Schimmer von Schweiß auf der Stirn.

»Ihre Papiere«, sagte er auf Russisch, ohne von seinem Computerbildschirm aufzublicken.

Wladimir griff in seine Reisebrieftasche und zog die Pässe seiner Familienmitglieder und die Bordkarten heraus. »Ziemlich viel los heute Abend hier am Flughafen«, sagte er und versuchte, möglichst beiläufig zu klingen.

Der Grenzbeamte brummte etwas Unverständliches. Er betrachtete Wladimir stirnrunzelnd, während er auf die Dokumente wartete.

»Hier bitte«, sagte Wladimir und reichte ihm die Papiere.

Das war wahrscheinlich der 500. Satz von Ausweispapieren, die der Grenzbeamte an diesem Tag sah. Gewöhnlich prüfen russische Ausreisebeamte jeden Pass sehr sorgfältig. Sie tippen die Daten in den Computer ein, warten auf das Ergebnis und stempeln dann den Pass. Aber wenn sie auch an diesem Tag so penibel vorgegangen wären, dann hätte es Verspätungen von zwölf Stunden gegeben, und die Hälfte der Passagiere hätte ihre Flüge verpasst.

Ohne diese üblichen Schritte zu unternehmen, griff der Beamte nach seinem Stempel, blätterte durch die Pässe und drückte seinen roten Ausreisestempel auf die Seiten. Dann gab er alles an Wladimir zurück. »Die Nächsten«, rief er.

Wladimir legte seine Hand um den Arm seines Sohnes, und zusammen entfernten sich die drei. Eine Viertelstunde vor dem Abflug erreichten sie das Flugzeug. Sie gingen an Bord, legten die Sicherheitsgurte an und sprachen Dankgebete. Das Flugzeug rollte auf die Startbahn und hob ab, und nach ein paar Stunden waren sie in Italien.

Wladimir rief mich sofort an, nachdem sie gelandet waren, spät in der Nacht. »Bill – wir sind in Mailand!«, rief er.

Wladimir war in Sicherheit, und mir fiel ein Stein vom Herzen.

Kapitel 28
Chabarowsk

Aber während Wladimir in Sicherheit war, befand sich Eduard noch immer irgendwo in Russland, und wir hatten keine Ahnung, wo er steckte.

Nicht einmal seine Frau wusste es. Nachdem er sich von ihr am Universitetski Prospekt verabschiedet hatte, wurde Eduard zur Wohnung eines Freundes im Ostteil der Stadt gebracht, in der Nähe des Gartenrings. Dort verbrachte er diese und die darauffolgende Nacht. Er verließ die Wohnung nicht ein einziges Mal und telefonierte auch nicht. Er ging nur in der Wohnung auf und ab, und als sein Freund wieder zu Hause war, sprach er mit ihm über seine Situation und die Möglichkeiten, die ihm blieben. Er war noch nicht bereit, das Land zu verlassen. Zumindest jetzt noch nicht.

Am dritten Tag stieg Eduard kurz vor Tagesanbruch in das Auto eines anderen Freundes und wurde zu einer anderen Wohnung gebracht. Sie nahmen einen Umweg. Eduard lag auf dem Rücksitz, und erst nachdem sie sicher waren, dass sie von niemandem verfolgt wurden, steuerten sie die andere Wohnung an.

Dort verbrachte Eduard die beiden folgenden Nächte. Die Ortswechsel machten ihm zu schaffen. Eduard war es gewohnt, die Dinge anzupacken und selbst zu erledigen, aber nun war er plötzlich vollständig auf andere Menschen angewiesen. Er konnte sein Mobiltelefon nicht benutzen und keine E-Mails versenden. Er konnte nur die Nachrichten verfolgen und in der Wohnung hin und her laufen wie ein Tier in einem Käfig, was zunehmend an seinen Nerven zerrte.

Gegen Ende der ersten Woche erhielt Eduard eine Nachricht von einem seiner Freunde. Sie war bedrückend. In Moskau war die Suche nach ihm verstärkt worden.

Die Verfolger rückten näher, und Moskau wurde für ihn allmählich zu heiß.

Er war noch immer nicht bereit, Russland zu verlassen und dadurch seine Niederlage einzugestehen, daher musste er eine andere Stadt finden, in der er sich verstecken konnte. Er erwog, nach Woronesch oder Nischni Nowgorod zu fahren, die beide mit dem Nachtzug erreichbar waren. Doch an beiden Orten würde er auf sich allein gestellt sein. Er war ein gewiefter Anwalt, aber kein gewiefter Flüchtling, und er hätte sich dort wohl kaum eine Woche halten können. Er erkannte, dass er Zweierlei benötigte: eine Unterkunft weitab von Moskau und jemanden, dem er vertrauen konnte und der ihm eine Möglichkeit bot, sich zu verstecken.

Er durchforstete seine Kontakte, und dabei stach ihm ein Mann ins Auge: ein gewisser Michail, der in der Stadt Chabarowsk im Fernen Osten Russlands lebte. Vor ungefähr zehn Jahren hatte Eduard diesen Michail in einem größeren Prozess verteidigt und dafür gesorgt, dass ihm eine lange Haftstrafe erspart blieb.

Er rief Michail mit einem Prepaid-Handy an und erläuterte ihm seine Situation. Als er fertig war, sagte Michail: »Wenn Sie eine Möglichkeit finden, nach Chabarowsk zu kommen, kann ich Sie verstecken, so lange es nötig ist.«

Chabarowsk entsprach zweifellos dem Erfordernis, eine weit entfernte Zuflucht zu finden. Die Stadt war 6000 Kilometer von Moskau entfernt, also fast 500 Kilometer weiter, als die Entfernung zwischen London und dem Äquator beträgt. Das Problem bestand darin, wie er dorthin kommen sollte. Eine Autofahrt würde zu lange dauern, und Eduard würde wahrscheinlich unterwegs irgendwo von korrupten örtlichen Polizisten angehalten und ausgenommen werden, was in einer Katastrophe enden konnte. Auch der Zug war problematisch, weil er sich eine Fahrkarte würde kaufen und dadurch seinen Namen in das System würde eingeben müssen und dann eine Woche lang in einem Metallkäfig sitzen würde, während die Kriminellen zwei und zwei zusammenzählen würden.

Die beste Möglichkeit war das Fliegen. Zwar würde auch dabei sein Name im System erscheinen, doch die Reise würde nur acht Stunden dauern, was den Leuten, die ihm auf den Fersen waren, nur wenig Zeit zu reagieren geben würde.

Um seine Chancen zu erhöhen, diese Reise sicher zu absolvieren, entschloss sich Eduard, an einem Freitagabend zu fliegen. Er hoffte, dass die

Männer, die nach ihm suchten, zu diesem Zeitpunkt schon mit ihren Wochenendbesäufnissen begonnen haben würden, wodurch es unwahrscheinlich wurde, dass sie die Information noch rechtzeitig vor seiner Landung erhielten, verarbeiteten und entsprechend handelten.

Er kam eine Dreiviertelstunde vor dem Abflug am Moskauer Flughafen Domodedowo an, von dem die meisten Inlandsflüge abgehen, und ging zum Schalter, um sich ein Ticket zu kaufen. Die Angestellte am Schalter nannte ihm den Preis – 56 890 Rubel, ungefähr 1180 Euro –, worauf Eduard seine Brieftasche herauszog und den Betrag abzählte. Er reichte der Frau die Geldscheine so ungezwungen, wie es ihm möglich war, obwohl sein Herz schnell pochte. Es war ein relativ hoher Barbetrag, aber die Angestellte nahm die Scheine ohne Reaktion entgegen, tippte die Daten ein, händigte ihm mit einem Lächeln den Flugschein aus und sagte: »Ich wünsche Ihnen einen guten Flug.«

Die erste Hürde war gemeistert.

Als Nächstes kam die Sicherheitskontrolle, danach der Abfertigungsschalter und dann der Start. Auch alle diese Hürden wurden überwunden, aber es gab noch eine weitere. Der Kauf des Tickets konnte einen Stolperdraht ausgelöst haben, und es war durchaus möglich, dass die Bösewichte ihn nach der Landung am Flughafen in Chabarowsk erwarten würden. Er versuchte, ein wenig zu schlafen während des Nachtflugs, bei dem mehrere Zeitzonen passiert wurden, aber das war unmöglich.

Erschöpft und mit den Nerven am Ende landete Eduard schließlich in Chabarowsk. Die Tür ging auf, die wenigen Passagiere stiegen aus und gingen in Richtung des Terminals. Als Eduard den Kopf einzog, um durch die niedere Flugzeugtür hinauszutreten, entdeckte er, dass an der Rollbahn ein Auto wartete. Sein Herz hämmerte, aber dann sah er, dass Michail neben dem Wagen stand, mit einem Willkommenslächeln auf den Lippen.

Eduard ging mit seinem Handgepäck die Treppe hinab und wurde, ohne den Terminal betreten zu müssen, zu einem unscheinbaren Hotel in einem Vorort gebracht, wo Michail ihn unter einem erfundenen Namen anmeldete.

Wir hatten keine Ahnung, wo Eduard steckte, was er tat und ob er in Sicherheit war. Aber dass wir ihm in Russland nicht helfen konnten, bedeutete nicht, dass wir nicht herausfinden konnten, welche weiteren Maßnahmen gegen ihn in die Wege geleitet wurden.

Anfang September erhielten wir Kopien von Unterlagen des Gerichtes in Kasan. Das ominöseste Dokument war eine Zeugenaussage von Wiktor Markelow, dem verurteilten Mörder, der unsere Firmen geraubt hatte. Er erklärte unter Eid, dass er all dies auf Anweisung eines Mannes namens Oktaj Gasanow getan habe, der zwei Monate vor dem Raub an einem Herzinfarkt gestorben war. Darüber hinaus behauptete Markelow, dass Gasanow seine Anweisungen von Eduard Chajretdinow erhalten habe und dass Eduard von mir seine Instruktionen bekommen habe.

Wir wussten nun genau, was mit Eduard geschehen würde, wenn er weiter in Russland blieb. Die korrupten Beamten im Innenministerium würden ihn irgendwann aufspüren und verhaften. Im Polizeigewahrsam würde er gefoltert werden, bis er uns beide bezichtigte, für den Diebstahl der 230 Millionen Dollar verantwortlich zu sein. Wenn er kooperierte, würden sie nachsichtig mit ihm umgehen, und er würde nur ein paar Jahre in einer Strafkolonie absitzen müssen. Wenn er sich weigerte, würden sie ihn töten, und die Behauptungen von Markelow würden in Russland als »offizielle« Wahrheit anerkannt werden.

Wir mussten eine Möglichkeit finden, Eduard diese Information zukommen zu lassen. Wadim schickte einigen von Eduards Kontakten in Moskau eine kurze Nachricht für den Fall, dass sie in Verbindung zu ihm standen: »Es haben sich neue Informationen ergeben. Ihr Leben ist in Gefahr. Bitte reisen Sie so schnell wie möglich aus.«

Ohne dass wir es erfuhren, erhielt Eduard schließlich unsere Nachricht. Aber selbst jetzt war er noch nicht bereit, das Land zu verlassen. Er glaubte, wenn unsere Beschwerden über den Diebstahl der 230 Millionen Dollar von jemandem überprüft werden würden, der in der Regierungshierarchie höher stand, würde sich am Ende alles zum Guten wenden.

Aber selbst sein Gastgeber Michail wurde nervös und gelangte zu dem Schluss, dass es für Eduard in Chabarowsk allmählich zu gefährlich wurde. Er schickte zwei bewaffnete Leibwächter zu Eduard, die ihn zu Michails Datscha brachten, die gut 150 Kilometer von der Stadt entfernt in den Wäldern lag. Dort hatte Eduard Strom, der von einem Generator erzeugt wurde, ein Satellitentelefon und ein Auto zur Verfügung. Es war eine malerische Landschaft, von Nadelbäumen und Birken bestanden und mit Fischteichen durchsetzt.

Nachdem er zwei Wochen auf dem Land verbracht hatte, erhielt Eduard eine Nachricht von Michail. Eine von Eduards engsten Vertrauenspersonen war eigens nach Chabarowsk gereist, um Eduard persönlich eine Botschaft zu übermitteln. Eduard betrachtete dies als ein gutes Zeichen – warum sollte jemand den weiten Weg in den Fernen Osten auf sich nehmen, nur um schlechte Nachrichten zu überbringen? Zwei Tage später stiegen Eduard und die Leibwächter ins Auto und verließen die Datscha, um den Mann aus Moskau in einem Café in den Außenbezirken von Chabarowsk zu treffen. Doch als sein Freund erschien, verflüchtigten sich Eduards Hoffnungen schnell. Sein Freund drückte ihm mit ernster Miene die Hand. Sie setzten sich, bestellten Tee und begannen zu reden.

»Wir haben alles versucht«, sagte der Mann. »Einige sehr mächtige Leute sind in die Sache verwickelt. Es wird sich nichts ändern. Die Sache wird sich nicht beilegen lassen.«

»Aber warum kommen Sie den weiten Weg, um mir das zu sagen?«, fragte Eduard.

Der Mann beugte sich nach vorn. »Weil ich es Ihnen von Angesicht zu Angesicht sagen möchte, Eduard: Sie müssen Russland verlassen. Sie befinden sich in Lebensgefahr. Die Leute, die hinter Ihnen her sind, werden vor nichts zurückschrecken.«

Das erschütterte Eduard bis ins Mark. Nach dem Treffen rief er Michail an und sagte: »Ich muss aus Russland verschwinden. Können Sie mir helfen?«

»Ich werde tun, was ich kann«, versprach Michail.

Da Russland ein stark dezentralisiertes Land ist, kann ein einflussreicher Geschäftsmann in manchen Gegenden ähnlich mächtig sein wie das Moskauer Innenministerium. Michail gehörte zu den bedeutendsten Geschäftsleuten in dieser Region, und Eduard blieb nichts anderes übrig, als an Michails Einfluss zu glauben. Er musste hoffen, dass ihm dieser Einfluss dabei behilflich sein würde, die Sicherheits- und Grenzkontrollen zu überwinden, die jeder Reisende passieren musste, der aus dem Land ausreisen wollte.

Michail beauftragte einen lokalen Mittelsmann, der Eduard den gesamten Weg durch den Flughafen bis zum Flugsteig begleiten sollte. Eduard fragte

immer wieder, ob dieser Mittelsmann auch in der Lage sein würde, die Grenzpolizei dazu zu bringen, ihn passieren zu lassen, und Michail erklärte ihm, er brauche sich keine Sorgen zu machen. Aber natürlich war Eduard beunruhigt.

Am 18. Oktober 2008 gegen 10.00 Uhr fuhr Eduard zum Flughafen und wurde dort von dem Mittelsmann in Empfang genommen, einem kleinen Mann mit freundlichen Augen, der einen gut geschnittenen grauen Anzug trug. Eduard besaß bereits ein britisches Visum, daher ging er zum Asiana-Schalter und kaufte ein Hin- und Rückflugticket in der Economy Class nach London über Seoul. Eduard checkte ein und wartete bis eine Stunde vor dem Abflug. Als es Zeit wurde und sie nicht länger warten konnten, begab sich Eduard zusammen mit dem Mittelsmann zur Sicherheitskontrolle.

Sie gingen vor zur Sicherheitslinie und überschritten sie. Der Mittelsmann blieb die ganze Zeit an Eduards Seite, nickte und zwinkerte den Sicherheitsbeamten zu und schüttelte einigen von ihnen sogar die Hand. Eduard stellte sein Gepäck auf das Durchleuchtungsband, legte seine Bordkarte vor und passierte den Metalldetektor.

Dann gingen sie zur Passkontrolle, und als sie den Schalter erreichten, begrüßte der Mittelsmann den Grenzbeamten per Handschlag, und die beiden wechselten einige Höflichkeitsfloskeln.

Der Beamte griff nach Eduards Pass. Er legte ihn vor sich auf den Tisch, warf einen Blick auf Eduard, schaute dann zurück zum Mittelsmann, suchte einen freien Platz im Pass, setzte seinen Stempel auf ein rotes Tintenkissen und drückte den Stempel auf das Papier. Er machte sich nicht die Mühe, in seinen Computer zu schauen. Er klappte den Pass zu und gab ihn zurück. Eduards Blick traf sich mit dem des Mittelsmannes. Der zwinkerte. »Danke«, sagte Eduard. Er drehte sich um und eilte zu seinem Flugsteig. Es blieben ihm nur noch wenige Minuten, dann wurden die Türen geschlossen.

Eduard schaffte es rechtzeitig, und der Flieger hob ab. Erst zwei Stunden später, als Eduard sah, dass sie sich über dem Japanischen Meer befanden und damit außerhalb des russischen Luftraums, konnte er sich nach all den Wochen wieder entspannen.

Er war draußen.

Später an diesem Tag läutete in London Wadims Telefon und zeigte dabei

eine Ländervorwahl an, die ihm unbekannt war. Er nahm den Anruf entgegen. »Hallo?«

»Wadim! Hier ist Eduard!«

Wadim sprang auf. Wir hatten seit fast zwei Monaten nichts mehr gehört von Eduard. Jeden Tag schwankten wir zwischen Hoffnung und Verzweiflung und fragten uns, ob er in Sicherheit war oder tot oder in einem Zustand irgendwo dazwischen. »Eduard!«, rief Wadim. »Wo sind Sie? Wie geht es Ihnen?«

»Mir geht es gut. Ich bin in Seoul.«

»In Seoul?«

»Ja, in Seoul. Ich fliege mit dem nächsten Asiana-Flug nach Heathrow. Morgen werde ich da sein.«

»Dann sind Sie also in Sicherheit?«

»Ja, ja. Es gibt einiges zu besprechen. Wir sehen uns dann.«

Am nächsten Abend gegen 19.00 Uhr holte ein Auto Eduard in Heathrow ab und brachte ihn zu unserem Büro am Golden Square. Als er durch die Tür kam, umarmten wir ihn alle nacheinander und klopften ihm auf die Schulter. Obwohl ich ihn erst einmal persönlich getroffen hatte, kam es mir vor, als hätte ich einen lange vermissten Bruder wiedergefunden.

Nachdem wir uns gesetzt hatten, erzählte uns Eduard seine Geschichte, wobei Wadim und Iwan übersetzten. Wir lauschten gebannt, und als er fertig war, sagte ich: »Das ist unglaublich, Eduard, wirklich unglaublich. Gott sei Dank haben Sie es geschafft.«

Er nickte. »Ja, ich habe wirklich Gott zu danken.«

An diesem Abend erlaubte ich es mir für einen Augenblick, mich darüber zu freuen, dass Eduard in Sicherheit war, doch unsere Probleme waren noch mitnichten verschwunden.

Während Eduard untergetaucht gewesen war, war Sergej in Moskau weiter exponiert und ungeschützt. Ende September waren wir in einer eher unbedeutenden Moskauer Wirtschaftszeitschrift namens *Delovoi Vtornik* auf einen Artikel gestoßen, der die Überschrift trug: »Ein rein englischer Betrug«. Darin wurden die mittlerweile bekannten Behauptungen

wiederholt – dass Eduard und ich als Drahtzieher hinter dem Betrug steckten –, aber in dem Artikel wurde auch ein Name genannt, der in diesem Zusammenhang bisher noch nie in der Presse aufgetaucht war: Sergej Magnitski.

Daraufhin versuchte Wadim, auch Sergej zum Verlassen des Landes zu bewegen, doch dieser weigerte sich entschieden. Er beharrte darauf, dass ihm nichts passieren könne, weil er nichts verbrochen habe. Auch er war empört darüber, dass diese Leute seinem Land so viel Geld gestohlen hatten. Doch er glaubte so unerschütterlich an Recht und Gesetz, dass er am 7. Oktober abermals vor dem Staatlichen Ermittlungskomitee erschien und eine weitere Zeugenaussage unter Eid abgab. Abermals versuchte er, den Verfahrensablauf dazu zu benutzen, mehr Beweise in die offiziellen Unterlagen einzuschleusen, und dieses Mal legte er weitere Einzelheiten über den Betrug und die Hintermänner vor.

Das war ein kühner Schritt. Aber auch ein beunruhigender. Ich musste Sergejs Entschlossenheit und Aufrichtigkeit Bewunderung zollen, aber in Anbetracht dessen, was sie mit Eduard und Wladimir versucht hatten, fürchtete ich auch, dass sie ihn an Ort und Stelle festnehmen würden. Zum Glück taten sie es nicht.

Am Morgen des 20. Oktober 2008 unternahm Iwan einen weiteren Versuch, Sergej umzustimmen. »Hören Sie, alle unsere Anwälte haben Schwierigkeiten bekommen. Eduard ist hier. Wladimir ist hier. Wir sind auf Material gestoßen, auf dem Ihr Name steht. Ich glaube, dass Ihnen etwas sehr Schlimmes widerfahren wird, wenn Sie in Russland bleiben, Sergej.«

»Aber warum sollte mir etwas passieren?«, fragte Sergej, noch immer uneinsichtig. »Ich habe gegen keine Gesetze verstoßen. Sie haben Eduard und Wladimir nur deshalb Schwierigkeiten gemacht, weil diese gegen die falschen Klagen vorgegangen sind. Ich habe nichts dergleichen getan. Für mich gibt es keinen Grund, das Land zu verlassen.«

»Aber Sie müssen weg, Sergej. Sie werden Sie verhaften. Bitte! Ich flehe Sie an!«

»Es tut mir leid, Iwan. Aber das Recht wird mich schützen. Wir sind nicht mehr im Jahr 1937«, erwiderte Sergej. Mit diesem Hinweis bezog er sich auf die stalinistischen Säuberungen, als Menschen nach Gutdünken von der Geheimpolizei verhaftet wurden und spurlos verschwanden.

Sergej ließ sich nicht umstimmen. Er blieb in Russland, und wir konnten nichts dagegen unternehmen. Er stammte aus einer anderen Generation als Eduard und Wladimir. Die beiden hatten die sowjetische Ära noch erlebt und wussten aus persönlicher Anschauung, wie unberechenbar die russische Regierung sein konnte. Wenn mächtige Leute wollen, dass du verhaftet wirst, dann wirst du verhaftet. Das Gesetz spielt dabei keine Rolle. Sergej dagegen war erst 36 Jahre alt und war in einer Zeit aufgewachsen, als sich die Verhältnisse allgemein zu verbessern begonnen hatten. Er sah Russland nicht, wie es war, sondern wie er es gern haben wollte.

Deshalb erkannte er nicht, dass in Russland nicht Recht und Gesetz herrschten, sondern Männer.

Und diese Männer waren Verbrecher.

Kapitel 29
Das neunte Gebot

Am frühen Morgen des 24. November 2008 schwärmten drei Einsatzteams des Innenministeriums, die Oberstleutnant Artem Kusnezow unterstanden, in Moskau aus. Eine Gruppe fuhr zu Sergejs Haus. Die beiden anderen begaben sich zu den Wohnungen zweier Referendare, die bei Firestone Duncan Sergej unterstellt waren.

Als Irina Perichina, eine dieser Referendare, hörte, wie es an der Tür klopfte, saß sie gerade an ihrer Frisierkommode. Wie jede junge russische Frau in den 30ern mochte sie es gar nicht, von anderen Leuten ungeschminkt erwischt zu werden. Anstatt zu öffnen, machte sie weiter damit, Wimperntusche und Lippenstift aufzutragen. Als sie schließlich fertig war und zur Tür ging, war niemand mehr da. Die Polizisten hatten aufgegeben und waren wieder abgezogen, weil sie dachten, es wäre niemand zu Hause.

Boris Samolow, der andere Junganwalt bei Sergej, hatte das Glück, dass er sich gerade nicht in der Wohnung aufhielt, in der er gemeldet war, als es klopfte. Auch er entging dadurch der Polizei.

Sergej jedoch war mit Nikita zu Hause, seinem acht Jahre alten Sohn. Sergej bereitete sich auf den Arbeitstag vor und darauf, Nikita zur Schule zu bringen. Sein ältester Sohn Stanislaw war schon weg. Sergejs Frau Natascha hatte sich an diesem Morgen nicht wohlgefühlt und war zum Arzt gefahren.

Als es klopfte, öffnete Sergej die Tür und stand drei Polizeibeamten gegenüber. Er trat zur Seite und ließ sie herein.

Die Familie Magnitski lebte in einer bescheidenen Dreizimmerwohnung an der Pokrowka Straße im Zentrum Moskaus. Im Laufe der folgenden acht Stunden stellten die Polizisten die gesamte Wohnung auf den Kopf. Als Natascha von ihrem Arztbesuch zurückkehrte, war sie entsetzt und beunruhigt, aber Sergej sah keinen Grund zur Sorge. Während sie in Nataschas Schlafzimmer saßen, flüsterte Sergej ihr zu: »Keine Angst. Ich

habe nichts verbrochen. Sie können mir nichts tun.« Die Polizisten waren noch immer da, als Stanislaw von der Schule heimkam. Er wurde wütend, aber Sergej versicherte ihm mit seiner ruhigen Stimme, dass alles bald wieder in Ordnung kommen würde.

Die Polizei beendete ihre Durchsuchung um 16.00 Uhr. Sie beschlagnahmte sämtliche persönlichen Unterlagen und Computer von Sergej, die Familienfotos, einen Stapel DVDs der Kinder und sogar eine Sammlung von Papierfliegern und ein Skizzenbuch, die Nikita gehörten. Dann verhaftete sie Sergej. Als er abgeführt wurde, wandte er sich zu seiner Frau und den Kindern, zwang sich zu einem Lächeln und sagte, er werde bald wieder zurück sein.

So begann das tragische Martyrium von Sergej Magnitski. Ich erfuhr davon nach und nach in den folgenden fünf Monaten, aber es war eine Tortur, an die ich noch immer denken muss.

Über die Durchsuchung seiner Wohnung wurde ich umgehend ins Bild gesetzt. Am Nachmittag des 24. November kam Wadim mit einem entsetzten Gesichtsausdruck zu mir gelaufen. »Bill, komm bitte sofort ins Konferenzzimmer!«

Ich folgte ihm. Ich wusste, was er mir sagen wollte. Iwan, Eduard und Wladimir waren schon da. Sobald ich die Tür geschlossen hatte, sagte Wadim: »Sergej ist verhaftet worden!«

»Verdammt.« Ich ließ mich in den nächststehenden Sessel fallen, mein Mund war plötzlich trocken. Unzählige Fragen und Bilder gingen mir durch den Kopf. Wo wurde er gefangen gehalten? Mit welcher Begründung war er verhaftet worden? Wie hatten sie ihn hereingelegt?

»Was wird jetzt als Nächstes geschehen, Eduard?«, fragte ich.

»Es wird eine Haftprüfung stattfinden, worauf man ihn entweder auf Kaution freilässt oder in ein Untersuchungsgefängnis bringt. Höchstwahrscheinlich wird Letzteres der Fall sein.«

»Was sind das für Gefängnisse?«

Eduard seufzte und vermied es, mich anzuschauen. »Keine guten, Bill. Wirklich keine guten.«

»Wie lange können sie ihn festhalten?«

»Bis zu einem Jahr.«

»Bis zu einem Jahr? Ohne gegen ihn Anklage zu erheben?«

»Ja.«

Meine Fantasien überschlugen sich. Ich musste an die amerikanische Fernsehserie *Oz* denken, in der es um einen in Harvard ausgebildeten Anwalt geht, der zusammen mit abscheulichen und gewalttätigen Kriminellen in ein fiktives New Yorker Staatsgefängnis gesteckt wird. Es war nur eine Fernsehserie, aber die unaussprechlichen Grausamkeiten, die dieser Filmfigur angetan wurden, ließen mich schaudern, wenn ich daran dachte, was Sergej jetzt bevorstehen würde. Würden die Behörden ihn foltern? Würde er vergewaltigt werden? Wie sollte ein freundlicher, gebildeter Anwalt aus der Mittelschicht mit einer solchen Situation zurechtkommen?

Ich musste tun, was ich konnte, um ihn dort herauszuholen.

Mein erster Schritt bestand darin, Sergej einen Anwalt zu besorgen. Er verlangte nach einem angesehenen Rechtsanwalt aus seiner Heimatstadt, der Dimitri Charitonow hieß. Wir engagierten ihn auf der Stelle. Ich nahm an, dass Dimitri alles an uns weiterleiten würde, was er über Sergejs Situation herausbekam, aber er erwies sich als äußerst zurückhaltend. Er war überzeugt, dass sein Telefon abgehört und sein E-Mail-Verkehr überwacht wurde. Er wollte nur persönlich mit uns sprechen, und das war nur möglich, als er Mitte Januar nach London kam. Ich empfand diese Regelung als höchst unbefriedigend, aber wenn Sergej ihn als Verteidiger wollte, konnte ich nichts dagegen sagen.

Als Nächstes suchte ich den neuen Leiter der russischen Abteilung im britischen Außenministerium auf, Michael Davenport, einen in Cambridge ausgebildeten Anwalt, der ungefähr in meinem Alter war. Anders als zu seinem Vorgänger Simon Smith fand ich zu ihm keinen Draht. Ich war ihm vorher bereits einige Male begegnet, um ihn über unsere Schwierigkeiten mit den Russen zu informieren, aber er betrachtete mich anscheinend als einen Geschäftemacher, der in Russland bekommen hatte, was er verdiente, und der Aufmerksamkeit der britischen Regierung nicht würdig war.

Aber nachdem nun ein verletzlicher Mensch in die Sache verwickelt war, hoffte ich, dass er seine Haltung ändern würde.

Ich fuhr zu seinem Büro in der King Charles Street, wo er mich empfing.

Er deutete zu einem Konferenztisch aus Holz, und wir setzten uns gegenüber. Er bat seine Assistentin, uns Tee zu bringen, dann sagte er: »Was kann ich für Sie tun, Mr. Browder?«

»Ich habe schlechte Nachrichten aus Russland«, sagte ich ruhig.

»Was ist geschehen?«

»Einer meiner Anwälte, ein Mann namens Sergej Magnitski, ist verhaftet worden.«

Davenport versteifte sich. »Einer Ihrer Anwälte, sagen Sie?«

»Ja, Sergej hat den Betrug mit der hohen Steuerrückerstattung aufgedeckt, von dem ich Ihnen vor einigen Monaten erzählt habe. Und jetzt haben die Beamten des Innenministeriums, die das Verbrechen begangen haben, ihn in Gewahrsam genommen.«

»Mit welcher Begründung?«

»Das versuchen wir, noch herauszubekommen. Aber wenn ich raten müsste, würde ich auf Steuerhinterziehung tippen. Das ist die übliche Vorgehensweise dieser Leute.«

»Das ist sehr unerfreulich. Erzählen Sie mir bitte alles, was Sie wissen.«

Ich legte ihm die Einzelheiten dar, während Davenport sich Notizen machte. Als ich fertig war, erklärte er bestimmt: »Wir werden dieses Thema zu gegebener Zeit gegenüber unseren Kollegen in Russland zur Sprache bringen.«

Ich hatte mittlerweile schon genügend Diplomaten kennengelernt, um zu wissen, dass dies die Standardformel des Außenministeriums war, um zu verkünden: »Wir werden rein gar nichts für Sie unternehmen.«

Die Besprechung dauerte nicht mehr viel länger. Ich eilte nach draußen, stieg in ein schwarzes Taxi und fuhr zurück ins Büro. Als wir den Trafalgar Square passierten, läutete mein Telefon. Es war Wadim.

»Bill, ich habe gerade eine schlechte Nachricht von meiner Quelle Aslan bekommen.«

»Was hat er mitgeteilt?«

»Er hat mir berichtet, dass das Innenministerium neun leitende Ermittler

mit Sergejs Fall betraut hat, Bill. *Neun!*«

»Was bedeutet das?«

»In einem normalen Kriminalfall werden ein oder zwei Ermittler eingesetzt. Bei einem schweren Verbrechen drei oder vier. Nur in einem Fall von hoher politischer Bedeutung wie beispielsweise bei Jukos können es neun Ermittler sein.«

»Scheiße!«

»Da ist noch was. Er hat außerdem gesagt, dass Wiktor Woronin, der Leiter der Abteilung K des FSB, persönlich die Verhaftung von Sergej veranlasst hat.«

»Verdammt«, murmelte ich und legt auf.

Sergej steckte in riesigen Schwierigkeiten.

Sergejs Kautionsanhörung fand zwei Tage nach seiner Verhaftung im Moskauer Bezirksgericht Twerskoi statt. Die Polizei hatte keine Beweise für ein Vergehen und auch keine rechtliche Grundlage, um ihn in Haft zu halten. Sergej und seine Anwälte glaubten, dass bei solch fadenscheinigen Vorwürfen mit Sicherheit eine Freilassung auf Kaution verfügt werden würde.

Als sie im Gericht erschienen, wurden sie mit einem neuen Ermittler des Innenministeriums konfrontiert, einem 31 Jahre alten Major namens Oleg Siltschenko, der so jungenhaft aussah, dass man ihm nicht einmal zutraute, als Zeuge vor einem Gericht auszusagen. Er hätte ein Mitarbeiter von Sergejs Steuerabteilung bei Firestone Duncan sein können oder ein Student im Aufbaustudium an der Moskauer Staatlichen Universität. Doch Siltschenko trug eine strahlend blaue Uniform, und als er aggressiv seine »Beweise« präsentierte, zeigte er, dass er durch und durch ein Offizier des Innenministeriums war.

Siltschenko erklärte, dass bei Sergej Fluchtgefahr bestehe, legte einen »Bericht« der Abteilung K als Beweismittel vor und behauptete, dass sich Sergej um ein Visum für Großbritannien bemüht habe und sich ein Flugticket nach Kiew habe reservieren lassen. Beide Anschuldigungen waren erfunden. Sergej bestritt, dass er ein Visum für Großbritannien beantragt habe, was sich mühelos durch eine Nachfrage bei der britischen Botschaft

beweisen lasse. Dann ging Sergej auf den angeblichen reservierten Kiew-Flug ein, aber der Richter ließ ihn nicht ausreden. »Ich habe keinen Grund, an den Informationen zu zweifeln, die von den Ermittlungsbehörden vorgelegt wurden«, erklärte der Richter. Dann entschied er, dass Sergej weiterhin in Untersuchungshaft zu bleiben habe. Sergej wurde aus dem Gerichtssaal geführt, mit Handschellen gefesselt und abtransportiert. Er verbrachte zehn Tage an einem unbekannten Ort und wurde dann in eine Haftanstalt gebracht, in der er mindestens die nächsten zwei Monate bleiben sollte, ein Gefängnis, das unter dem Namen Moskauer Untersuchungsgefängnis Nummer fünf bekannt war.

Als er dort ankam, steckte man ihn in eine Zelle, die mit 14 weiteren Gefangenen belegt war, in der es aber nur acht Betten gab. Das Licht brannte 24 Stunden am Tag, und die Häftlinge mussten in Schichten schlafen. Es ging eindeutig darum, ihn und die anderen Gefangenen durch Schlafentzug zu zermürben. Siltschenko dachte anscheinend, dass Sergej, ein hochgebildeter Steueranwalt, zu allem bereit sein würde, was er von ihm verlangte, wenn er erst einmal eine Woche mit hartgesottenen Kriminellen um eine Matratze kämpfen hatte müssen.

Siltschenko sollte sich täuschen.

In den folgenden zwei Monaten wurde Sergej immer wieder verlegt. Jede Zelle war schlimmer als die vorhergehende. In einer Zelle gab es keine Heizung, und kein Fensterglas schützte vor der eisigen Luft. Es war so kalt, dass Sergej fast erfroren wäre. Die Toiletten – die aus Löchern im Boden bestanden – waren nicht vom Schlafbereich abgetrennt. Häufig kamen die Fäkalien wieder hoch und flossen über den Boden. In einer anderen Zelle befanden sich die einzigen Steckdosen unmittelbar neben der Toilette, sodass er sich sein Wasser in einem Kessel heiß machen musste, während er direkt über der stinkenden Latrine stand. In einer anderen Zelle reparierte Sergej eine Verstopfung in der Toilette mit einem Plastikbecher, doch dieser wurde in der Nacht von einer Ratte durchgebissen, und am Morgen war der Boden so hoch mit Fäkalien überflutet, dass er und sein Zellenkollege wie Affen auf das Bett und den Stuhl klettern mussten.

Schlimmer noch als die physischen Unannehmlichkeiten war für Sergej die psychische Folter. Er war ein ausgeprägter Familienmensch, und Siltschenko quälte Sergej, indem er ihm jeden Kontakt zu seiner Familie

untersagte. Als Sergej einen Besuchsantrag für seine Ehefrau und seine Mutter stellte, erwiderte Siltschenko: »Ich lehne Ihren Antrag ab. Er ist für die Untersuchung nicht zweckdienlich.«

Dann ersuchte Sergej um die Erlaubnis, mit seinem achtjährigen Sohn telefonieren zu dürfen. »Ihr Ersuchen wird abgelehnt«, beschied ihm Siltschenko. »Ihr Sohn ist noch zu klein, um ein Telefongespräch zu führen.« Auch einen Besuchsantrag von Sergejs Tante beschied Siltschenko abschlägig, denn Sergej könne »nicht beweisen«, dass sie eine Verwandte von ihm sei.

Siltschenko verfolgte mit seinem Verhalten ein klares Ziel: Er wollte Sergej zwingen, seine Aussage gegen Kusnezow und Karpow zurückzuziehen. Doch das tat Sergej nicht, und jedes Mal, wenn er sich weigerte, diesem Ansinnen nachzugeben, verschlechterte Siltschenko seine Lebensbedingungen weiter und schnitt ihn noch mehr von seinem gewohnten Leben und von der Freiheit ab, die er noch bis vor Kurzem genossen hatte.

Wir erfuhren erst anlässlich von Sergejs Haftprüfung im Januar 2009 von seinen schrecklichen Lebensumständen, der vollständigen Isolation von seiner Familie und der Misshandlung durch Siltschenko. Erst dabei erfuhren wir auch von seiner standhaften Weigerung, seine Aussage zu widerrufen. Und erst zu diesem Zeitpunkt begann sich ein Bild von Sergejs Stärke zu formen.

Die meisten Informationen, die wir in diesem Januar erhielten, waren zwar sehr betrüblich, aber es gab auch ein paar positive Nachrichten. Als Sergej von einer Zelle in die andere verlegt wurde, landete er schließlich bei einem armenischen Zellengefährten, der wegen Einbruch saß. Der Armenier bereitete sich auf seinen Prozess vor und brauchte dringend anwaltlichen Beistand. Auch ohne Gesetzbücher oder andere Hilfsmittel war Sergej imstande, eine umfassende Verteidigungsschrift für seinen Zellenkollegen zu verfassen. In seinem Prozess wurde der Armenier überraschend freigesprochen und anschließend entlassen. Als sich diese Nachricht herumsprach, wuchs Sergejs Ansehen bei den übrigen Häftlingen gewaltig. Über Nacht wurde er einer der beliebtesten und am besten geschützten Insassen in diesem Untersuchungsgefängnis.

Die schrecklichen Bilder der Serie *Oz* verschwanden schließlich teilweise aus meinem Kopf, und ich konnte wieder etwas besser schlafen, nachdem ich

erfahren hatte, dass Sergejs Haftkollegen ihn nicht misshandelten.

Die Behörden jedoch taten dies bedauerlicherweise schon.

Ende Februar ließ Siltschenko Sergej heimlich in ein Spezialgefängnis namens IVS1 verlegen. Das war eine Einrichtung für vorübergehende Inhaftierungen, die aus dem regulären Gefängnissystem ausgegliedert war und wo die Polizisten mit den Insassen tun konnten, was sie wollten. Wir vermuteten, dass Siltschenko und der FSB hier Sergej zu einem falschen Geständnis zu zwingen versuchen würden. Wir hatten keinerlei Informationen, wie sie hier mit Sergej umgingen, aber wir vermuteten das Schlimmste.

In den folgenden zwei bis drei Monaten erfuhren wir nicht mehr viel. Wir wussten nur, dass Sergej sich weigerte, irgendetwas zu unterschreiben, was sie ihm vorlegten, ganz gleich, was Siltschenko und die übrigen Beamten des Innenministeriums ihm auch antun mochten. Wenn Siltschenko ihn aufforderte, gegen irgendwelche Personen auszusagen, erwiderte Sergej: »Ich werde gegen jene Beamten aussagen, die diese Verbrechen begangen haben.« Am Ende erkannte Siltschenko wohl, dass er diesen freundlichen Steueranwalt stark unterschätzt hatte.

Je brutaler sie mit Sergej umsprangen, umso mehr wuchs seine mentale Stärke. In einem Brief an seine Mutter schrieb er: »Mama, bitte mache dir nicht zu viele Sorgen. Meine psychische Widerstandskraft überrascht mich selbst manchmal. Es scheint, als könnte ich alles aushalten.«

Sergej ließ sich nicht brechen. Doch auch wenn sein Wille unbezwingbar war, sein Körper war es nicht. Anfang April wurde er abermals verlegt, diesmal in ein Untersuchungsgefängnis namens Matrosskaja Tischina. Dort bekam er akute Magenschmerzen. Die Anfälle dauerten mehrere Stunden und führten zu heftigem Erbrechen. Bis Mitte Juni verlor er 20 Kilo Gewicht.

Sergej war krank. Aber wir hatten keine Ahnung, woran er litt.

Als Sergejs Untersuchungshaft in das Frühjahr hinein andauerte, wünschte ich manchmal, er würde den Leuten des Innenministeriums einfach geben, was sie von ihm wollten. Dadurch hätten zwar meine Probleme mit den russischen Behörden zugenommen, aber das wäre nur ein geringeres Übel gewesen, wenn Sergej aus diesem Dreckloch herausgekommen wäre und

wieder in die Arme seiner Familie hätte zurückkehren können.

Als die Zeit verging, erschien es mir immer zweifelhafter, dass wir ihn würden freibekommen können. Da ich in Russland nichts tun konnte, war meine einzige Chance, im Westen alle Hebel in Bewegung zu setzen.

Die britische Regierung hatte klar zu erkennen gegeben, dass sie praktisch nichts unternehmen würde, um Sergej zu helfen, daher begann ich, mich bei internationalen Einrichtungen um Unterstützung zu bemühen. Ein erster wichtiger Ansatz kam vom Europarat, einer multinationalen europäischen Organisation, die sich für die Förderung des wirtschaftlichen und sozialen Fortschritts einsetzen soll und sich auch mit Menschenrechtsfragen befasst. Der Europarat, dessen Sitz sich in Straßburg befindet, hat gegenwärtig 47 Mitgliedsstaaten, darunter auch Russland. Die deutsche Bundestagsabgeordnete und frühere Bundesjustizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger war vor Kurzem vom Europarat beauftragt worden, eine Untersuchung über das russische Strafjustizsystem durchzuführen, und suchte nach prominenten Fällen für ihren Bericht.

Uns war bewusst, dass wir mit vielen anderen russischen Justizopfern konkurrierten. Zu dieser Zeit gab es circa 300 000 Menschen, die in Russland unrechtmäßig im Gefängnis saßen, und wir hegten daher keine großen Hoffnungen, aber unsere Anwälte setzten sich mit Leutheusser-Schnarrenbergers Büro in Verbindung, und sie erklärte sich zu einem Treffen bereit. Vor diesem Termin erstellte ich im Lauf einer Woche eine Präsentation, in der die Entwicklung des Falles Schritt für Schritt nachgezeichnet und gezeigt wurde, wie Sergej als Geisel genommen und in der Untersuchungshaft misshandelt worden war. Als wir der Leiterin der Untersuchungskommission unsere Fakten und Beweise darlegten, entschloss sie sich unverzüglich, unseren Fall aufzugreifen.

Im April 2009 wandte sich Leutheusser-Schnarrenberger mit einem langen Fragenkatalog an die russischen Justizbehörden. Das war eine positive Entwicklung, denn allein die Tatsache, dass sich der Europarat bei der russischen Regierung nach Sergej erkundigte, konnte zu seiner Freilassung führen – oder zumindest zu einer besseren Behandlung im Gefängnis.

Bedauerlicherweise war nichts dergleichen der Fall.

Die russischen Behörden weigerten sich, persönlich mit Leutheusser-

Schnarrenberger zu sprechen, sodass sie gezwungen war, ihre Fragen schriftlich einzureichen. Nach langem Schweigen erhielt sie schließlich die Antworten.

Ihre erste Frage lautete schlicht: »Warum wurde Sergej Magnitski verhaftet?«

Die Antwort: »Sergej Magnitski wurde nicht verhaftet.«

Natürlich war er verhaftet worden. Er befand sich in einem russischen Gefängnis. Ich konnte mir nicht vorstellen, was sich die Russen bei dieser Antwort gedacht hatten.

Ihre zweite Frage lautete: »Warum wurde er von einem Offizier des Innenministeriums namens Kusnezow verhaftet, gegen den er vor seiner Verhaftung ausgesagt hatte?«

Darauf erhielt sie eine ähnlich lächerliche Antwort: »Ein Offizier dieses Namens ist im Moskauer Innenministerium nicht tätig.« Wir hatten Belege dafür, dass Kusnezow seit vielen Jahren im Innenministerium arbeitete! Anscheinend wollten die Russen Leutheusser-Schnarrenberger für dumm verkaufen.

Auch fast alle übrigen Antworten waren ähnlich absurd oder unwahr.

Leutheusser-Schnarrenberger nahm alle diese Lügen und Absurditäten in ihren Abschlussbericht auf, doch der erste Entwurf sollte erst im August zur Beratung vorgelegt werden, und Sergej hatte keine Zeit zu verlieren. Ich beschäftigte mich weiterhin auch mit anderen Organisationen und stieß schließlich auf zwei einflussreiche juristische Vereinigungen, an die wir herantreten konnten: die International Bar Association und die britische Law Society. Nachdem sie über Sergejs Geschichte informiert worden waren und unsere Dokumentation überprüft hatten, wandten sich beide Organisationen mit Briefen an den neuen russischen Staatspräsidenten Medwedew und den Generalstaatsanwalt Juri Tschaika und baten um Sergejs Freilassung.

Abermals setzte ich große Hoffnungen auf diese Interventionen, aber auch diesmal wurden sie enttäuscht. Das Büro des Generalstaatsanwalts antwortete der Law Society: »Wir haben Ihre Eingabe geprüft, können jedoch keine Gründe für eine staatsanwaltschaftliche Intervention erkennen.« Die russischen Behörden machten sich nicht einmal die Mühe, auf die anderen Schreiben zu antworten.

Ich setzte meine Suche fort und richtete den Blick nach Amerika. Im Juni 2009 wurde ich nach Washington, D.C. eingeladen, um vor dem Helsinki-Ausschuss auszusagen, einer Einrichtung des amerikanischen Kongresses, deren Aufgabe darin besteht, die Einhaltung der Menschenrechte in den Ländern des ehemaligen Sowjetblocks zu überwachen. Zu dieser Zeit wurde der Ausschuss von Ben Cardin geleitet, dem demokratischen Senator von Maryland, der seine erste Wahlperiode absolvierte. Bei diesem Hearing sollte entschieden werden, welche Fälle in Präsident Obamas Briefing-Paket für sein bevorstehendes Gipfeltreffen mit dem russischen Staatspräsidenten Medwedew aufgenommen werden sollten.

Das war für mich die erste Gelegenheit, Sergejs Fall vor einem Plenum ranghoher amerikanischer Politiker zur Sprache zu bringen. Nach meinen Darlegungen zeigten sich die Senatoren und Abgeordneten sichtlich schockiert über Sergejs Martyrium. Bedauerlicherweise aber entschied ein ständiger Mitarbeiter des Helsinki-Ausschusses, ein junger Mann namens Kyle Parker, Sergejs Geschichte nicht in den Brief des Ausschusses an Präsident Obama aufzunehmen. Parker hielt andere Fälle für dringender.

Daraufhin wurde mir klar, dass wir in erster Linie mediale Aufmerksamkeit benötigten, um Sergejs Geschichte bekannt zu machen. Bislang war nur eine Handvoll Artikel über Sergej erschienen, und alle davon waren kurz nach seiner Verhaftung geschrieben worden. So sehr ich mich auch bemühte, die Journalisten waren schlicht nicht interessiert. Angesichts all der schlimmen Dinge, die sich in Russland ereigneten, maßen sie der Geschichte eines eingekerkerten Steueranwalts keinen großen Nachrichtenwert bei. Bei jedem Versuch, die komplizierten Einzelheiten von Sergejs Fall zu erläutern, winkten die Journalisten ab.

Ich hatte meine Liste russischer Korrespondenten schon vollständig abgehakt, als ich auf einen jungen Reporter der *Washington Post* stieß. Dieser Mann, er hieß Philip Pan, war neu in Moskau und anders als seine Kollegen noch nicht abgestumpft. Er erkannte auf Anhieb die Bedeutung von Sergejs Geschichte.

Von Anfang Juli bis August 2009 interviewte er mehrere Mitglieder unseres Teams, überprüfte unsere Dokumente und bemühte sich nach Kräften, die russischen Behörden zu einer Reaktion zu veranlassen. Bis Anfang August stellte er ein Exposé mit erdrückenden Beweisen zusammen.

Am 13. August veröffentlichte die *Washington Post* seinen Bericht unter der Überschrift »Drei Anwälte verhaftet, nachdem sie einen Firmenraub aufdeckten«. Pan beschuldigte die russische Regierung, in einen Finanzbetrug in großem Stil verwickelt zu sein, und beschrieb, wie sie gegen Sergej, Eduard und Wladimir vorgegangen war, um das Verbrechen zu vertuschen.

Normalerweise hätte eine Korruptionsgeschichte wie diese großen Wirbel verursacht, in diesem Fall jedoch blieb es totenstill. Die Russen zeigten sich ebenso unbeeindruckt wie unverfroren. Schlimmer noch war, dass die russischen Medien überhaupt nicht auf die Geschichte eingingen. Die russischen Journalisten hatten anscheinend zu viel Angst, über etwas zu schreiben, das mit mir zu tun hatte. Ich galt anscheinend als hoch radioaktiv.

Ungefähr zur selben Zeit, als der Artikel in der *Washington Post* erschien, veröffentlichte auch Leutheusser-Schnarrenberger ihren Bericht. Wie Pan stellte sie Schritt für Schritt all die Lügen der Russen dar, die ergaunerte Steuerrückerstattung, und zeigte, wie Sergej auf der Grundlage falscher Beschuldigungen verhaftet worden war und im Gefängnis misshandelt wurde. Sie schloss ihren Bericht mit den Worten: »Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass dieser koordinierte Angriff mit Rückendeckung durch höhere Stellen erfolgt sein muss. Diese machen sich anscheinend die systembedingte Schwäche des Strafjustizsystems in der Russischen Föderation zunutze.«

Der Bericht war eindeutig und vernichtend, doch auch er hatte keine Reaktionen zur Folge. Die Russen quittierten ihn mit weiterem beredtem Schweigen. Die Leute, die Sergej quälten, kümmerte er nicht.

Wir diskutierten intern intensiv darüber, was wir als nächstes tun sollten. Mit den herkömmlichen anwaltlichen Mitteln hatten wir nichts erreicht, und allmählich gingen uns die Ideen aus. Aber dann steckte unsere 24 Jahre alte Sekretärin ihren Kopf in mein Büro und sagte: »Entschuldigung, dass ich störe, aber ich habe Ihr Gespräch mitgehört. Haben Sie schon einmal daran gedacht, ein YouTube-Video zu machen?«

Damals, 2009, wusste ich noch kaum etwas über YouTube, daher holte die Sekretärin ihren Laptop und zeigte uns, wie dieses Videoportal funktionierte.

In Anbetracht unserer bisherigen erfolglosen Bemühungen über die herkömmlichen Wege erschien ein Versuch der Mühe wert. Wir sammelten

unsere Informationen über den Betrug zusammen, schrieben ein Skript und produzierten einen 14-minütigen Film. Darin wurde in einfachen Worten erklärt, wie es der Polizei und den Kriminellen gelungen war, dem russischen Finanzamt 230 Millionen Dollar zu stehlen, und wie Sergej verhaftet worden war, nachdem er das Verbrechen aufgedeckt hatte. Wir erstellten zwei Versionen – eine in russischer, die andere in englischer Sprache. Das war klarer und verständlicher als alles andere, was wir bisher probiert hatten, und ich vermutete, das Video würde nach seiner Veröffentlichung großen Eindruck hervorrufen.

Ich wollte es so schnell wie möglich online stellen, aber dazu benötigte ich noch Sergejs Einverständnis, denn er war derjenige, der möglichen Auswirkungen am stärksten ausgesetzt sein würde. Ich schickte seinem Anwalt eine Kopie des Skripts und wartete ungeduldig auf seine Antwort.

Doch Sergej hatte gerade ein dringenderes Problem.

Im Sommer 2009 hatte sich Sergejs Gesundheit stark verschlechtert. Die Ärzte in der Krankenabteilung des Gefängnisses Matrosskaja Tischina diagnostizierten bei ihm eine Bauchspeicheldrüsenentzündung, Gallensteine und eine Gallenblasenentzündung. Sie ordneten für den 1. August 2009 eine Ultraschalluntersuchung an mit einer möglichen anschließenden Operation.

Eine Woche vor dieser geplanten Untersuchung jedoch ließ Major Siltschenko Sergej von Matrosskaja Tischina nach Butyrka verlegen, ein Hochsicherheitsgefängnis, das zu Sowjetzeiten eine Zwischenstation auf dem Weg in den Gulag gewesen war. Dieses Gefängnis war berüchtigt in ganz Russland. Es war wie Alcatraz, nur schlimmer. Für Sergej am wichtigsten war, dass es in Butyrka keine medizinischen Einrichtungen gab, in denen seine Erkrankungen hätten behandelt werden können.

Was Sergej in Butyrka erdulden und aushalten musste, hätte auch aus Alexander Solschenizyns *Archipel Gulag* stammen können.

Gleich nachdem er am 25. Juli in Butyrka angekommen war, bat Sergej die Gefängnisverwaltung, die medizinische Behandlung in die Wege zu leiten, die er erhalten sollte, wie er annahm. Doch sein Ersuchen wurde einfach ignoriert. Wochenlang harrte er in seiner Zelle aus, und seine Schmerzen nahmen mit jedem Tag zu.

Am 24. August um 16.00 Uhr wurden seine Bauchschmerzen so schlimm,

dass er nicht mehr liegen konnte. In jeder Liegeposition schossen heftige Schmerzen durch seinen Solarplexus und seine Brust. Ein wenig Erleichterung verschaffte es ihm nur, wenn er die Beine anzog, sich zu einer Kugel zusammenrollte und von einer Seite zur anderen wippte.

Gegen 17.30 Uhr kehrte sein Zellenkollege Erik von einem Verhör zurück. Sergej lag in seiner zusammengerollten Haltung auf dem Bett und wimmerte leise. Erik fragte, was ihm fehle, aber Sergej war so überwältigt von den Schmerzen, dass er nicht antworten konnte. Erik rief nach einem Arzt. Der Wächter hörte ihn und versprach ihm, den Doktor zu holen, aber es geschah nichts. Eine halbe Stunde später hämmerte Erik an die Zellentür, um die Wachen aufmerksam zu machen, aber noch immer gab es keine Reaktion.

Eine Stunde später hörte Erik ein paar Männerstimmen: »Welche Zelle?«

Erik schrie: »267! Bitte kommen Sie!« Aber es kam niemand.

Sergejs Schmerzen wurden im Laufe der folgenden Stunden noch entsetzlicher und qualvoller. Er hielt die Arme fest um sich geschlungen, Tränen liefen ihm über das Gesicht, bis schließlich um 21.30 Uhr zwei Wächter auftauchten und ihn zur Krankenstation brachten.

Als er dort ankam, musste er eine halbe Stunde warten, während die Krankenschwester in aller Ruhe ihre Papierarbeit erledigte. Er kauerte mit angezogenen Beinen auf dem Boden, um seine Schmerzen ein wenig zu lindern. Als die Schwester schließlich fertig war, rief sie in bellendem, anklagendem Ton: »Also, warum sind Sie hier?«

Sergej zitterte und antwortete durch zusammengebissene Zähne mühsam: »Ich habe unerträgliche Schmerzen. Ich habe immer wieder um Hilfe gebeten, aber kein Arzt hat mich untersucht, seit ich letzten Monat hier angekommen bin.«

Die Schwester war sichtlich verärgert. »Was meinen Sie damit, dass Sie nicht untersucht worden wären? Sie sind in Ihrem vorherigen Gefängnis untersucht worden!«

»Ja, und dort hat man entschieden, dass ich behandelt und operiert werden soll. Aber hier ist nichts geschehen.«

»Wann sind Sie zu uns gekommen? Erst vor einem Monat! Was wollen Sie denn? Dass Sie jeden Monat behandelt werden? Sie hätten sich

behandeln lassen sollen, als Sie noch in Freiheit waren.«

»Ich war nicht krank, als ich noch frei war. Ich habe diese Erkrankung erst in der Haft bekommen.«

»Erzählen Sie mir keine Märchen.« Dann schickte die Krankenschwester ihn weg, ohne irgendeine Behandlung vorzunehmen. Ihre letzten Worte lauteten: »Wenn Sie medizinische Betreuung benötigen, schreiben Sie dem Arzt einen Brief.«

Die Wächter brachten ihn zurück in seine Zelle. Allmählich klangen die Schmerzen ab und Sergej konnte einschlafen.

Nun war klar, dass die Behörden Sergej absichtlich medizinische Behandlung vorenthielten. Sie nutzten Krankheiten, die er sich in der Haft zugezogen hatte, als Knüppel gegen ihn. Sie wussten, dass Gallensteine die schlimmsten Koliken auslösen können, unter denen ein Mensch leiden kann. Im Westen würde man spätestens nach zwei Stunden in die Notaufnahme eingeliefert werden, wo die Ärzte dem Patienten eine Dosis Morphium zur Schmerzstillung verabreichten, bevor sie mit der Behandlung beginnen würden. Sergej dagegen musste *vier Monate* mit unbehandelten Gallensteinen leben, ohne irgendein Schmerzmittel zu erhalten. Was er aushalten musste, ist unvorstellbar.

Sergej und seine Anwälte richteten mehr als 20 Eingaben an die verschiedenen Zweige des russischen Strafjustizsystems und baten verzweifelt um eine medizinische Betreuung. Die meisten dieser Eingaben wurden ignoriert, doch die Antworten, die sie erhielten, waren schockierend.

Major Oleg Siltschenko schrieb: »Ich lehne jedes Ersuchen um medizinische Behandlung ab.«

Alexej Kriworuchko, ein Richter am Bezirksgericht Twerskoi, antwortete: »Ihr Antrag, Beschwerden bezüglich Vorenthaltung medizinischer Betreuung und Misshandlung zu überprüfen, wird abgelehnt.«

Andrej Pechegin aus dem Büro des Staatsanwalts antwortete: »Für die Staatsanwaltschaft besteht kein Grund, zu intervenieren.«

Richterin Jelena Staschina, die zu jenen Richtern gehörte, die Sergejs Haftfortdauer verfügt hatten, teilte mit: »Ich erkläre Ihren Antrag, die medizinischen Aufzeichnungen und die Haftbedingungen zu überprüfen, für

irrelevant.«

Während Sergej systematisch gefoltert wurde, bekam er regelmäßig Besuch von einem Mann, der sich weigerte, seinen Namen zu nennen oder bekannt zu geben, für welche Einrichtung er arbeitete. Immer wenn dieser Mann kam, schleppten die Wächter Sergej von seiner Zelle in einen stickigen, fensterlosen Raum. Die Treffen waren sehr kurz, weil der Mann nur eine Botschaft zu übermitteln hatte: »Tun Sie, was wir wollen, oder Ihre Situation wird sich immer weiter verschlimmern.«

Jedes Mal starrte Sergej über den Tisch hinweg diesen Mann an, weigerte sich aber, zu tun, was er von ihm verlangte.

Niemand kann sich vorstellen, wie viel Härte und Qualen ein Mensch ertragen kann, wenn er dazu gezwungen wird. Ich weiß nicht, wie ich mit dieser Situation fertiggeworden wäre, und Sergej hatte es wahrscheinlich auch nicht gewusst, bis er ihr selbst ausgesetzt war. Doch wie sehr sich seine Lage auch verschärfte, er weigerte sich, eine Falschaussage zu machen. Sergej war ein gläubiger Mensch, und er wollte nicht gegen das neunte Gebot verstoßen: »Du sollst nicht falsch gegen deinen Nächsten aussagen.« Unter keinen Umständen war er bereit, sich eines Verbrechens schuldig zu bekennen, das er nicht begangen hatte, und er wollte auch nicht fälschlicherweise mich belasten. Dies war für Sergej anscheinend bedrückender und schmerzlicher als alle körperlichen Torturen.

Er war ein unschuldiger Mann, jeder Kontakt zu seinen Liebsten wurde ihm verwehrt, er war vom Gesetz betrogen, von der Bürokratie abgewiesen und hinter den Gefängnismauern gefoltert worden, er war krank und wurde immer kränker. Doch selbst unter diesen grauenhaften Umständen, als er alle Gründe der Welt hatte, seinen Peinigern zu geben, was sie verlangten, blieb er standhaft. Trotz des Verlustes seiner Freiheit, seiner Gesundheit, seines Verstands und möglicherweise auch seines Lebens war er nicht bereit, von seinen Idealen oder seinen Überzeugungen abzurücken.

Er war nicht bereit, aufzugeben.

Kapitel 30
16. November 2009

Während Sergej in diesem wahren Albtraum gefangen war, lebte ich wie in einem Nebel. Am schlimmsten war es immer am Samstagmorgen. Ich wachte früh auf, wälzte mich auf die andere Seite und betrachtete Elena in unserem bequemen großen Doppelbett. Jenseits des Bettes lag ein Fenster, und hinter diesem Fenster war London. Ich war frei, hatte ein angenehmes Leben und wurde geliebt. Ich konnte fühlen und spüren, was Liebe bedeutete, während Sergej nur noch eine Erinnerung daran besaß. Ich fühlte mich elend. Mein Wunsch, meinen familiären kommunistischen Hintergrund mit meinen kapitalistischen Ambitionen zusammenzuführen, hatte mich nach Russland geführt, aber, naiverweise, hatte ich mir niemals vorstellen können, dass dieses Streben in der Geiselnahme eines mir lieb gewonnenen Menschen enden würde.

In diesen Tagen stand ich auf, ging ins Bad, drehte die Dusche auf und stellte mich darunter. Das heiße Wasser sollte eine Reinigung sein, war es aber nicht. Der Schmutz wurde abgewaschen, aber die Schuld blieb an mir haften wie Teer. Sergej konnte höchstens einmal in der Woche duschen und musste manchmal bis zu drei Wochen darauf warten. Das Wasser, das über seinen Körper rann, war kalt, und die Seife, sofern es überhaupt welche gab, war rau. Seine Gefängniszellen waren grauenhaft, und seine Gesundheit verschlechterte sich. Mehr als einmal musste ich Anfälle von Brechreiz bekämpfen. Selbst heute noch kann ich nicht ins Bad gehen, ohne an Sergej zu denken.

Aber dennoch duschte ich und stand an den Samstagen auf, und ich brachte meiner Familie Liebe entgegen, und wenn ich wieder einmal schlechte Nachrichten über Sergejs Zustand erhielt, kämpfte ich umso entschlossener für ihn. Seine Situation wurde immer schlimmer.

Im Oktober 2009 reiste ich wieder nach Washington und New York, um mich weiter für ihn einzusetzen. Niemand zeigte besonderes Interesse, aber

ich ließ nicht locker. Irgendwie musste ich einen Weg finden, um der Welt zu zeigen, dass es auch für sie von Bedeutung war, was Sergej widerfuhr. Aber ich wusste nicht, wie ich es anstellen sollte.

Eines Tages, als ich gerade in ein Flugzeug der British Airways stieg, das mich nach London zurückbringen sollte, läutete mein Telefon. Es war Elena.

Ich meldete mich, fiel ihr aber gleich ins Wort: »Liebling, ich steige gerade in den Flieger. Könntest du bitte ein bisschen warten?«

»Nein, das kann ich nicht. Das Innenministerium hat gerade formell Anklage erhoben.«

Ich trat zur Seite, um die übrigen Passagiere durchzulassen. »Gegen Sergej?«

»Ja.« Sie schwieg einen Moment. »Und gegen dich. Sie gehen gegen euch beide vor.«

Dieses Szenarium war stets im Hintergrund gestanden, aber diese Worte jetzt zu hören, war ein Schock für mich. »Sie wollen es tatsächlich durchziehen?«

»Ja. Sie wollen einen großen Schauprozess veranstalten.«

Ich schwieg einen Moment, dann fragte ich: »Gibt es schon Vorstellungen, was danach geschehen könnte?«

»Eduard glaubt, Sergej wird sechs Jahre bekommen und du ebenfalls *in Abwesenheit*. Er meint, Russland wird dann eine Red Notice von Interpol zu erwirken versuchen und deine Auslieferung aus Großbritannien verlangen.«

Eine Red Notice (»Rote Notiz«) von Interpol ist ein internationaler Haftbefehl. Wenn ein solcher Haftbefehl erlassen würde, könnte ich bei jedem Grenzübertritt verhaftet werden, in dem Moment, in dem ich meinen Pass vorlege. Dann würden die Russen ein Auslieferungsersuchen stellen, dem höchstwahrscheinlich stattgegeben werden würde. Daraufhin würde ich nach Russland gebracht werden, wo mich ein ähnliches Schicksal wie Sergej erwarten würde.

»Bill, wir müssen eine Presseerklärung herausgeben, um diesen Lügen entgegenzutreten.«

»Einverstanden.«. Die Vorstellung, dass ich vor Gericht gestellt

werden könnte, belastete mich körperlich und ich war nervös, als ich mich wieder der Gruppe anschloss, die zum Flugzeug ging. »Ich werde in der Luft etwas schreiben, das können wir dann durchgehen, wenn ich gelandet bin.«

»Ich wünsche dir einen guten Flug, Schatz. Ich liebe dich.«

»Ich liebe dich auch.«

Ich setzte mich auf meinen Platz und starrte gedankenversunken vor mich hin. Ich wusste, was jetzt kam: eine Vielzahl unerfreulicher Schlagzeilen, in denen es beispielsweise heißen würde: »Browder und Magnitski wegen Steuerhinterziehung vor Gericht« oder »Russland erlässt internationalen Haftbefehl gegen Browder«. Alle Gegenbeweise, die wir vorlegten, würden im letzten Absatz dieser Artikel landen, der meist nicht mehr gelesen wird. Hier zeigte sich in aller Deutlichkeit, wie korrupte russische Beamte vorgingen: Sie missbrauchten ihren behördlichen Status, um Geld zu stehlen und ihre Opfer zu terrorisieren. Sie versteckten sich hinter einer Mauer der Legalität, die ihnen ihr Status als Mitarbeiter von Justizbehörden verschaffte. Die Presse würde die offiziellen Verlautbarungen immer so wiedergeben, als handele es sich dabei um die Wahrheit, weil in den meisten Ländern die Justizbehörden nicht ungeniert Lügen verbreiten. Das war ein großes Problem für uns. Irgendwie musste ich eine Möglichkeit finden, die wahre Geschichte bekannt zu machen.

Das Flugzeug erreichte seine vorgesehene Flughöhe, und ich versuchte, es mir in meinem Sitz bequem zu machen. Als ich auf das schwach leuchtende »Bitte nicht rauchen«-Signal schaute, fiel mir das YouTube-Video ein, das wir gedreht hatten. Sergej hatte uns erst vor einer Woche grünes Licht gegeben, und jetzt konnte es losgehen. Ich dachte: *Warum sollen wir eine Presseerklärung herausgeben, wenn wir eine viel bessere Möglichkeit haben, die Geschichte zu erzählen?*

Nachdem ich in London gelandet war, ließ ich mich von einem Taxi zum Büro bringen. Ich holte mir das Laufwerk, auf dem sich das Video befand, vom Regal und lud den Film auf YouTube hoch. Ich gab dem Video den Titel »Hermitage Reveals Russian Police Fraud« (Hermitage enthüllt Betrug der russischen Polizei), und es verbreitete sich rasch. Schon am Ende des ersten Tages wurden 11 000 Aufrufe gezählt, nach drei Tagen waren es mehr als 20 000 und nach einer Woche mehr als 47 000. Für ein Video, in dem es um ein kompliziertes Verbrechen und die Menschenrechte ging, war das sehr

beachtlich. In der Vergangenheit hatten wir die Adressaten in einer endlosen Serie von 45-minütigen Einzelgesprächen über unseren Fall unterrichten müssen. Jetzt erfuhren Tausende Menschen gleichzeitig davon.

Sobald das Video im Netz stand, erhielt ich Anrufe von Freunden, Kollegen und Bekannten. Jeder von ihnen brachte sein Erstaunen darüber zum Ausdruck, wie verschlungen und kompliziert die Geschichte war. Sie hatten schon von Sergejs Lage gehört, aber sie hatten die Zusammenhänge erst vollständig begriffen, als sie dieses Video sahen. Der Film wurde schnell zur eigentlichen Story. Zum ersten Mal erkannten die Menschen, dass das russische Innenministerium keine respektable Polizeibehörde ist, sondern eine Ansammlung von Leuten, die ihre Stellung missbrauchen, um Finanzbetrügereien in großem Stil zu begehen. Mit diesem Film bekamen wir erstmals einen Fuß in die Tür; wir konnten zeigen, was wirklich geschehen war, und unsere Feinde zurückdrängen.

Aus seiner Gefängniszelle heraus versuchte auch Sergej trotz aller Torturen, denen er unterworfen wurde, tapfer die Wahrheit zu verbreiten.

Am 14. Oktober 2009 reichte er beim Innenministerium eine formelle zwölfseitige Zeugenaussage ein, in der er die Rolle der Beamten bei dem Finanzbetrug und dessen nachfolgender Vertuschung darstellte. Er nannte konkrete Namen, Daten und Orte und ließ nichts im Ungefähren. Am Ende schrieb er: »Ich bin überzeugt, dass sämtliche Mitglieder der Ermittlungsgruppe im Auftrag eines kriminellen Drahtziehers handeln.«

Es war ein bemerkenswertes Dokument, und es hatte ungeheuren Mut erfordert, es zu verfassen und den Behörden vorzulegen. Wer Russland nicht kennt, kann sich wohl kaum vorstellen, wie gefährlich das für Sergej war. In Russland werden Leute schon für wesentlich weniger aufmüpfige Äußerungen umgebracht. Dass Sergej dies vom Gefängnis aus äußerte, wo er jenen Leuten ausgeliefert war, die ihn dorthin gebracht hatten und gegen die er ausgesagt hatte, zeigte, wie entschlossen er war, die Verkommenheit der russischen Strafverfolgungsbehörden offenzulegen und gegen seine Verfolger vorzugehen.

Unterdessen hatte ich den Entschluss gefasst, in Stanford eine große Rede über die Gefahren des Investierens in Russland zu halten. Ich entschied, meinen Sohn David mitzunehmen, der damals zwölf Jahre alt war. Er war noch nie in der Universität gewesen, in der ich studiert hatte, und angesichts

all dieser schrecklichen Ereignisse wollte ich ihm einen jener Orte zeigen, wo ich einige der schönsten Jahre meines Lebens verbracht hatte.

Wir flogen nach San Francisco, und ich versuchte, meinen Kopf von den Ereignissen in Russland frei zu bekommen. Doch es spielte keine Rolle, in welcher Zeitzone oder welchem Teil der Welt ich mich befand. Sergejs Lage verfolgte mich überallhin und umfing mich mit Traurigkeit und Schuld. Ich wusste, ich würde mich nur davon lösen können, wenn ich ihn wieder in Freiheit wusste.

Am Tag nach unserer Ankunft hielt ich meine Rede. Ich erzählte den Zuhörern von meinen geschäftlichen Aktivitäten in Russland und schilderte ihnen zum Schluss die Ereignisse, die mich das letzte Jahr so stark beschäftigt hatten. Außerdem führte ich ihnen unser YouTube-Video vor, das einige der Leute zu Tränen rührte.

David und ich verließen den Vortragssaal und traten hinaus in die warme kalifornische Luft, und in diesem Augenblick fühlte ich mich ein wenig besser. Obwohl das Video im Internet schon von Zehntausenden Menschen aufgerufen worden war, hatte ich mich bisher noch nie persönlich mit Leuten austauschen können, die es gesehen hatten. Sergejs Geschichte mit Zuschauern in einem Raum zu teilen, in ihren Gesichtern zu sehen und an ihren Stimmen zu hören, wie entsetzt sie waren, das gab mir das Gefühl, dass ich nicht ganz allein war in diesem Kampf.

Doch als ich mit David über den Campus ging, läutete mein Telefon. Es war Wladimir Pastuchow, und er klang nicht gerade froh. »Bill, es ist etwas Schreckliches passiert.«

»Was ist los?«

»Ich habe gerade eine Kurznachricht auf meinem BlackBerry erhalten. Sie ist auf Russisch und lautet: ›Was ist schlimmer: Gefängnis oder Tod?‹«

Ich begann, hin und her zu gehen. »War sie an Sie gerichtet?«

»Ich weiß es nicht.«

»Könnte sie auch an mich gerichtet gewesen sein, an Wadim … an Sergej?«

»Ich weiß es nicht. Möglicherweise.«

»Vom wem kam die Nachricht?«

»Das ist unklar.«

»Wie sind sie an die Nummer gekommen? Niemand hat Ihre BlackBerry-Nummer.«

»Ich weiß es nicht, Bill.«

David schaute mich an, er wirkte beunruhigt.

Ich blieb stehen und versuchte, ihn mit einem schwachen Lächeln zu beruhigen. »Können wir die Nachricht zurückverfolgen? Herausfinden, wer sie abgeschickt hat?«

»Vielleicht. Ich versuch's. Ich melde mich wieder, sobald ich Näheres herausgefunden habe.«

»Danke.«

Alle positiven Gefühle waren während dieses einminütigen Gesprächs wieder verflogen. Die Rückreise nach London war lang und trostlos. Ich hatte keine Ahnung, wie ich diese Drohung einordnen sollte, gegen wen sie gerichtet war oder was ich dagegen tun konnte. Sie klang ernst, und das war in höchstem Maße alarmierend.

Nach einigen Tagen erhielt Wladimir eine zweite Kurznachricht, wiederum auf Russisch. »Züge, Züge durch die Nacht, Züge, Züge, die nie anhalten.« Wladimir erläuterte, dass dies eine Zeile aus einem bekannten russischen Gefangenengedicht war, das auf die Züge anspielte, die unablässig in die Gulags im Ural fuhren und deren Waggons vollgepackt waren mit Menschenfutter, das zur Vernichtung bestimmt war.

Ein paar Tage später erhielt ich einen Anruf von einem alten Kunden namens Philip Fulton. Er war seit den Gazprom-Zeiten ein Freund und Vertrauter von mir. Er und seine Frau hielten sich in London auf und wollten Elena und die Kinder sehen. Wir hatten ein angenehmes Brunch in dem im fünften Stock gelegenen Restaurant bei Harvey Nichols, und es gelang mir, meine Sorgen für eine Weile hintanzustellen. Philip und seine Frau schwärmten von meinen kleinen Kindern, und es war ein sehr schöner Besuch. Ich wollte es nicht gern zugeben, doch für eine kurze Zeitspanne hatte ich mich wohlgefühlt. Ich wusste, dass unsere Probleme nicht verschwinden würden, aber ich wusste auch, dass es akzeptabel war – und vielleicht sogar wünschenwert –, sie für ein paar Momente zu vergessen und

so zu tun, als führte ich ein normales Leben.

Doch als wir gingen, rief Wladimir an. »Gerade ist eine neue Nachricht gekommen, Bill.«

»Was steht drin?«

»Diesmal ist es ein Zitat aus *Der Pate*. ›Die Geschichte hat gelehrt, dass jeder getötet werden kann.‹«

Ich schwieg einen Augenblick. »Verdammt«, sagte ich. Meine Hand begann zu zittern.

Wir legten auf.

Ich war ernsthaft verunsichert. Am nächsten Morgen besorgte ich mir die drei Nachrichten mit den Zeitstempeln von Wladimirs BlackBerry und übermittelte sie an SO15, die Antiterroreinheit bei Scotland Yard. SO15 schickte ein Team von Ermittlern, die Wladimir und mich befragten, und ihre Techniker verfolgten die Nachrichten zurück. Jede war von einer nicht registrierten Nummer aus Russland gekommen, was ungewöhnlich war. Steven Beck, unser Sicherheitsspezialist, informierte uns später, dass in Russland nur Mitarbeiter des FSB Zugang zu unregistrierten Telefonanschlüssen haben.

Sergej sollte am Donnerstag, dem 12. November, vor Gericht zu einem weiteren Haftprüfungstermin erscheinen. Solche Gerichtstermine waren immer eine umständliche Angelegenheit. Es begann üblicherweise um 5.00 Uhr früh, wenn die Wärter die Männer aus ihren Zellen holten und zu einem Gefangenentransporter brachten. Dann wurden 20 oder mehr Häftlinge auf einen Wagen verladen, der nur für halb so viele Leute ausgelegt war. Dann stand der Laster stundenlang auf dem Parkplatz, während ein Angestellter im Büro der Haftanstalt den Papierkram erledigte. Sergej und die übrigen Gefangenen mussten im Stehen in diesem überbesetzten Lastwagen warten. Sie bekamen kein Wasser, keine frische Luft, und es gab auch keine Toilette. Derselbe Ablauf wiederholte sich am Abend nach ihrem Gerichtstermin, und die Männer kamen erst gegen Mitternacht wieder in ihre Zellen zurück. Den ganzen Tag bekamen sie keine Verpflegung, und häufig mussten Gefangene bis zu 36 Stunden ohne Essen auskommen. Vor Gericht gebracht zu werden war gewissermaßen eine eigene Form der Folter, die dazu diente, die Gefangenen zu brechen und zu demoralisieren, während sie um ihre nicht

vorhandene Chance auf Freilassung kämpften.

An diesem Tag kam Sergej am Vormittag im Gericht an. Er wurde in den Gang geführt und an einen Heizkörper gefesselt. Als er dort saß und die Petitionen durchsah, die er in den beiden vorhergehenden Wochen verfasst hatte, tauchte Siltschenko auf und sagte grinsend zu ihm: »Ich habe dem Gericht die Dokumente übergeben, um die Sie gebeten hatten.«

Sergej hatte im Verlauf der vergangenen sechs Wochen bei fünf unterschiedlichen Gelegenheiten eine Reihe von Falldokumenten angefordert. Er benötigte sie für die Ausarbeitung einer angemessenen Verteidigungsschrift, aber jetzt, zehn Minuten vor Beginn der Anhörung, hatte sie Siltschenko in die Strafakte eingebracht, und Sergej würde sie nicht mehr vor der Anhörung einsehen können. Bevor er dies in seiner ganzen Tragweite erfassen konnte, machten die Wärter Sergej los, führten ihn in den Gerichtssaal und steckten ihn in den Angeklagtenkäfig.

Nachdem sich Sergej gesetzt hatte, entdeckte er seine Mutter und seine Tante in der ersten Reihe auf der Zuschauertribüne. Er winkte ihnen matt zu und versuchte, ein tapferes Gesicht aufzusetzen.

Die Richterin Jelena Staschina eröffnete die Anhörung. Zunächst verlas Sergej seine Beschwerde darüber, dass ihm die erforderliche medizinische Versorgung vorenthalten werde. Die Richterin wies die Beschwerde zurück. Dann verlas er seine Beschwerde darüber, dass erfundene Beweismittel in seine Fallakte eingeführt worden seien. Auch diese Beschwerde wurde zurückgewiesen. Als er daraufhin seine Beschwerde über seine ungerechtfertigte Inhaftierung zu verlesen begann, fiel ihm die Richterin ins Wort und wies auch diese Beschwerde umgehend zurück. Insgesamt wurden mehr als ein Dutzend Beschwerden Sergejs abgelehnt. Als Sergej darum bat, ihm mehr Zeit einzuräumen, um »neues Material« zu prüfen, das Siltschenko dem Gericht vorgelegt hatte, wies ihn Staschina an, er solle schweigen.

Aber Sergej wollte sich nicht den Mund verbieten lassen. Vielmehr erhob er sich im Gefangenenkäfig und beschuldigte die Richterin mit einer lauten, dröhnenden Stimme, die seiner körperlichen Verfassung überhaupt nicht entsprach, dass sie gegen das Gesetz verstoße und seine Rechte verletze. Er beendete seine Rede mit den Worten: »Ich weigere mich, weiter an der heutigen Anhörung teilzunehmen, weil meine sämtlichen Petitionen, die auf

die Wahrung meiner Rechte zielen, vom Gericht ignoriert werden.« Er setzte sich und wandte sich von der Richterin ab, worauf die Anhörung ohne ihn fortgesetzt wurde. Richterin Staschina zeigte sich unbeeindruckt. Sie handelte einige technische Fragen ab und verlängerte dann ungerührt Sergejs Haft. Die Anhörung wurde beendet, und die Wächter gingen in den Käfig, um Sergej zu holen. Er brachte nicht die Kraft auf, seiner Familie zuzulächeln, als sie ihn wegbrachten.

Er wurde auf den Gang geführt und abermals an den Heizkörper gefesselt. Weder sein Anwalt noch seine Familienangehörigen durften ihn an diesem Abend noch einmal sehen. Seine Mutter und seine Tante warteten stundenlang draußen in der Kälte vor dem Lastwagen, der ihn nach Butyrka zurückbringen sollte, damit sie ihm kurz zuwinken und ihm zurufen konnten, dass sie ihn liebten. Bis 21.00 Uhr war der Gefangenentransporter noch immer nicht aufgetaucht. Die Kälte, die Verzweiflung und die Traurigkeit setzten ihnen zu. Schließlich gaben sie auf und fuhren nach Hause.

Ich erfuhr am nächsten Morgen, wie der Gerichtstermin abgelaufen war. Als ich Elena davon erzählte, zeigte sie sich erschüttert. »Das gefällt mir nicht, Bill. Das gefällt mir überhaupt nicht.«

Ich pflichtete ihr bei.

»Wir müssen jemanden nach Butyrka schicken«, beharrte sie. »Jemand muss Sergej besuchen – heute noch.«

Aber es gab niemanden, der das tun konnte. Sein Anwalt, der als Einziger die Erlaubnis besaß, ihn zu besuchen, war auswärts unterwegs und würde erst am Montag zurückkehren.

An diesem Abend, gegen 0.15 Uhr, leuchtete auf meinem BlackBerry eine Mailbox-Nachricht auf. Normalerweise rief niemand auf meinem BlackBerry an. Außerdem kannte niemand die Nummer. Ich schaute Elena an und fragte die Mailbox ab. Es befand sich eine Nachricht darauf.

Ich hörte, wie ein Mann heftig geschlagen wurde. Er schrie und wimmerte. Die Aufnahme dauerte ungefähr zwei Minuten und brach mittendrin ab. Ich spielte sie Elena vor. Anschließend saßen wir auf dem Bett, konnten nicht mehr schlafen und beschäftigten uns mit allen möglichen grauenhaften Szenarien.

Als die Sonne aufging, rief ich jeden an, den ich kannte. Alle waren

wohlauf. Die einzige Person, die ich nicht erreichen konnte, war Sergej.

Am Montag, dem 16. November 2009, fuhr Sergejs Anwalt Dimitri nach Butyrka, um ihn zu besuchen. Doch die Verantwortlichen im Gefängnis erklärten, dass sie Sergej nicht holen könnten, weil er sich »unwohl« fühle und die Zelle nicht verlassen könne. Als Dimitri nach Sergejs Arztbericht verlangte, erklärte man ihm, er solle sich an Siltschenko wenden. Er rief ihn an und verlangte nach einer Kopie des Berichts, aber Siltschenko teilte ihm mit, der Arztbericht sei »eine interne Angelegenheit der Ermittlungen«, und weigerte sich, Dimitri irgendwelche Einzelheiten zu nennen.

Sie führten Dimitri absichtlich an der Nase herum. Sergej fühlte sich mehr als »unwohl«. Nach monatelanger unbehandelter Bauchspeicheldrüsenentzündung, Gallensteinen und Gallenblasenentzündung konnte sein Körper nicht mehr standhalten, und sein Zustand wurde lebensbedrohlich. Obwohl die Verantwortlichen in Butyrka zuvor mehrmals Sergejs zahlreiche Bitten um medizinische Versorgung abgelehnt hatten, ließen sie ihn an diesem Tag schließlich zur Krankenstation in Matrosskaja Tischina bringen.

Doch anstatt ihn dort in der Notaufnahme unterzubringen, wurde er in eine Isolationszelle gesteckt und mit Handschellen an das Bettgestell gefesselt. Dann wurde er von acht Wächtern in voller Kampfmontur aufgesucht. Sergej verlangte vom diensthabenden Beamten, seinen Anwalt und den Staatsanwalt anzurufen. Sergej erklärte: »Ich bin hier, weil ich aufgedeckt habe, dass Justizbeamte viereinhalb Milliarden Rubel gestohlen haben.« Doch die Wächter waren nicht gekommen, um ihm zu helfen, sie waren gekommen, um ihn zu verprügeln. Und dann stürzten sie sich mit ihren Gummiknüppeln auf ihn.

Eine Stunde und 18 Minuten später erschien ein ziviler Arzt und fand Sergej Magnitski tot auf dem Boden liegend vor.

Seine Ehefrau sollte nie wieder seine Stimme hören, seine Mutter sollte nie wieder sein ungezwungenes Lächeln sehen, seine Kinder sollten nie wieder den Druck seiner weichen Hände spüren.

»Mich in Haft zu halten«, hatte Sergej in sein Gefängnistagebuch geschrieben, »hat nichts mit dem gesetzmäßigen Zweck einer Haft zu tun. Es ist eine Strafe, die mir allein deswegen auferlegt wird, weil ich die Interessen meiner Kunden und die Interessen des russischen Staates

verteidigt habe.«

Sergej Magnitski wurde wegen seiner Ideale umgebracht. Er wurde umgebracht, weil er an das Gesetz glaubte. Er wurde umgebracht, weil er sein Volk liebte und weil er Russland liebte. Er wurde 37 Jahre alt.

Kapitel 31
Das Katyn-Prinzip

Im April 1940, zu Beginn des Zweiten Weltkriegs, erhielt ein in Weißrussland stationierter Offizier des sowjetischen NKWD[10] namens Wassili Michailowitsch Blochin den Auftrag, möglichst viele polnische Kriegsgefangene umzubringen. Um dies effizient bewerkstelligen zu können und ohne die Gefangenen misstrauisch zu machen, ließ Blochin im Kriegsgefangenenlager eine spezielle Hütte errichten. Sie hatte eine Eingangs- und eine Ausgangstür und war an allen Seiten mit Sandsäcken eingefasst. Die Gefangenen wurden einer nach dem anderen durch die Eingangstür in die Hütte geführt und mussten sich niederknien. Dann hielt ihnen Blochin seine Pistole ins Genick und erschoss sie. Die Toten wurden durch die Ausgangstür nach draußen gezerrt und auf einen Lastwagen gehievt. Wenn der Lastwagen voll war, wurde er in den Wald gefahren, wo man die Leichen in Massengräber warf.

Blochin erledigte seinen Auftrag sehr zufriedenstellend. Er war eine Nachteule und arbeitete unermüdlich von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang. Als er mit seiner Arbeit begann, benutzte er noch den Standardrevolver des russischen Militärs, später aber wechselte er zu einer deutschen Walther PPK. Diese Waffe hatte einen geringeren Rückstoß und tat seiner Hand weniger weh. Im Laufe von 28 Tagen, in denen er sich nur für den Maifeiertag freinahm, tötete Blochin rund 7000 polnische Kriegsgefangene. Er war ein sehr produktiver Henker, aber nur ein Einzelner in einer riesigen, von Stalin angeleiteten sowjetischen Exekutionsmaschinerie, der insgesamt 22 000 polnische Militärangehörige zum Opfer fielen. Der Großteil dieser Opfer wurde im Wald von Katyn verscharrt.

Als nach dem Krieg die Massengräber entdeckt wurden, behaupteten die Sowjets, die Deutschen seien für diese Gräueltaten verantwortlich. Die Welt wusste inzwischen, welch schreckliche und unvorstellbare Verbrechen die

Deutschen im Krieg begangen hatten, und daher erschien diese Lüge durchaus glaubhaft. Um sie zu untermauern, fälschten die Sowjets Beweise, gaben offizielle Berichte heraus und wiederholten ihre Anschuldigungen so oft und an so vielen Orten, unter anderem auch in den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen, dass ihre Darstellung der Ereignisse allgemein anerkannt und nicht hinterfragt wurde. Erst mehrere Jahrzehnte später, Anfang 1990, als die Sowjetunion kurz vor dem Zusammenbruch stand und nicht mehr die Kraft besaß, die Vertuschung aufrechtzuerhalten, gab sie zu, was sich wirklich im Wald von Katyn ereignet hatte.

Man möchte meinen, dass die russische Regierung heute, da auch Russland in das 21. Jahrhundert eingetreten ist, sich nicht mehr solcher Verhaltensweisen bedient. Doch als Wladimir Putin 2001 an die Macht kam, schaffte er diesen Lügen- und Fälschungsapparat keineswegs ab, sondern modifizierte und erneuerte ihn und machte ihn dadurch umso wirkungsvoller.

Die Ermordung Sergej Magnitskis sollte das prägnanteste Beispiel für diese Vorgehensweise werden, und wir bekamen die einzigartige Chance, zu beobachten, wie das Getriebe und die Kolben dieser Maschinerie funktionieren.

Am Morgen des 17. November 2009, ein paar Stunden vor Sonnenaufgang, trat Sergejs Mutter Natalja ihre wöchentliche Fahrt zum Untersuchungsgefängnis Butyrka an, um ihrem Sohn ein Päckchen mit Lebensmitteln und Medikamenten zu bringen. Um 5.30 Uhr versammelte sie sich mit den übrigen Häftlingsangehörigen vor einem kleinen Nebeneingang des Gefängnisses. Sie kamen so früh, weil in der Haftanstalt nur dienstags zwischen 9.00 Uhr und 11.00 Uhr Geschenke abgegeben werden durften. Wenn Natalja dieses Zeitfenster verpasste, würde sie bis zur folgenden Woche warten müssen. Da die meisten Gefangenen diese Päckchen dringend benötigten, kam Natalja nie zu spät.

Die Schlange bewegte sich an diesem Morgen langsam nach vorn. Natalja drängelte sich zwischen den ungefähr 50 anderen Häftlingsangehörigen über den schmalen, dunklen Gang, der zu dem Tisch führte, an dem zwei Gefängniswärterinnen die Päckchen entgegennahmen. Um 9.40 Uhr hatte sie es schließlich geschafft. Sie überreichte der Wärterin eine Liste der Gegenstände, die sich in dem Päckchen befanden.

Die Frau warf einen Blick auf die Liste und schüttelte diensteifrig den Kopf. »Der Häftling befindet sich nicht mehr in diesem Gefängnis. Er wurde gestern Abend nach Matrosskaja Tischina verlegt.«

»In das dortige Krankenhaus?«, fragte Natalja nervös. In Anbetracht von Sergejs gebrechlicher Erscheinung vor ein paar Tagen sorgte sie sich um die Gesundheit ihres Sohnes und hoffte, dass es keinen Notfall gegeben hatte.

»Das weiß ich nicht«, antwortete die Wärterin streng.

Natalja klemmte sich das Päckchen für Sergej unter den Arm und eilte nach draußen. Sie stieg in die U-Bahn und erreichte um 10.30 Uhr den Abgabeschalter in Matrosskaja Tischina. Zum Glück warteten dort nur drei Leute vor ihr. Als sie an die Reihe kam, sagte sie zu der Wärterin: »Man hat mir gesagt, dass Sergej Magnitski hier ist.«

Ohne in ihr Betriebsbuch zu schauen oder den Namen in einen Computer einzutippen, erwiderte die Beamtin: »Ja, er wurde gestern Abend in sehr schlechtem Zustand hier eingeliefert.«

Natalja wurde Angst und Bange. »Ist er wohlauf? Was hat er?«

Die Wärterin schwieg einen Moment. Dann sagte sie: »Ich fürchte, nein. Er ist gestern um neun gestorben.«

Natalja kreischte: »W-w-as? Was ist passiert?«

»Er ist an Pankreasnekrose gestorben, einem Bauchfellriss und einem toxischen Schock«, antwortete die Wärterin in monotonem Tonfall. »Mein Beileid zu Ihrem Verlust.« Natalja begann zu zittern, aber sie konnte ihre Beine nicht bewegen. Sie lehnte sich gegen den Tisch, als sie die Tragweite dieser Nachricht begriff. Tränen schossen ihr in die Augen.

»Treten Sie bitte zur Seite, Frau. Ich muss mich um den Nächsten in der Schlange kümmern«, sagte die Wärterin kalt.

Natalja konnte sie nicht anschauen.

»Sie müssen zur Seite gehen«, wiederholte die Wärterin und deutete zu einem harten Plastikstuhl, der an der Wand stand. Natalja folgte ihrem Finger und schleppte sich zu dem Stuhl, während die anderen Wartenden sie anstarrten und keiner von ihnen wusste, was er tun sollte.

Natalja sank benommen auf den Stuhl. Nach ein paar Minuten fasste sie

sich wieder einigermaßen, sodass sie imstande war, Sergejs Anwalt Dimitri anzurufen, dessen Büro in der Nähe lag. Als Dimitri eine Viertelstunde später kam, war Natalja nicht mehr in der Lage, zu sprechen. Dimitri nahm die Sache in die Hand und verlangte nach dem diensthabenden Arzt. Einige Minuten später erschien ein Mann in einem Laborkittel. Er wiederholte die Todesursache und sagte, dass Sergej in die Leichenhalle Nummer elf gebracht worden sei und dass sie sich dorthin wenden sollten, wenn sie Näheres wissen wollten.

An diesem Morgen läutete mein Festnetztelefon gegen 7.45 Uhr beziehungsweise 10.45 Uhr Moskauer Zeit. Ich nahm ab. Es war Eduard, der in hastigem Russisch sprach. Ich reichte den Hörer an Elena weiter. Sie hörte ihm zu. Sie rang nach Luft. Tränen traten in ihre Augen. Dann begann sie, zu schreien. Nicht auf Russisch, nicht auf Englisch, es war nur ein urtümliches Heulen. Noch nie in meinem Leben hatte ich von einem Menschen solche Laute gehört.

Als sie mir berichtete, dass Sergej tot war, sprang ich auf und lief im Kreis umher wie ein wildes Tier, das in einem Käfig gefangen ist.

Dass Sergej gestorben war, übertraf meine schlimmsten Albträume so sehr, dass ich nicht wusste, wie ich damit fertigwerden sollte. Ich empfand einen körperlichen Schmerz, als hätte mir jemand ein Messer in die Kehle gestoßen.

Nachdem ich einige Minuten nach Luft ringend umhergelaufen war und gegen meine Tränen ankämpfte, hatte ich mich wieder so weit im Griff, dass ich telefonieren konnte. Mein erster Anruf ging an Wladimir. Er wusste immer, was zu tun war, was man sagen musste, an wen man sich wenden musste – aber diesmal war auch er ratlos. Als ich ihm die Nachricht überbrachte, herrschte am anderen Ende der Leitung zuerst nur Schweigen. Er wusste nicht, was er sagen sollte. Schließlich murmelte er matt: »Bill, das ist schrecklich.«

Ohne zu duschen, schlüpfte ich in die Hose, zog mir ein Hemd über, eilte aus der Haustür und fuhr mit einem Taxi zum Büro. Ich war als Erster dort, innerhalb von 20 Minuten kamen auch alle anderen, allesamt aufgewühlt und schmerzerfüllt.

In jeder großen Krise ist es entscheidend, was man in den ersten Stunden tut. Wir verfassten eilends eine Presseerklärung auf Englisch und auf

Russisch. Dieser Erklärung fügten wir ein 40 Seiten umfassendes handschriftliches Dokument bei, in dem Sergej seine Torturen detailliert beschrieben und berichtet hatte, wie ihm medizinische Behandlung vorenthalten wurde und wie grausam er von den Wärtern misshandelt wurde. Wir versandten die Presseerklärung und hofften und beteten, dass die Menschen diesmal davon Notiz nehmen würden.

Und dieses Mal fanden wir tatsächlich allgemeine Aufmerksamkeit.

Die meisten Zeitungen griffen die Geschichte auf und wandten sich an die russischen Behörden mit der Bitte um eine Stellungnahme. Die Pressesprecherin des Innenministeriums war eine füllige blonde Frau namens Irina Dudukina. Kurz nachdem die ersten Anrufe hereinkamen, veröffentlichte sie die Version des Innenministeriums von den Ereignissen. Demzufolge war Sergej nicht an Pankreasnekrose und einem toxischen Schock gestorben, wie das Gefängnispersonal Natalja mitgeteilt hatte, sondern an »Herzversagen ohne Anzeichen von Gewalteinwirkung«.

Im weiteren Verlauf des Tages ging Dudukina noch weiter und veröffentlichte auf der Internetseite des Innenministeriums eine offizielle Erklärung, in der es hieß: »In den Strafakten findet sich keine einzige Beschwerde Magnitskis wegen seines Gesundheitszustands« und »sein plötzlicher Tod wurde von den Ermittlern mit Erschütterung zur Kenntnis genommen«.

Das war vollkommen unwahr. Es gab nicht nur mehrere Beschwerden in seiner Strafakte, sondern auch eindeutige ablehnende Bescheide durch Major Siltschenko und andere ranghohe Beamte, in denen Sergej eine medizinische Behandlung verwehrt wurde.

Dudukina log auch in Bezug auf den Ort und den Zeitpunkt von Sergejs Tod. Sie behauptete, Sergej sei um 9.50 Uhr in einem Bett in der Notaufnahme von Matrosskaja Tischina gestorben, als Ärzte ihn wiederzubeleben versucht hätten. Dies stand in direktem Widerspruch zur Aussage jenes Zivilarztes, der als Erster an Ort und Stelle war und erklärte, dass Sergej um 9.00 Uhr auf dem Boden einer Isolationszelle gestorben sei.

Ich hatte Sergejs Mutter und seine Ehefrau nie persönlich kennengelernt. Mein Kontakt hatte sich stets auf Sergej persönlich beziehungsweise während seiner Inhaftierung auf seinen Anwalt beschränkt, aber nun sollten seine Familie und ich unauflöslich miteinander verbunden werden.

Am 17. November rief ich zum ersten Mal seine Mutter Natalja an. Wadim dolmetschte. Ich wollte ihr nicht nur mein aufrichtiges Beileid ausdrücken, sondern ihr auch sagen, dass ich mich verantwortlich fühlte für das, was ihrem Sohn widerfahren war, und dass sie nicht allein war. Das war eines der schwierigsten Gespräche, die ich in meinem Leben führte. Natalja war untröstlich. Sergej war ihr einziges Kind gewesen und hatte alles für sie bedeutet. Jedes Mal wenn sie zu sprechen begann, brach sie nach kurzer Zeit in Tränen aus. Ich wollte ihr nicht noch mehr Schmerz bereiten, aber ich wollte, dass sie wusste, dass ich in Sergejs Fußstapfen treten und mich um sie und ihre Familie kümmern würde. Wichtiger noch, ich wollte ihr mitteilen, dass ich dafür sorgen würde, dass die Leute, die Sergej getötet hatten, zur Rechenschaft gezogen werden würden und dass ich nicht eher ruhen würde, als bis das geschehen war.

Bedauerlicherweise konnte ich nicht nach Moskau reisen, um ihnen zur Seite zu stehen, daher musste die Familie mit den bedrückenden Nachwirkungen von Sergejs Tod aus eigener Kraft fertigwerden. Einen Tag nach Sergejs Tod verlangte die Familie, dass ein unabhängiger Pathologe eine Autopsie vornehmen solle, doch der Staatsanwalt lehnte diese Forderung umgehend ab mit dem Hinweis: »Alle unsere Pathologen sind gleichermaßen unabhängig.«

Zwei Tage später bat Natalja darum, Sergejs Leichnam für die Familie freizugeben, damit sie eine eigene Obduktion in Auftrag geben könne. Auch dies wurde abgelehnt mit der Begründung, dass »es keinen Grund gibt, an den Ergebnissen der staatlichen Autopsie zu zweifeln«.

Später an diesem Tag fuhr Natalja zum Leichenschauhaus Nummer elf. Als sie dort ankam, sagte man ihr, dass Sergejs Leichnam nicht in einem Kühlfach aufbewahrt werden könne, weil es momentan zu viele Leichname in der Leichenhalle gebe und sein Körper zerfallen würde, wenn er nicht umgehend bestattet werden würde. Als Natalja fragte, ob der Leichnam der Familie übergeben werden könne, damit sie eine religiöse Trauerfeier am offenen Sarg durchführen könne, lehnte der zuständige Beamte dies kategorisch ab: »Der Leichnam wird nur zum Friedhof überführt.«

Sergejs Familie musste für den nächsten Tag die Beerdigung vorbereiten. Natalja fuhr zusammen mit Sergejs Witwe und seiner Tante zum Leichenschauhaus, und sie gaben dort einen dunklen Anzug, ein gestärktes

weißes Hemd und eine gestreifte blaue Krawatte ab. Sie hofften, Sergej ein letztes Mal sehen zu können. Der zuständige Beamte erklärte sich widerwillig dazu bereit. Er führte sie über mehrere Treppen und über einen Gang zu einem Raum im Keller des Gebäudes. Im Raum war es dunkel, und es roch durchdringend nach Formaldehyd und Tod. Eine Viertelstunde später schob der Beamte Sergejs Leichnam auf einem Rollwagen herein und sagte: »Jetzt können Sie sich von ihm verabschieden.«

Sergej war bis zum Hals mit einem weißen Tuch bedeckt. Natalja hatte eine Kerze dabei, die sie ihm nach orthodoxer Begräbnistradition zwischen die Finger legen wollte. Als sie das Tuch zurückzog, entdeckte sie entsetzt die dunklen Blutergüsse an seinen Fingerknöcheln und die tiefen Platzwunden an seinen Handgelenken. Dieser Anblick war zu viel für die drei Frauen, sie wurden vom Schmerz überwältigt.

Sie küssten Sergej auf die Stirn, weinten und drückten seine verletzten Hände. Dann übergaben sie dem Beamten Sergejs Kleidung und gingen.

Am 20. November 2009 wurde ein Holzsarg aus dem Leichenschauhaus Nummer elf herausgetragen und auf einen Kleintransporter geladen. Die Familie folgte dem Fahrzeug zum Friedhof Preobraschenski im Nordosten Moskaus. Sergejs Freunde hoben den Sarg vom Transporter und stellten ihn auf einen Rollwagen. Die Prozession zog zur Grabstätte, viele von Sergejs Freunden und Angehörigen hatten große Blumengebinde dabei, und nachdem der Sarg neben dem Grab abgestellt worden war, wurde der Deckel zurückgeschlagen. Sergej war perfekt angezogen. Er war mit einem frischen Baumwolltuch bedeckt, das bis zu seiner Brust reichte. Seine Gesichtsfarbe war gut. Obwohl alle an seinen Handgelenken und Knöcheln die Zeichen von Gewaltanwendung sehen konnten, wirkte er, als habe er seinen Frieden gefunden, und so würde er auch bestattet werden.

Seine Familie und seine Freunde verabschiedeten sich einer nach dem anderen von Sergej und legten rote Rosen zu seinen Füßen nieder. Natalja und Sergejs Witwe Natascha legten ihm eine Girlande aus weißen Rosen um den Kopf. Sie weinten unablässig, klappten den Deckel zu und ließen den Sarg hinab ins Grab.

Die Vertuschung begann fast unmittelbar, nachdem Sergej gestorben war. Am 18. November erklärte das russische Staatliche Ermittlungskomitee: »Es sind keine Gründe ersichtlich, die strafrechtliche

Ermittlungen nach dem Tode Magnitskis rechtfertigen würden.« Am 23. November, drei Tage nach seiner Beerdigung, gab das Büro des russischen Generalstaatsanwalts eine Erklärung heraus, in der es hieß, man habe »kein Fehlverhalten von Beamten und auch keine Gesetzesverstöße feststellen können. Der Tod ist durch natürliches Herzversagen eingetreten.« Am 24. November schließlich erklärte die Leitung von Matrosskaja Tischina: »Es wurden keine Verstöße festgestellt. Alle Untersuchungen über den Tod Magnitskis sollten beendet und der Fall zu den Akten gelegt werden.«

Aber Sergejs Fall ließ sich nicht unter den Teppich kehren. Jeder Häftling entwickelt eine eigene Art, mit der unangenehmen Situation des Eingesperrtseins umzugehen, und Sergejs Methode bestand darin, alles niederzuschreiben. In den 358 Tagen seiner Haft verfassten er und seine Anwälte insgesamt 450 Beschwerden, die in allen Einzelheiten dokumentierten, was ihm wann, wie und wo angetan wurde. Aufgrund dieser Beschwerden und der Belege, die seither noch zutage gefördert wurden, ist der Mord an Sergej Magnitski der am besten dokumentierte Fall von Menschenrechtsverletzungen in Russland in den vergangenen 35 Jahren.

In der Woche nach Sergejs Tod unterdrückte ich meine Gefühle vollständig. Ich versuchte, mein Möglichstes zu tun, um in Russland eine gewisse Form von Gerechtigkeit zu erreichen, doch dieser Chor des Leugnens und Abstreitens war in hohem Maße demoralisierend. Als ich am Abend des 25. November nach Hause kam, setzte ich mich zu meiner Frau Elena an den Esstisch. Ich legte den Kopf in die Hände und schloss die Augen. Ich hoffte, Elena würde mir den Nacken massieren oder etwas Aufmunterndes sagen, wie sie es schon so viele Male vorher getan hatte. Doch in diesem Augenblick war sie abgelenkt.

Ich blickte auf und sah, dass sie gerade eine E-Mail las, die auf meinem BlackBerry angekommen war. »Was ist los?«

Sie hob eine Hand, las weiter, dann sagte sie: »Medwedew hat soeben eine Untersuchung über Sergejs Tod gefordert.«

»Was?«

»Präsident Medwedew will eine Untersuchung in die Wege leiten.«

»Tatsächlich?«

»Ja. Hier steht, dass er von seinem Menschenrechtsbeauftragten über den Fall unterrichtet wurde und daraufhin den Generalstaatsanwalt und den Justizminister aufgefordert hat, Nachforschungen anzustellen.«

Mein Mobiltelefon läutete fast im selben Augenblick, als Elena mir die Nachricht vorlas. Es war Wladimir. »Bill, haben Sie die Nachricht über Medwedew gesehen?«

»Ja. Elena liest sie mir gerade vor. Was halten Sie davon?«

»Wissen Sie, Bill, ich glaube diesen Leuten kein Wort – aber kann das wirklich schlecht sein?«

»Eigentlich nicht«, erwiderte ich. Obwohl die Tatsache, dass Sergej tot war, durch nichts rückgängig zu machen war, deutete dies zumindest darauf hin, dass es im russischen Fundament leichte Risse gab. Vielleicht, ja, vielleicht würde Russland im Falle Sergejs nicht mehr nach dem Katyn-Prinzip verfahren und alles ableugnen.

Zwei Wochen später, am 11. Dezember, gab Medwedews Sprecherin bekannt, dass 20 Gefängnisbeamte »als eine Folge« des Todes von Sergej entlassen worden seien. Als ich das erfuhr, begann ich, mir vorzustellen, wie Sergejs Peiniger aus ihren Wohnungen abgeholt und in dieselben Zellen gesperrt wurden, in die sie Sergej geworfen hatten.

Doch dann kam Wladimir im späteren Verlauf des Tages mit grimmigem Gesicht und einigen Blättern Papier in der Hand zu mir an den Schreibtisch.

»Was ist das?«, fragte ich und deutete mit dem Kopf zu den Papieren.

»Die Namen der entlassenen Gefängnisbeamten. 19 von ihnen hatten nichts mit Sergej zu tun. Einige haben in Gefängnissen gearbeitet, die weit weg sind, in Wladiwostok und Nowosibirsk.« Beide Orte liegen Tausende Kilometer von Moskau entfernt.

»Hat irgendeiner von ihnen überhaupt etwas mit der Sache zu tun gehabt?«

»Ja, einer. Das ist eine Farce. Reine Vernebelungstaktik.«

Den Gipfel der Lügen und der vorgetäuschten Entlassungen stellte die Reaktion auf den Bericht der Moskauer Überwachungskommission für Menschenrechte (MPOC) dar, der am 28. Dezember veröffentlicht wurde. Die MPOC ist eine Nichtregierungsorganisation, die sich mit der

Untersuchung von Misshandlungen und zweifelhaften Todesfällen in Moskauer Gefängnissen befasst. Kurz nach Sergejs Tod begann die Organisation mit eigenen Ermittlungen, die von einem unbestechlichen Mann namens Waleri Borschew geleitet wurden. Borschew und sein Team befragten Wärter, Ärzte und Mithäftlinge, die in irgendeiner Weise mit Sergej zu tun gehabt hatten. Er und sein Team lasen auch die Beschwerden Sergejs und die offiziellen Akten, die über ihn angelegt wurden. Ihre Schlussfolgerungen waren eindeutig. Der Bericht der MPOC stellte fest, dass Sergej »systematisch medizinische Versorgung vorenthalten« worden war, dass er »körperlicher und psychischer Folter unterworfen« worden war, dass sein »Lebensrecht durch den Staat verletzt« worden war, dass »Ermittler, Strafverfolger und Richter beteiligt waren an der Aufrechterhaltung dieser qualvollen Bedingungen« und dass schließlich »nach seinem Tod staatliche Bedienstete Lügen verbreiteten und die Wahrheit über seine Misshandlungen und die Umstände seines Todes verschleierten«.

Borschew legte seinen Bericht fünf verschiedenen Behörden vor, darunter auch der Präsidialverwaltung, dem Justizministerium und dem Amt des Generalstaatsanwalts.

Von keiner kam eine Reaktion.

Den Behörden war es gleichgültig, dass die Zeitung *Nowaja Gaseta* Sergejs unbearbeitete Gefängnistagebücher auf ihrer Titelseite veröffentlicht hatte und dass alle Welt sie lesen hatte können.

Es war ihnen auch gleichgültig, dass Sergejs Name seit seinem Tod in 1148 Berichten in russischen und 1257 Artikeln in westlichen Medien genannt worden war.

Es spielte auch keine Rolle, dass der Mord an Sergej den allgemein akzeptierten Gesellschaftsvertrag in Russland verletzte: Wenn man sich nicht in umstrittene Dinge einmischte – in die Politik, in Menschenrechtsfragen oder alles, was mit Tschetschenien zu tun hatte –, konnte man unbehelligt leben und die Früchte des autoritären Regimes genießen.

Die russischen Behörden waren so sehr mit der Vertuschung beschäftigt, dass sie den emotional bewegendsten Aspekt der Geschichte von Sergej übersahen. Sergej war einfach nur ein der Mittelschicht angehörender Steueranwalt gewesen, der morgens bei Starbucks seinen Kaffee bestellt

hatte, der seine Familie geliebt hatte und in seinem Büro seiner Arbeit nachgegangen war. Sein Pech hatte darin bestanden, dass er in ein großes, von den Behörden eingefädeltes Komplott hineingeraten war und sich dann wie ein russischer Patriot verhalten und die Machenschaften offengelegt hatte. Dafür war er aus seinem gewohnten Leben herausgerissen worden, in einem der schlimmsten russischen Drecklöcher eingesperrt und dann langsam und systematisch zu Tode gefoltert worden.

Es hatte auch keine Bedeutung, dass auch jeder andere Russe Sergej Magnitski sein hätte können.

Ich hatte meine Zweifel zurückgestellt, hatte gehofft, dass Russland mittlerweile vom Katyn-Prinzip des groß angelegten staatlichen Lügens abgerückt sein würde, doch das war nicht der Fall. Das Böse war unter dem hellen Licht der Öffentlichkeit nicht verschwunden.

Wenn ich dafür sorgen wollte, dass Sergej Gerechtigkeit zuteilwurde, musste ich mich auf Wegen außerhalb Russlands darum bemühen.

Kapitel 32
Kyle Parkers Krieg

Aber wie kann man im Westen Gerechtigkeit erwirken für Folter und für einen Mord, die in Russland stattfanden?

Nachdem sich die britische Regierung als so wenig hilfreich erwiesen hatte, musste ich mein Betätigungsfeld ausweiten. Aufgrund meines persönlichen Hintergrunds bestand der nächste logische Schritt darin, in den USA aktiv zu werden.

Ich vereinbarte für Anfang März 2010 mehrere Gesprächstermine in Washington, D.C., und kam am Zweiten des Monats dort an. Es war ein kalter und nieseliger Tag in Washington. Mein erstes Treffen hatte ich mit Jonathan Winer, einem führenden internationalen Strafrechtler. Bevor er sich mit einer eigenen Kanzlei selbständig gemacht hatte, war Jonathan im US-Außenministerium stellvertretender Leiter der Abteilung Betäubungsmittel und Strafverfolgung gewesen – eine Position, die in Washington gewöhnlich als »Abteilungsleiter für Drogen und Schläger« bezeichnet wird. Damit war er zuständig gewesen für den Umgang der amerikanischen Behörden mit Drogenhändlern und der russischen Mafia. Er war ein erfolgreicher, aber auch sehr robuster und zäher Beamter gewesen.

Am Morgen des 3. März suchte ich ihn in seiner Kanzlei im Stadtzentrum auf. Entsprechend dem Ruf, den er genoss, erwartete ich, auf einen hochgewachsenen, schroffen Typ vom Schlage Clint Eastwoods zu treffen, doch als ich in seinem Büro ankam, dachte ich zunächst, ich wäre an einem falschen Ort gelandet. Die Person, die mich empfing, war ein 1,68 Meter großer Mann in mittleren Jahren mit schütteren Haaren und einem langen, schmalen Gesicht, das mich an einen meiner Lieblingsprofessoren auf der Universität erinnerte. Er sah ganz und gar nicht aus wie der Verbrecher jagende Superheld, den ich mir vorgestellt hatte.

Jonathan führte mich in sein Büro. Wir setzten uns, und er bat mich

höflich, ihm die ganze Geschichte zu erzählen. Er hörte aufmerksam zu, machte sich gelegentlich auf einer Karteikarte Notizen und sagte kein Wort. Erst als ich fertig war und er zu reden anfing, erkannte ich, worauf sein Ansehen beruhte.

»Haben Sie sich schon an den Auswärtigen Ausschuss des Senats gewendet?«, fragte er mit einer leisen, abgehackten Stimme.

»Nein, soll ich das tun?«

»Ja. Nehmen Sie den Ausschuss auf Ihre Liste.« Er machte einen Haken hinter eine der Notizen auf seiner Karteikarte. »Was ist mit dem Untersuchungsausschuss des Repräsentantenhauses?«

»Nein. Was ist das?« Ich kam mir allmählich etwas unvorbereitet vor.

»Das ist ein Ausschuss des Repräsentantenhauses, der eine nahezu unumschränkte Macht zur Vorladung von Zeugen besitzt. Nehmen Sie auch ihn auf Ihre Liste. Was ist mit dem amerikanischen Helsinki-Ausschuss?«

»Ja. Dort habe ich am letzten Tag meines Aufenthalts einen Termin.« Ich fühlte mich schon ein wenig besser, weil ich die Prüfung nicht ganz vermasselte. Irgendwie war mir an der Anerkennung durch diesen Mann gelegen, obwohl ich ihn gerade erst kennengelernt hatte.

»Gut, das sind wichtige Leute. Informieren Sie mich anschließend über das Treffen.« Er machte einen weiteren Haken in seinen Notizen. »Was ist mit dem Außenministerium? Haben Sie dort auch einen Termin mit jemandem?«

»Ja, morgen. Mit einem Mann namens Kyle Scott. Er leitet die Abteilung für russische Angelegenheiten.«

»Das ist schon mal ein Anfang. Erst später werden Sie mit ranghöheren Leuten in Kontakt kommen, aber fürs Erste genügt das. Es ist wichtig, dass Sie wissen, was Sie Kyle Scott sagen.« Jonathan schwieg einen Moment. »Haben Sie schon einen Plan?«

Mit jeder Frage, die er mir stellte, wurde mir klarer, dass ich keine Ahnung hatte, was ich tat. »Nun, ich möchte ihnen erzählen, was mit Sergej geschehen ist«, antwortete ich matt.

Jonathan lächelte wohlwollend, als spreche er mit einem Kind. »Bill, Scott wird einen ausführlichen Geheimdienstbericht über Sie und Sergej

vorliegen haben. Mit den Möglichkeiten der US-Regierung weiß er wahrscheinlich mehr über Ihre Geschichte als Sie selbst. Soweit es das Außenministerium betrifft, besteht der Hauptzweck dieses Treffens in Schadensbegrenzung. Sie möchten herausfinden, ob diese Situation ernst genug ist, um die Regierung zum Handeln zu veranlassen. Ihr Ziel muss es sein, ihnen deutlich zu machen, dass dies tatsächlich der Fall ist.«

»Einverstanden. Wie soll ich das anstellen?«

»Das hängt ganz davon ab, was Sie von ihnen wollen, Bill.«

»Ich möchte im Grunde, dass es Konsequenzen gibt für die Leute, die Sergej umgebracht haben.«

Jonathan rieb sich ein paar Sekunden das Kinn. »Nun, wenn Sie wirklich die Katze auf die Tauben loslassen wollen, dann würde ich die Regierung bitten, die Präsidentenproklamation 7750 zur Anwendung zu bringen. Diese ermöglicht es dem Außenministerium, Einreiseverbote gegen korrupte ausländische Beamte zu verhängen. Bush hat dieses Instrument 2004 geschaffen. Es würde den Russen richtig wehtun, wenn man damit gegen sie vorgehen würde.«

Das war eine hervorragende Idee. Visumsanktionen würden die russischen Kriminellen empfindlich treffen. Nach dem Ende des Kommunismus waren korrupte russische Staatsbedienstete über den gesamten Globus ausgeschwärmt, hatten sich in allen Fünf-Sterne-Hotels zwischen Monte Carlo und Beverly Hills eingenistet und ihr Geld verprasst, als wäre es der letzte Tag ihres Lebens. Wenn ich die US-Regierung dafür gewinnen konnte, die Bewegungsfreiheit dieser Leute einzuschränken, würde sich ein gehöriges Maß an Verunsicherung in der russischen Elite ausbreiten.

»Würde das Außenministerium das tatsächlich tun?«, fragte ich.

Jonathan zuckte mit den Schultern. »Wahrscheinlich nicht, aber einen Versuch wäre es wert. 7750 ist noch nicht oft angewendet worden, aber es steht zur Verfügung, und es wäre interessant, zu beobachten, wie sie es rechtfertigen wollen, dieses Instrument *nicht* einzusetzen angesichts all der Beweise, die Sie zu diesem Fall vorlegen können.«

Ich stand auf. »Dann werde ich es tun. Vielen Dank.« Ich verließ Jonathans Büro mit dem Gefühl neu gewonnener Kraft. Ich war nach wie vor ein Außenseiter in Washington, aber jetzt hatte ich zumindest einen Plan –

und einen Verbündeten.

Am nächsten Morgen fuhr ich zum Außenministerium in der C Street. Das schlichte, schroffe Gebäude sah eher wie ein länglicher Betonklotz aus denn wie der Sitz der US-amerikanischen Diplomatie. Nachdem ich die langwierige Sicherheitsüberprüfung hinter mich gebracht hatte, wurde ich von Kyle Scotts Sekretärin in Empfang genommen, die mich über mehrere graue, mit Linoleum belegte Gänge führte und deren schwarze Stöckelschuhe rhythmisch klackten. Schließlich gelangten wir zu einer Tür, auf der stand: ABTEILUNG FÜR RUSSISCHE ANGELEGENHEITEN.

Die Sekretärin öffnete die Tür und streckte ihre Hand aus: »Bitte.« Ich trat in einen kleinen Raum, und sie führte mich zu einem Eckbüro. »Mr. Scott kommt gleich.«

Ein Eckbüro soll gewöhnlich den Eindruck vermitteln, dass sein Inhaber einen höheren Rang bekleidet, aber als ich mich umschaute, erkannte ich, dass es das einzige Zeichen war, dass Kyle Scott einen gewissen Status besaß. Der Raum war überfüllt und nur so groß, dass ein Schreibtisch, ein Zweiersofa, ein kleiner Couchtisch und ein paar Stühle darin Platz fanden. Ich setzte mich auf das Sofa und wartete.

Nach wenigen Minuten erschien Kyle Scott zusammen mit einer Assistentin. »Guten Tag, Mr. Browder.« Kyle Scott war ungefähr so groß wie ich, auch etwa im selben Alter und hatte eng zusammenstehende braune Augen. Sein weißes Hemd, die rote Krawatte und der graue Anzug waren die Standardkleidung amerikanischer Regierungsbeamter. »Danke, dass Sie gekommen sind«, sagte er, geflissentlich darüber hinwegsehend, dass ich derjenige gewesen war, der um das Treffen gebeten hatte.

»Nein, ich habe zu danken, dass Sie Zeit für mich haben«, entgegnete ich.

»Ich habe hier etwas, das Sie sehr freuen wird«, sagte er mit verschwörerischem Lächeln. Die Assistentin – eine junge Frau in einem grauen Hosenanzug und mit einem hellroten Seidenschal um den Hals – machte Notizen in einem Spiralblock. Scott beugte sich zur Seite und nahm einen übervollen Aktenordner von seinem Schreibtisch – zweifellos jener Ordner, in dem sich all sein Informationsmaterial über Sergej und mich befand, wie Jonathan vermutet hatte. Scott zog die Knie zusammen, legte den Ordner in seinen Schoß und zog ein Blatt Papier aus dem Ordner.

Ich war neugierig. »Was ist das?«

»Mr. Browder, jedes Jahr veröffentlicht das Außenministerium einen Menschenrechtsbericht, und in diesem Jahr gibt es in diesem Bericht zwei sehr eindeutige Absätze über den Fall Magnitski.«

Ich wusste, dass Organisationen wie Human Rights Watch und Amnesty International große Arbeitsgruppen unterhielten, die sich das ganze Jahr darum bemühten, die von ihnen betreuten Fälle in diesem Dokument unterzubringen – und hier servierte mir Kyle Scott meinen Fall sozusagen auf einem Silbertablett.

Normalerweise wäre dies eine großartige Sache gewesen, in unserem Fall aber verhielt es sich anders. Die russische Regierung scherte sich einen Dreck um ein paar Absätze in einem Menschenrechtsbericht der US-Regierung. Die Russen waren dabei, ein schweres Verbrechen zu vertuschen, und das Einzige, was sie kümmerte – das Einzige, was ihre Aufmerksamkeit fand –, waren reale, praktische Konsequenzen im wirklichen Leben.

Kyle Scott wartete gespannt auf meine Reaktion.

»Kann ich den Text lesen?«

Er reichte mir das Blatt. Die Absätze waren sehr klar und eindeutig formuliert, aber es waren nur Worte.

Ich schaute Scott an und sagte höflich: »Das ist wirklich hervorragend. Vielen Dank. Aber ich möchte Sie noch um etwas anderes bitten.«

Scott rutschte unbehaglich auf seinem Stuhl umher, und seine Assistentin blickte von ihrem Notizblock auf. »Gern, worum geht es?«

»Ich habe erfahren, Mr. Scott, dass es ein amerikanisches Gesetz gibt, das meiner Meinung nach im Fall Magnitski sehr wirkungsvoll sein könnte: die Präsidentenproklamation 7750, mittels der gegen korrupte ausländische Regierungsbeamte ein Einreiseverbot in die USA verhängt werden kann.«

Scott straffte sich. »Ich kenne dieses Gesetz. Aber wäre es auch hier anwendbar?«, fragte er zweifelnd.

»Es ist in diesem Fall anwendbar, weil die Leute, die Sergej umgebracht haben, offenkundig korrupt sind und daher unter die Bestimmungen der Proklamation fallen. Das Außenministerium sollte ihnen die Einreise in die USA untersagen.«

Die Assistentin notierte fieberhaft, als hätte ich dreimal so viele Worte gesprochen. Dass die Besprechung so verlaufen würde, damit hatten sie nicht gerechnet. Jonathan Winer hatte recht gehabt.

So etwas wollten sie nicht hören, denn seit Barack Obama 2009 Präsident geworden war, hatte die US-Regierung gegenüber Russland im Wesentlichen eine Politik des Appeasement verfolgt. Die Obama-Administration hatte sogar eine neue Bezeichnung dafür erfunden: Neustart. Durch diese Politik sollten die zerrütteten Beziehungen zwischen den USA und Russland wiederbelebt und auf eine neue Grundlage gestellt werden, praktisch aber bedeutete dies, dass die USA gewisse für Russland unangenehme Themen nicht mehr zur Sprache brachten, solange sich Russland bei den Handelsbeziehungen, der nuklearen Abrüstung und auf verschiedenen anderen Gebieten entgegenkommend verhielt. Gewiss, die US-Regierung konnte ein paar kritische Absätze in einen Bericht aufnehmen, um ihre »Sorge« über Menschenrechtsverletzungen zum Ausdruck zu bringen, doch im Kern bestand die Politik der Vereinigten Staaten darin, absolut nichts gegen diese Verstöße zu unternehmen.

Ich verlangte nun etwas, das in völligem Gegensatz zu dieser Politik stand, und Scott befand sich plötzlich auf einem Gebiet, das ihm gar nicht behagte. »Es tut mir leid, Mr. Browder, aber, äh, ich kann noch immer nicht erkennen, inwiefern 7750 im Fall Magnitski anwendbar wäre«, erklärte er ausweichend.

Ich wusste, dass Scott ein harter Brocken war, aber anstatt einen Rückzieher zu machen, ging ich in die Offensive. »Wie können Sie das sagen? Diese Staatsbediensteten haben dem russischen Volk 230 Millionen Dollar gestohlen und dann den Whistleblower umgebracht. Sie haben dieses Geld gewaschen, und jetzt sind Teile der russischen Regierung mit einer groß angelegten Vertuschungsaktion beschäftigt. Das Instrument 7750 ist maßgeschneidert für einen Fall wie diesen.«

»Aber, Mr. Browder – ich weiß nicht –, es würde sich doch unmöglich beweisen lassen, dass diese Leute all die Dinge getan haben, von denen Sie sprechen«, sagte er entschlossen.

Ich bemühte mich, ruhig zu bleiben, was mir aber zunehmend schwerfiel. »In den beiden Absätzen, die Sie mir gezeigt haben, werden mehrere Staatsbedienstete namentlich genannt«, erklärte ich nachdrücklich.

»Ich … ich …«

Meine Stimme wurde lauter. »Mr. Scott, dies ist der am besten dokumentierte Fall von Menschenrechtsverletzungen in Russland seit dem Ende der Sowjetunion. Es ist von unabhängiger Seite bestätigt worden, dass eine Reihe russischer Regierungsmitarbeiter in den Tod von Sergej verwickelt waren. Ich werde Ihnen gerne alle Einzelheiten darlegen.«

Das Treffen hatte für Scott eine völlig unerwünschte Wendung genommen, und deshalb wollte er es jetzt beenden. Er gab seiner Assistentin ein Zeichen, die daraufhin zu schreiben aufhörte, und stand auf. »Es tut mir leid, Mr. Browder«, sagte er und geleitete mich zur Tür. »Aber ich muss jetzt zu einem weiteren Termin. Ich bin gerne bereit, das Thema mit Ihnen bei anderer Gelegenheit weiter zu besprechen, aber im Augenblick geht es nicht. Danke dafür, dass Sie gekommen sind.«

Ich reichte Scott die Hand und wusste dabei ganz genau, dass ich so schnell nicht wieder in dieses Büro zurückkehren würde. Scotts Assistentin begleitete mich verlegen und ohne ein Wort zum Ausgang des Gebäudes.

Ich verließ das Außenministerium frustriert und verärgert. Ich ging in östlicher Richtung, zu meinem nächsten Treffen in der Nähe des Kapitols und wanderte schließlich unter einem schiefergrauen Himmel durch die National Mall. Zwei junge Männer um die 20 Jahre in blauen Blazern mit Messingknöpfen und beigen Hosen kamen mir entgegen, in eine hitzige Diskussion vertieft. Sie hatten noch Pickel im Gesicht, aber sie spielten schon Regierung. Das war nicht meine Welt. Wie konnte ich glauben, dass ich eine Chance haben würde, in Washington etwas zu bewegen? Bei meinem Gespräch mit Jonathan war offenkundig geworden, wie wenig ich wusste, und das hatte sich in dem unerfreulichen Gespräch mit Kyle Scott bestätigt.

Ich hatte noch mehrere weitere Besprechungen an diesem Tag, absolvierte diese jedoch in einer Art Benommenheit, und auch keine von ihnen brachte irgendwelche greifbaren Ergebnisse. Ich dachte nur noch daran, nach London zurückzufliegen.

Bevor ich Washington verließ, hatte ich noch ein letztes Treffen, diesmal mit Kyle Parker vom US-amerikanischen Helsinki-Ausschuss. Das war jener Mann, dem es nicht gelungen war, Sergejs Fall in Präsident Obamas Briefing-Paket unterzubringen, als Sergej noch gelebt hatte, und daher

erwartete ich keinen allzu freundlichen Empfang. Ich hielt den Termin nur deshalb ein, weil Jonathan Winer ihm so große Bedeutung beigemessen hatte, als wir die Liste meiner geplanten Gesprächspartner durchgingen.

Ich erinnerte mich, dass Kyle Parker ein Mann von Anfang 30 war, der müde Augen hatte, die, wie es schien, schon mehr gesehen hatten, als es sein Alter vermuten ließ. Er sprach perfekt Russisch und hatte einen guten Überblick über alles, was in Russland vorging. Er hätte ebenso gut für die CIA arbeiten können wie für diesen wenig bekannten Menschenrechtsausschuss des Kongresses.

Ich fuhr zum Ford House Office Building an der D Street, einen Block entfernt von den Bahngleisen und der Autobahn. Der hässliche graue Kasten ohne jeglichen architektonischen Charme lag weitab von Capitol Hill und stellte das wohl unansehnlichste Gebäude der amerikanischen Regierung dar. Als ich das Gebäude betrat, drängte sich mir der Gedanke auf, dass man hier wohl alle jene verwaisten Kongresseinrichtungen untergebracht hatte, die nicht zu den maßgeblichen Machtzirkeln gehörten.

Kyle Parker empfing mich an der Sicherheitsschleuse und führte mich in einen etwas zu kühlen Konferenzraum, in dem sowjetische Memorabilien unterschiedlichster Art in Regalen zur Schau gestellt wurden. Er setzte sich schweigend an das Kopfende des Tisches. Ich holte Luft, um etwas zu sagen, doch er kam mir zuvor.

»Bill, ich möchte Ihnen mitteilen, wie sehr ich es bedauere, dass wir letztes Jahr nicht mehr tun konnten, um Sergej zu helfen. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie oft ich an ihn denke, seit er gestorben ist.«

Das hatte ich nicht erwartet, und ich brauchte einen Moment, dann sagte ich: »Wir haben alles versucht, Kyle.«

Dann sagte Parker etwas, das so ganz und gar nicht nach Washington klang, dass ich es auch heute noch kaum glauben kann. »Als Sie mir nach Sergejs Tod den Nachruf auf ihn geschickt haben, habe ich ihn auf dem Nachhauseweg im Zug immer wieder gelesen. Ich war todunglücklich. Sie waren erst vier Monate vorher hier gewesen und haben um Hilfe gebeten. Ich habe geweint, dort im Zug. Ich habe den Text meiner Frau vorgelesen, als ich zu Hause war. Auch sie hat geweint. Dieser Mord – das gehört zum Schlimmsten, was ich in meiner beruflichen Laufbahn erlebt habe.«

Ich war verblüfft. Noch nie war ich auf einen Regierungsmitarbeiter getroffen, der sich auf derart emotionale und menschliche Weise äußerte. »Kyle, ich weiß nicht, was ich sagen soll. Auch für mich war es das Schlimmste, was ich bisher erlebt habe. Ich kann nur deshalb jeden Morgen aufstehen, weil ich mir vorgenommen habe, die Kerle dranzukriegen, die Sergej das angetan haben.«

»Ich weiß, und ich werde Ihnen dabei helfen.«

Ich holte tief Luft. Das war ein ganz anderer Kyle Parker als jener, den ich damals in Washington kennengelernt hatte.

Ich wollte ihm erzählen, wie das Treffen im Außenministerium abgelaufen war, aber bevor ich das tun konnte, begann Kyle von sich aus mit dem Sammeln von Ideen. »Bill, ich möchte eine Liste all jener Personen erstellen, die an Sergejs Verhaftung, an den Misshandlungen und an seinem Tod beteiligt waren. Nicht nur Kusnezow und Karpow und die anderen Verbrecher im Innenministerium, sondern auch die Ärzte, die Sergejs Bitten ignoriert haben, die Richter, die seine Inhaftierung abgesegnet haben, und die Finanzbeamten, die dem russischen Staat das Geld gestohlen haben. Alle, die unmittelbar mitschuldig sind an Sergejs Tod.«

»Das ist relativ einfach, Kyle. Wir haben diese Informationen und die Dokumente, die sie stützen. Aber was wollen Sie damit machen?«

»Das will ich Ihnen sagen. Ich werde eine Informationsreise des Kongresses nach Moskau organisieren und die amerikanische Botschaft veranlassen, sämtliche Personen, die auf der Liste stehen, anzurufen und zu einem Gespräch über den Fall Magnitski zu bitten. Ich glaube nicht, dass sich viele von ihnen dazu bereitfinden werden, aber es wäre wohl ein gewisser Schock für die russischen Behörden, dass die Vereinigten Staaten Magnitskis Tod so große Aufmerksamkeit schenken.«

»Die Idee gefällt mir, aber ich kann mir viele Gründe denken, warum sie letztlich wahrscheinlich nicht umgesetzt werden wird. Aber wir könnten die Liste auch auf andere Weise verwenden.«

»Ich höre.«

Ich erzählte ihm von Jonathan Winer, der Präsidentenproklamation 7750 und dem Treffen mit Scott im Außenministerium.

Während ich redete, hielt Kyle alles schriftlich fest. »Das ist eine tolle Idee.« Er klopfte mit dem Stift auf seinen Notizblock. »Wie hat der Mann vom Außenministerium darauf reagiert?«

»Nicht sehr erfreut. Sobald ich ›7750‹ gesagt hatte, versuchte er, auszuweichen und abzulenken, und hat mich dann schnell aus seinem Büro hinauskomplimentiert.«

»Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Ich rede mit Senator Cardin und bitte ihn, Außenministerin Clinton einen Brief zu schreiben und sie zu bitten, 7750 anzuwenden.« Kyle schwieg einen Moment und schaute mir in die Augen. »Wir wollen mal sehen, ob sie einen US-Senator auch so behandeln.«

Kapitel 33
Russell 241

Nach meiner Rückkehr nach London rief ich meine Mitarbeiter zusammen und berichtete ihnen, was sich in Washington getan hatte. Ich wusste, dass sie gute Nachrichten brauchten. Alles, was wir innerhalb Russlands unternommen hatten, war im Sande verlaufen. Ich versuchte erst gar nicht, sie aufzumuntern, nachdem sie sich gesetzt hatten. Stattdessen erzählte ich ihnen die gesamte Washington-Geschichte und beendete meinen Bericht mit der Idee der Visumsanktionen und dem Brief von Senator Cardin an Hillary Clinton.

»Bill, dir ist doch klar, was das bedeutet?«, fragte Iwan, als ich fertig war. »Wenn das wirklich geschieht, heißt das, dass wir die amerikanische Regierung auf unserer Seite haben!«

»Das weiß ich, Iwan.«

Das war ein enormer moralischer Schub, vor allem für die Russen im Team. Wie jeder bezeugen kann, der Tschechow, Gogol oder Dostojewski gelesen hat und worauf Sergej selbst uns immer wieder hingewiesen hatte, haben russische Geschichten kein Happy End. Die Russen sind mit Not, Leiden und Verzweiflung vertraut – nicht mit Erfolg und gewiss auch nicht mit Gerechtigkeit. Es ist nicht verwunderlich, dass dies bei vielen Russen eine tief verwurzelte Schicksalsergebenheit hervorgebracht hat, die auf der Überzeugung fußt, dass die Welt schlecht ist, dass sie immer schlecht sein wird und dass alle Versuche, dies zu ändern, zum Scheitern verurteilt sind.

Aber nun kämpfte ein junger Amerikaner namens Kyle Parker gegen diesen Fatalismus an.

Doch es verstrich eine Woche, dann zwei und schließlich drei, ohne dass wir irgendetwas von Kyle hörten. Jeden Tag konnte ich beobachten, wie Iwan und Wladimir wieder in eine fatalistische Haltung zurückfielen, und in der dritten Woche wurde auch ich von dieser russischen Trübsal angesteckt.

Ich widerstand dem Drang, zum Telefonhörer zu greifen, weil ich fürchtete, Kyle durch einen Anruf zu verprellen. Je mehr Zeit nach meinem Treffen mit Kyle verstrich, umso unsicherer wurde ich, ob ich ihn wirklich richtig verstanden hatte.

Ende März 2010 hielt ich es schließlich nicht länger aus. Ich wählte Kyles Nummer, und als habe er direkt neben dem Apparat gewartet, meldete er sich gleich nach dem ersten Läuten.

»Ja, hallo?«, sagte er fröhlich.

»Hallo, Kyle. Hier ist Bill Browder. Entschuldigen Sie, dass ich Sie belästige, aber ich würde gern wissen, ob Sie schon sagen können, wann Senator Cardins Brief hinausgeht? Es wäre sehr wichtig für unsere Kampagne … Genauer gesagt, es würde sie vollkommen verändern.«

»Es tut mir leid, aber es läuft nicht immer alles so, wie man es geplant hat. Aber machen Sie sich keine Sorgen, Bill, haben Sie Geduld. Ich bleibe am Ball.«

»Einverstanden, ich werd's versuchen«, erwiderte ich, nur halbwegs beruhigt. »Aber wenn es irgendetwas gibt – irgendetwas –, was ich tun kann, lassen Sie es mich bitte wissen.«

»Das tue ich.«

So sehr ich überzeugt war, dass Kyle über Sergejs Tod aufrichtig erschüttert war, so erschien mir dieser Aufruf, Geduld zu üben, doch eher als eine elegante Methode, mich abzuwimmeln. Ich war mir sicher, dass viele Leute in Washington keine Sanktionen wollten und dass es am Ende keinen Brief von Senator Cardin geben würde.

Einige Wochen später besuchte ich an einem Freitag zusammen mit Elena und David ein Kino am Leicester Square – es war einer jener seltenen Momente, in denen ich etwas tat, was nicht mit unserer Kampagne in Zusammenhang stand. Passend zu meiner Situation handelte es sich bei dem Film um einen Politthriller – *Der Ghostwriter* von Roman Polanski. Als wir im Dunkeln saßen, das Vorprogramm verfolgten und Popcorn aßen, vibrierte mein Mobiltelefon. Ich schaute auf die Nummer. Es war Kyle Parker.

Ich flüsterte Elena zu, dass ich gleich wieder zurückkommen würde, und ging hinaus in den Vorraum.

»Hallo?«

»Bill, ich habe gute Nachrichten für Sie. Es ist so weit. Der Brief geht am Montagmorgen an Außenministerin Clinton.«

»Der Brief? Ist er tatsächlich geschrieben worden?«

»Ja. Wir sind gerade mit dem Feinschliff beschäftigt. Ich schicke Ihnen den Text in einer Stunde.«

Wir legten auf. Ich schaute mir den Film an, konnte ihm aber kaum folgen. Nach dem Ende der Vorstellung fuhren wir sofort nach Hause, ich eilte an den Computer und druckte den Brief aus, der an Hillary Clinton adressiert war. Ich hielt ihn fest in beiden Händen und las ihn mehrmals.

Der Text war sehr schön formuliert, prägnant und überzeugend. Der letzte Absatz lautete:

Ich ersuche Sie, umgehend und dauerhaft die US-Einreiseprivilegien für all jene Personen, die in dieses Verbrechen verwickelt waren, einschließlich ihrer Familienangehörigen, aufzuheben. Dies wird eine gewisse Form von Gerechtigkeit für den verstorbenen Mr. Magnitski und seine noch lebenden Familienangehörigen darstellen und korrupten Regierungsmitarbeitern in Russland und anderswo die Botschaft senden, dass die Vereinigen Staaten von Amerika entschlossen sind, auch im Ausland Korruption und dadurch verursachtes Leid zu bekämpfen.

Ich rief sofort Kyle an. »Das ist hervorragend. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie viel mir das bedeutet und auch allen, die Sergej kannten …«

»Ich habe Ihnen ja gesagt, Bill, dass wir es machen werden. Es hat mir das Herz gebrochen, als Sergej getötet wurde. Ich möchte dafür sorgen, dass sein Opfer nicht vergeblich war«, sagte Kyle mit leicht brüchiger Stimme.

»Wie geht es jetzt weiter?«

»Der Brief geht am Montag an Clinton. Wir werden ihn auf die Internetseite des Ausschusses stellen, sobald er abgeschickt ist.«

»Sehr schön. Dann sprechen wir am Montag weiter. Ich wünsche Ihnen ein schönes Wochenende.«

An diesem Abend brauchte ich fast zwei Stunden, bis ich einschlief. Würde Cardin das tatsächlich tun? Konnte das Ganze in letzter Minute noch

gestoppt werden? Und wenn der Brief tatsächlich abgeschickt wurde – was würde Hillary Clinton unternehmen? Was würden die Russen tun?

Der Montag kam. Ich fuhr sehr früh ins Büro, setzte mich an meinen Schreibtisch und rief die Internetseite des Helsinki-Ausschusses auf. Dort fand ich nichts, aber London war der Washingtoner Zeit fünf Stunden voraus, und daher musste man davon ausgehen, dass der Brief erst später im Verlauf des Tages veröffentlicht werden würde.

Gegen Mittag Londoner Zeit schaute ich abermals nach, aber noch immer war nichts. Als ich im Büro umherlief, bemerkte ich, dass ich nicht der Einzige war, der zwanghaft die Seite des Helsinki-Ausschusses aufrief. Wadim, Iwan und Wladimir hatten alle dieselbe Seite auf ihrem Bildschirm, aber ganz gleich, wie oft wir die Aktualisierungstaste drückten, immer wieder kam die unveränderte Seite.

Doch um 14.12 Uhr – 9.12 Uhr Washingtoner Zeit – erschien eine veränderte Seite. Darauf blickten mir zwei Fahndungsfotos entgegen, eines von Kusnezow und eines von Karpow, und daneben stand der Brief von Senator Cardin an Außenministerin Clinton. Den Anhang des Briefes bildete eine Liste jener 60 Regierungsmitarbeiter, die in Sergejs Ermordung und den Steuerbetrug verwickelt waren, und neben jedem Namen stand die Behörde, in der die Person tätig war, ihr Rang, das Geburtsdatum und welche Rolle sie im Fall Magnitski spielte. Cardin verlangte, allen 60 Personen dauerhaft die Einreise in die USA zu untersagen.

Ich ließ mich auf meinen Stuhl zurücksinken.

Es war tatsächlich wahr geworden. Hier stand es, direkt vor meinen Augen. Nun endlich war etwas geschehen, um die Mörder Sergejs zur Rechenschaft zu ziehen. Als ich auf den Bildschirm starrte, bildete sich ein Kloß in meinem Hals. Wenn Sergej auf uns herabschaute, würde er sehen, dass seine herzzerreißenden Briefe aus dem Gefängnis, in denen er um Hilfe bat, nun doch Gehör fanden.

Nach zehn Minuten begannen die russischen Nachrichtenkanäle, über die Geschichte zu berichten. Nach einer halben Stunde griffen die westlichen Medien sie auf. Am Ende des Tages war ein neuer Begriff entstanden und wurde immer und immer wiederholt: die Cardin-Liste.

In Russland hatte zuvor noch nie jemand etwas von Senator Cardin gehört,

aber nach dem 26. April 2010 verbreitete sich in Russland die Meinung, dass dieser Senator aus Maryland der bedeutendste Politiker in Amerika sei. Russische Menschenrechtsaktivisten und Oppositionspolitiker sprangen auf den Zug auf, schrieben Briefe an Präsident Obama und die führenden Repräsentanten der Europäischen Union, in denen sie ihre Unterstützung für die Cardin-Liste bekundeten. Seit Ronald Reagan hatten die Russen nicht mehr erlebt, dass sich ein westlicher Politiker so entschieden für Menschenrechtsanliegen in Russland eingesetzt hatte. Das Betrübliche war jedoch, dass die meisten russischen Gräueltaten von der Außenwelt nicht wahrgenommen wurden und die ausländischen Regierungen in den wenigen Fällen, in denen dies doch der Fall war, untätig blieben. Nun aber forderte plötzlich ein amerikanischer Senator, 60 namentlich genannten russischen Regierungsmitarbeitern die Einreise in die USA zu verbieten, weil sie an einer schweren Menschenrechtsverletzung beteiligt gewesen waren. So etwas hatte es noch nie gegeben.

Während die gewöhnlichen Russen feierten, waren Putins Spitzenleute wütend. Alle seine wichtigsten Mitarbeiter hatten ihre Jobs dazu benutzt, um ihren Wohlstand in exorbitantem Ausmaß zu mehren, und viele von ihnen hatten sehr schreckliche Dinge getan, um sich zu bereichern. Theoretisch eröffnete die Cardin-Liste die Möglichkeit, diese Leute in der Zukunft strafrechtlich zu belangen. Für sie jedenfalls hatte die Liste alles verändert.

Fürs Erste jedoch brauchten sie sich keine allzu großen Sorgen zu machen. Das Außenministerium in Washington war nicht gewillt, aufgrund des Briefes von Cardin tätig zu werden, und hoffte, das Problem würde schließlich von selbst verschwinden.

Aber das tat es nicht. Während das Außenministerium Senator Cardin zu ignorieren versuchte, erhöhte Kyle Parker den Druck. Er arrangierte für mich für Anfang Mai einen Termin bei der Tom Lantos Human Rights Commission des US-Repräsentantenhauses, wo ich über den Fall Magnitski aussagen sollte.

Die Anhörung sollte am 6. Mai im Rayburn House Office Building stattfinden, das südwestlich vom Kapitol liegt. Dieses 1965 errichtete Gebäude ist in dem schlichten neoklassischen Stil gehalten, den man überall in Washington sieht, wenngleich sich sein Inneres von den anderen Kongressgebäuden unterscheidet. Es besitzt keine sich hochschraubenden

Marmorsäulen oder Kuppeln oder kirschholzvertäfelte Wände. Stattdessen gibt es Linoleumböden, niedrige Decken und Chromverzierungen an den Uhren und den Aufzügen.

Ich war noch nie dort gewesen, daher erschien ich weit vor 10.00 Uhr, um mir einen Eindruck von der Örtlichkeit zu verschaffen. Ich betrat das Gebäude von der Independence Avenue aus und passierte die kleine Sicherheitsschleuse, die von zwei Bediensteten der Kapitol-Polizei besetzt war. Ich suchte mir den Weg zum Raum Nummer 2255 und warf kurz einen Blick hinein. In dem großen Anhörungssaal befanden sich ein hufeisenförmiges Podest für die Ausschussmitglieder, zwei lange Tische für die Vortragenden und eine Zuschauergalerie hinter den Vortragenden, die für 75 Leute Platz bot. Der Vorsitzende – ein Kongressabgeordneter aus Massachusetts namens Jim McGovern – war noch nicht da, aber seine Assistenten und Mitarbeiter und verschiedene andere Leute liefen bereits umher und unterhielten sich. Ich kehrte in die Halle zurück und ging in Gedanken noch einmal Sergejs Geschichte durch.

Als ich den Raum wieder betrat, waren kleine, zu Vs gefaltete Papiere aufrecht auf die Tische der Vortragenden gestellt worden. Geladen waren die Vertreter angesehener Menschenrechtsorganisationen – des Committee to Protect Journalists, von Human Rights Watch und des International Protection Centre –, und ich kam mir als Geschäftsmann unter all diesen professionellen Menschenrechtsaktivisten ein wenig deplatziert vor.

Auf der Galerie entdeckte ich Kyle Parker, als der Kongressabgeordnete Jim McGovern hereinkam. McGovern war ein sympathisch wirkender Mann mit einer auffälligen kahlen Stelle auf dem Kopf und einem freundlichen, jungenhaften Gesicht. Er begrüßte alle Zeugen mit einem festen Händedruck und sprach mit Bostoner Akzent. Er war mir auf Anhieb sympathisch. Er bat die Anwesenden, sich zu setzen, und dann begann die Anhörung.

Als erste Zeugin wurde eine Advokatin für verfolgte Journalisten in Russland aufgerufen. Sie verlas eine Erklärung, wirkte sehr sachkundig und legte zahlreiche Fakten und Zahlen über die Ermordung und Entführung von Journalisten vor, die Verbrechen des russischen Regimes aufgedeckt hatten. Ich wurde ein wenig eingeschüchtert durch ihr enormes Wissen und ihre profunde Kenntnis der politischen Zusammenhänge. Ich würde nur über einen einzigen Fall sprechen, über einen einzelnen Mann, und hatte auch

keine Erklärung vorbereitet, die ich verlesen konnte.

Die nächste Vortragende kam von Human Rights Watch; sie wiederholte viele Punkte aus der Liste von Menschenrechtsverletzungen in Russland, die ihre Organisation dokumentiert hatte. Sie erwähnte auch einige besonders bekannte Fälle, darunter den Mord an Anna Politkowskaja und Natalja Estemirowa. Ich erinnerte mich gut an diese beiden Ereignisse und war auch von dieser Zeugin beeindruckt. Als sie fertig war, wuchsen meine Zweifel, ob ich wirklich genügend vorbereitet war.

Die adretten Büromitarbeiterinnen, die sich im Raum verteilten, waren weniger bewegt. Sie hatten schon viele solche Anhörungen miterlebt und all das schon mehrmals gehört. Ihre Gesichter waren nach unten geneigt zu den winzigen Geräten, die sie in den Händen hielten, ihre Finger huschten über die BlackBerry-Tastaturen, und sie nahmen kaum Notiz, als die erste Zeugin ihre Papiere zusammensammelte und die nächste aufgerufen wurde.

Schließlich kam ich an die Reihe. Ich hatte keine Statistiken oder Tabellen dabei und keine politischen Empfehlungen. Ich stand etwas unbehaglich da, zog an den Ärmeln meiner Jacke und begann zu reden. Ich erzählte zunächst kurz etwas über meinen Hintergrund und schilderte dann dem Ausschuss Sergej Magnitskis traurige Geschichte. Ich schaute dem Abgeordneten McGovern in die Augen, und er erwiderte meinen Blick. Chronologisch berichtete ich ihm und den übrigen Ausschussmitgliedern, wie Sergej das Verbrechen aufgedeckt hatte, wie er nach seiner Aussage verhaftet wurde, wie grausam er im Gefängnis gefoltert und wie er schließlich getötet wurde.

Während ich redete, bemerkte ich, dass die jugendlichen Büromitarbeiter aufgehört hatten, mit ihren Smartphones herumzuspielen. Am Ende meines Vortrags bat ich den Ausschuss, Senator Cardins Vorstoß beim Außenministerium, Einreiseverbote gegen Sergejs Mörder zu verhängen, zu unterstützen. Abschließend sagte ich: »Sergej Magnitski ist nur ein individueller Fall, aber es gibt Abertausende ähnliche Fälle. Und die Leute, die das getan haben, werden es immer wieder tun, wenn man ihnen nicht entgegentritt und ihnen zeigt, dass sie nicht ungestraft davonkommen werden.«

Ich setzte mich und schaute auf meine Armbanduhr. Mein Vortrag hatte acht Minuten gedauert. Ich legte meine Hände auf den Tisch und blickte umher. Mehrere Leute im Raum hatten Tränen in den Augen, auch einige der

Menschenrechtsaktivisten. Ich wartete darauf, dass jemand etwas sagte, aber im Raum blieb es still.

Nach 20 Sekunden schließlich faltete McGovern seine Hände und beugte sich nach vorn. »Ich habe das Privileg, seit fast zwei Jahren Vizevorsitzender dieses Ausschusses zu sein, und habe dabei eine Menge erfahren. Wir sind überhäuft worden mit so vielen Statistiken und Fakten, dass wir bisweilen die Fähigkeit eingebüßt haben, dies alles auch persönlich zu empfinden, Mr. Browder. Und deshalb bin ich Ihnen dankbar, dass Sie uns hier über Mr. Magnitski berichtet haben. Das ist wirklich eine tragische Geschichte. Ich bin der Meinung, dass man Leuten, die einen Mord begangen haben, nicht erlauben sollte, in dieses Land einzureisen und hier Geschäfte zu machen. Es sollte Konsequenzen geben. Ich meine daher, dass wir nicht nur einen Brief an Hillary Clinton schicken sollten, sondern dass wir auch ein Gesetz auf den Weg bringen sollten, dass wir die Namen dieser 60 Leute hier niederlegen und dem Kongress formell empfehlen sollten, es zu verabschieden und der Regierung zu sagen: Das ist eine Konsequenz daraus. Wir müssen das tun, denn sonst geschieht überhaupt nichts. Sie haben mein Wort, dass wir das tun werden.«

Nachdem die Anhörung beendet war, verließen Kyle und ich den Raum schweigend. Hatte Jim McGovern wirklich versprochen, dass er ein Magnitski-Gesetz einbringen würde? Ja, das hatte er. Das übertraf meine optimistischsten Erwartungen so sehr, dass es fast nicht zu glauben war.

Als wir nach unten gingen, sagte ich: »Kyle, denken Sie, dass Cardin dasselbe im Senat tun wird?«

Kyle blieb stehen. »Angesichts dessen, was gerade geschehen ist, Bill, kann ich mir nicht vorstellen, dass er es *nicht* tun wird.«

Später am Nachmittag meldete sich Kyle telefonisch und bestätigte mir, dass sich Cardin gerne als Miteinreicher des Gesetzes im Senat zur Verfügung stellen werde. Plötzlich gab es eine kleine, aber reale Chance, im Namen von Sergej ein US-amerikanisches Gesetz durchzubringen – den Sergei Magnitsky Act.

Doch von der Idee eines solchen Gesetzes bis zu seiner Verwirklichung war noch viel zu tun. Als Erstes brauchten wir ein entsprechendes Dokument, das Cardin und McGovern einbringen konnten. Wenn dieses erstellt war, musste es im Senat wie auch im Repräsentantenhaus jeweils von

einem Ausschuss angenommen werden. Anschließend würde es in beiden Kammern des Kongresses zur Abstimmung gestellt werden. Wenn beide Kammern das Gesetz verabschiedeten, würde es dem Präsidenten zur Unterschrift vorgelegt werden.

Tausende Gesetzesvorschläge werden jedes Jahr dem Kongress vorgelegt, und nur ein paar Dutzend davon schaffen es tatsächlich in die Gesetzbücher. Deshalb musste der Gesetzentwurf, den Cardin und McGovern ihren Kollegen vorlegen würden, hieb- und stichfest sein und jeglicher Kritik standhalten können. Kyle verbrachte den ganzen Sommer mit der Arbeit an diesem Gesetzesvorschlag, und in dieser Zeit entstand eine enge Freundschaft zwischen uns. Wir sprachen jeden Tag miteinander, bisweilen auch zweimal, während wir beide uns so tief wie möglich in das US-amerikanische Sanktionsrecht einarbeiteten.

Anfang September lag ein guter Gesetzentwurf vor.

Als Kyle mir den Text schickte, fragte ich: »Wie schnell kann Cardin eine Abstimmung im Senat ansetzen lassen?«

Kyle lachte. »Das ist nicht so einfach, Bill. Um in Washington ein Gesetz durchzubringen, braucht man Unterstützung in beiden Parteien. Wir brauchen einen ranghohen und einflussreichen republikanischen Senator als Miteinreicher, um die Sache ins Laufen zu bringen. Erst dann kann der Prozess beginnen.«

»Wird Cardin eine solche Person finden?«

»Gut möglich, aber wenn Sie wollen, dass das möglichst schnell geschieht, können Sie es auch selbst versuchen. Die Geschichte Ihres persönlichen Verhältnisses zu Sergej ist sehr eindrucksvoll.«

Ich wollte keine Chance ungenutzt lassen, und nach dem Gespräch mit Kyle nahm ich mir die Liste jener republikanischen Senatoren vor, die als Miteinreicher infrage kamen, und dabei stach mir ein Name ins Auge: John McCain.

Wenn es einen Senator gab, der wahrhaftig nachempfinden konnte, wie es ist, im Gefängnis gefoltert zu werden, dann war es John McCain. Er war im Vietnam-Krieg Kampfflieger bei der Marine gewesen und war in Gefangenschaft geraten, nachdem sein Flugzeug abgeschossen worden war. Er wurde in einem Kriegsgefangenenlager eingesperrt und dort auch

gefoltert, bis er nach fünf Jahren freikam. Er würde sicherlich verstehen, welche Torturen Sergej durchgemacht hatte, und bereit sein, etwas zu unternehmen.

Aber wie konnte ich einen Gesprächstermin bei John McCain bekommen? Der Zugang zu den Politikern in Washington wird streng reguliert, und je wichtiger eine Person ist, umso schwerer kommt man an sie heran. Eine vielfältige Lobbyindustrie hat sich vor diesem Hintergrund entwickelt. Als ich herumzufragen begann, wer mir Kontakt zu John McCain verschaffen könnte, schauten mich die Leute an, als hätte ich sie gebeten, mir eine Million Dollar zu schenken.

Aber dann fiel mir eine Frau ein, die dies möglicherweise würde bewerkstelligen können. Sie hieß Juleanna Glover, eine große, attraktive Frau mit kastanienbraunen Haaren, makellosem Auftreten und einer ungezwungenen Art. Ich hatte sie 2006 über einen gemeinsamen Freund in Washington kennengelernt, kurz nachdem mir mein russisches Einreisevisum entzogen worden war. Sie hatte mich zu einem großen Gruppen-Dinner im Café Milano eingeladen, einem angesagten italienischen Restaurant in Georgetown. Am Ende des Essens hatten wir unsere Visitenkarten ausgetauscht, aber erst nachdem ich in mein Hotel zurückgekehrt war und ihren Namen in Google eingetippt hatte, erfuhr ich, dass ich neben der einflussreichsten Lobbyistin in Washington gesessen hatte.

Juleanna konnte auf eine beachtliche Laufbahn zurückblicken. Sie hatte Vizepräsident Dick Cheney als Pressesprecherin gedient und anschließend als leitende Politikberaterin für Justizminister John Ashcroft gearbeitet. Sie ging mit Ashcroft, als dieser aus der Regierung ausschied, um sich künftig seiner Washingtoner Anwaltskanzlei zu widmen, der Ashcroft Group. Sie genoss ein so hohes Ansehen, dass die Zeitschrift *Elle* sie 2012 zu den zehn mächtigsten Frauen Washingtons zählte.

Offenkundig hatte sie nach diesem Essen ebenfalls meinen Namen gegoogelt und von meinen sich verschärfenden Problemen mit der russischen Regierung erfahren. Sie rief mich am nächsten Tag an und bot mir an, mir zu helfen, so gut sie konnte, und danach wurden wir schnell Freunde. Nachdem Sergej gestorben war, gehörten Juleanna und Ashcroft zu den ersten Anrufern, die mir ihr Beileid ausdrückten. »Wir wissen, wie sehr

Ihnen das nahegehen muss, Bill«, hatte Ashcroft gesagt. »Aber Sie sollen auch wissen, dass Sie nicht allein sind. Wenn wir Ihnen oder Sergejs Familie in irgendeiner Weise helfen können, werden wir das tun. Melden Sie sich einfach.«

Jetzt brauchte ich tatsächlich Hilfe. Ich brauchte Hilfe, um einen Gesprächstermin bei John McCain zu erhalten.

Ich rief Juleanna an und schilderte ihr meine Situation. Sie erklärte, sie könne mir ohne Weiteres Kontakt zu John McCain verschaffen. War es für sie tatsächlich so leicht? Wir legten auf, und nach zehn Minuten rief sie zurück.

»Bill, Senator John McCain kann Sie am 22. September um 15.00 Uhr empfangen.«

Ja, für sie war es wirklich so leicht.

Ich flog am 21. September nach Washington, und am Nachmittag des nächsten Tages holte mich Juleanna bei meinem Hotel ab. Wir fuhren mit dem Taxi zum Capitol Hill und gingen zu John McCains Büro – Russell 241. Aufgrund seiner Stellung im Senat befand sich McCains Büro in einer erstklassigen Lage und umfasste mehrere Räume mit hohen Decken. Wir meldeten uns an und wurden von einer Assistentin in einen Warteraum geführt. McCains leitender außenpolitischer Berater – ein großer, schlanker rothaariger Mann mit freundlichem Lächeln, der Chris Brose hieß – empfing uns, und wir plauderten ein wenig, während wir auf den Senator warteten. Nach einer halben Stunde hatte Senator McCain Zeit für uns.

McCain empfing uns an der Tür mit einem festen Händedruck und einem herzlichen Lächeln. Er führte uns in sein Büro – einen bequem eingerichteten Raum mit einer Ledercouch, warmer Beleuchtung und einem langen und vollen Bücherregal. Der Raum atmete den Geist des amerikanischen Westens. Wären die hohen Decken und die großen Fenster hinter seinem Schreibtisch nicht gewesen, hätte man das Büro auch für das komfortable Heim eines bibliophilen Managers in Phoenix, Arizona halten können.

Ich setzte mich auf das Sofa, und McCain nahm auf einem Stuhl vor dem Couchtisch Platz. Er räusperte sich. »Danke, dass Sie gekommen sind, Mr. Browder. Ich höre, Sie möchten mir etwas erzählen darüber, was sich in

Russland tut.« Wahrscheinlich glaubte er, ich würde ihn in einer bestimmten Geschäftsangelegenheit um Unterstützung bitten wollen.

»Ja, Senator.«

Ich begann, meine Geschichte über Sergej zu erzählen, und dem Senator wurde schnell klar, dass dieses Gespräch anders sein würde als seine sonstigen Besprechungen. Nach kaum zwei Minuten hob er eine Hand und fragte danach, wann Sergej verhaftet worden war. Ich beantwortete die Frage und fuhr fort. Kurze Zeit später unterbrach er mich erneut, um sich nach Sergejs Haftbedingungen zu erkundigen. Ich antwortete und erzählte weiter, bis er abermals eine Zwischenfrage stellte. So ging es eine Viertelstunde, bis seine Sekretärin den Kopf zur Tür hereinsteckte und mitteilte, dass der nächste Besucher erschienen sei. Ich erstarrte. Ich durfte diese Chance nicht verpassen, John McCain zu bitten, als Miteinreicher des Gesetzentwurfs aufzutreten.

»Ich brauche noch etwas mehr Zeit mit Mr. Browder«, sagte McCain ruhig. Seine Sekretärin ging, und McCain wandte sich wieder mir zu. »Bitte fahren Sie fort.«

Ich setzte meinen Vortrag fort. Es gab weitere Fragen, weitere Antworten. Nach einer weiteren Viertelstunde erschien seine Sekretärin erneut. Er schickte sie wieder weg. Dieser Ablauf wiederholte sich noch einmal, und als ich schließlich fertig war, hatte ich fast eine Stunde in McCains Büro verbracht.

»Bill, Sergejs Geschichte ist erschütternd, wirklich schrecklich. Ich bedauere zutiefst, was ihm angetan worden ist, und auch Ihnen und allen anderen Beteiligten.«

»Vielen Dank, Senator.«

»Sagen Sie – wie kann ich Ihnen helfen?«

Ich berichtete ihm von der Initiative Cardins und McGoverns und vom ersten Entwurf des Magnitsky Act. Dann sagte ich: »Da Senator Cardin Demokrat ist, wäre es in hohem Maße hilfreich, wenn wir einen wichtigen republikanischen Miteinreicher für diesen Gesetzesvorschlag gewinnen könnten. Ich hoffte, dass Sie sich dafür zur Verfügung stellen würden, Sir.«

McCain lehnte sich auf dem Stuhl zurück, er wirkte bedächtig und

gelassen. »Natürlich werde ich das tun. Es ist das Mindeste, was ich tun kann.« Dann wandte er sich an seinen Mitarbeiter Chris Brose, der die ganze Zeit dabeigesessen war. »Chris, setzen Sie sich bitte umgehend mit Senator Cardin in Verbindung und sorgen Sie dafür, dass ich als Mitinitiator bei diesem Gesetzentwurf aufgeführt werde.« McCain wandte sich wieder zu mir. »Sie waren ein echter Freund für Sergej. Nicht viele Menschen würden das tun, was Sie getan haben, und dafür habe ich höchsten Respekt. Ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht, um Ihnen zu helfen, Gerechtigkeit für Sergej zu erlangen. Gott schütze Sie.«

Kapitel 34
Die russischen Unantastbaren

Während ich zwischen London und Washington hin und her flog, um die politischen Hebel in Bewegung zu setzen, beschäftigte sich mein Team in London mit den Möglichkeiten und Ansatzpunkten in Russland.

Seit wir im Oktober 2009 unser erstes YouTube-Video ins Netz gestellt hatten, hatten wir unaufgefordert Anrufe und E-Mails von gewöhnlichen russischen Bürgern erhalten, die uns Hinweise im Zusammenhang mit unserem Fall gaben. Einer dieser Hinweise stammte von einer jungen Frau namens Jekaterina Micheewa, die uns eine erschreckende Geschichte erzählte.

Es stellte sich heraus, dass diese Gruppe von kriminellen Regierungsmitarbeitern nicht nur uns als Opfer auserkoren hatte. Nach Jekaterinas Aussage waren zwei dieser Beamten an einer Durchsuchung des Büros ihres Ehemannes im Jahr 2006 beteiligt gewesen. Nach der Razzia wurde ihr Mann Fjodor verhaftet und zur selben Polizeistation gebracht, wo auch Sergej festgehalten wurde. Doch anstatt ihn dort zu inhaftieren, führten sie Fjodor zu einem Auto, das draußen wartete. Er wurde auf den Rücksitz geschoben und ohne Erklärung zu einem 50 Kilometer von Moskau entfernten Haus gebracht. Fjodor kam bald darauf, dass er als Geisel gehalten wurde. Jekaterina berichtete uns, dass es sich bei einem der Entführer um Wiktor Markelow handelte, jenen verurteilten Mörder, der sich 2007 unserer geraubten Firmen bemächtigt hatte.

Kurz nach der Ankunft bei diesem Haus riefen die Entführer Fjodors Chef an und teilten ihm die Bedingungen für seine Freilassung mit: Sie verlangten 20 Millionen Dollar. Auch Jekaterina erhielt einen Anruf von den Entführern. Sie warnten sie, wenn sie zur Polizei gehen würde, würde Fjodor etwas angetan werden und sie würde Besuch von einigen Freunden der Kidnapper erhalten und von ihnen vergewaltigt werden.

Jekaterina hatte Angst, schlug aber die Warnungen tapfer in den Wind. Sie wandte sich an eine andere Polizeistelle, die schließlich den Aufenthaltsort Fjodors ermitteln konnte. Die Polizisten stürmten das Haus, befreiten Fjodor und nahmen Markelow und seine Kumpane in Gewahrsam.

Doch bedauerlicherweise war die Geschichte damit noch nicht zu Ende. Einen Monat später wurde Fjodor von dieser Gruppe von Beamten abermals verhaftet und zu einem seiner vorherigen Entführer in die Zelle gesteckt. Es ist nicht bekannt, was ihm dort widerfuhr oder wer noch beteiligt war, doch Fjodor wurde schließlich wegen Betrugs schuldig gesprochen und zu elf Jahren Haft in einem Straflager in der Region Kirow verurteilt, 800 Kilometer von Moskau entfernt. Jekaterina war 34 Jahre alt, und sie und Fjodor hatten zwei kleine Kinder. Die Familie wurde auseinandergerissen. Plötzlich sah sich diese junge Frau gezwungen, die Kinder alleine großzuziehen, während ihr Ehemann seine Lebenszeit im Gefängnis vergeuden musste.

Ich wusste, dass wir es mit einigen sehr ekelhaften Leuten zu tun hatten, aber als ich Jekaterinas Geschichte hörte, erschien es mir umso dringlicher, solchen kriminellen Staatsbediensteten wie Kusnezow und Karpow das Handwerk zu legen.

Ab diesem Zeitpunkt konzentrierte unser Team seine ganze Kraft darauf, alles über Kusnezow und Karpow herauszufinden. Wir durchforsteten Kontoauszüge, Gerichtsakten, Urteile, Registrierungsdokumente, Briefe und Instruktionen und versuchten, sämtliche Vermögenswerte zu ermitteln, die diesen beiden Beamten gehörten. Wir waren sicher, dass wir etwas finden würden. Kusnezow und Karpow kleideten sich in teure Anzüge, trugen noble Armbanduhren und fuhren luxuriöse Autos, obwohl jeder von ihnen kaum 1500 Dollar im Monat verdiente. Belege für ihren aufwendigen Lebensstil und ihre Ausgaben zu finden würde uns einen großen Vorteil in unserem Kampf gegen diese beiden Männer verschaffen.

Wir begannen unsere Nachforschungen, indem wir ihre Namen mit verschiedenen Datenbanken abglichen, die wir bei unseren Kampagnen für verantwortliche Unternehmensführung in Russland verwendet hatten. Doch das brachte keine Ergebnisse. Aber als wir in den Datenbanken nach den Namen ihrer Eltern suchten, wurden mehrere direkte Treffer angezeigt. Kusnezows und Karpows Mangel an Diskretion war bemerkenswert, vor

allem in Anbetracht der Tatsache, dass sie beide Polizeibeamte waren.

Eine der interessantesten Entdeckungen war eine Immobilie, die auf den Namen von Kusnezows Mutter eingetragen war, eine 155 Quadratmeter große Eigentumswohnung in dem prestigeträchtigen Edelweiß-Hochhaus am Kutusow Prospekt, gewissermaßen die Champs-Élysées von Moskau. Von dieser Wohnung aus hatte man einen Blick über den Siegespark, sie war ungefähr 1,6 Millionen Dollar wert.

Außerdem fanden wir heraus, dass Kusnezows Vater im Grundbuch als Eigentümer einer 84 Quadratmeter großen Eigentumswohnung im sogenannten Capital Constellation Tower eingetragen war, die einen Marktwert von ungefähr 750 000 Dollar besaß.

Zusätzlich zu diesen exklusiven Grundstücken besaß Kusnezows Mutter drei Grundstücke im Noginski-Distrikt etwas außerhalb von Moskau, die fast 180 000 Dollar wert waren.

Theoretisch konnten sie rechtmäßig Eigentümer dieser Immobilien sein, doch das Monatseinkommen von Kusnezows Eltern betrug nur 4500 Dollar, was wohl kaum ausreichte, um diese Wohnungen zu erwerben. Unserer Einschätzung nach gab es nur eine Erklärung: Die Wohnungen waren von ihrem Sohn Artem gekauft worden.

Die Familie Kusnezow besaß nicht nur exklusive Immobilien. Laut den Unterlagen der Moskauer Verkehrspolizei gehörte Kusnezows Mutter auch ein nagelneuer, 65 000 Dollar teurer Land Rover Freelander, während Kusnezows Ehefrau einen 115 000 Dollar teuren Range Rover besaß und einen Mercedes-Benz SLK 200 im Wert von 81 000 Dollar.

Die Datenbank der russischen Grenzpolizei ermöglichte einen noch interessanteren Einblick in den Lebensstil der Familie Kusnezow. Im Jahr 2006 hatten Artem und seine Frau mit großen Weltreisen begonnen. Im Laufe der folgenden fünf Jahre unternahmen sie mehr als 30 Reisen in acht verschiedene Länder, darunter nach Dubai, Frankreich, Italien und Großbritannien. Eine Reise nach Zypern absolvierten sie sogar in einem Privatjet.

Nach unseren Recherchen belief sich der Wert des Gesamtvermögens der Familie Kusnezow auf etwa 2,6 Millionen Dollar. Kusnezow hätte 145 Jahre in seinem Job im Innenministerium arbeiten müssen, um diese Summe zu

verdienen.

Die Informationen, die wir über Karpow zutage förderten, waren ähnlich schockierend und folgten demselben Muster: eine luxuriöse Eigentumswohnung im Wert von 930 000 Dollar, die auf seine im Ruhestand befindliche Mutter eingetragen war, ein nagelneuer Audi A3, ein Porsche 911, der unter dem Namen seiner Mutter zugelassen war, und ein Mercedes-Benz E 280, der unter seinem Namen lief. Sein Reiseregister ergab, dass er seit 2006 Reisen nach Großbritannien, in die Vereinigten Staaten von Amerika, nach Italien, in die Karibik, nach Spanien, Österreich, Griechenland, Zypern, Oman, Dubai und in die Türkei unternommen hatte. Er frequentierte die besten und teuersten Nachtklubs in Moskau und hatte sich mit wunderschönen Mädchen und gut gekleideten Freunden fotografieren lassen. Zweifellos scheute er sich nicht, all dies zur Schau zu stellen, denn er hatte überall im Internet Bilder mit seinem grinsenden Gesicht hochgeladen.

Es waren widerwärtige Figuren. Hätten durchschnittliche Russen Bilder vom Leben Kusnezows und Karpows sehen können – die Wohnungen, die Reisen, die Autos –, es hätte sie wohl die blanke Wut gepackt. Die Bilder sagten mehr aus, als es jeder Zeitungsartikel oder jedes Interview hätte tun können. Wir mussten nun *nachweisen*, auf welche Weise diese Polizeibeamten aus dem mittleren Dienst Profit gezogen hatten aus dem, was sie taten. Sie konnten nicht beides haben. Sie konnten nicht am Morgen das Leben anderer Menschen vernichten und am Abend Restaurants mit Michelin-Sternen besuchen.

Ich entschloss mich, noch ein paar weitere Videos für YouTube zu produzieren, diesmal mit Artem Kusnezow und Pawel Karpow in den Hauptrollen. Wir machten uns sogleich an die Arbeit, und die Videos waren im Juni 2010 fertig, kurz bevor der Magnitsky Act in Washington eingebracht wurde. Wir warteten nur noch auf den richtigen Augenblick für die Veröffentlichung der Videos.

Dieser Augenblick kam, als Oleg Logunow, der ranghohe Vertreter des Innenministeriums, der die Verhaftung Sergejs genehmigt hatte, eine öffentliche Kampagne zur Rechtfertigung der Inhaftierung Sergejs und seines Todes begann. Als er von einem Radiosender gefragt wurde, ob Sergej in der Haft unter Druck gesetzt worden sei, erklärte Logunow freimütig:

»Dass die Ermittler daran interessiert sind, Aussagen zu bekommen, ist normal. Das ist in allen Ländern üblich.« Er erweckte den Anschein, als sei das, was Sergej widerfahren war, die normalste Sache der Welt.

Die Vertuschungsmanöver nahmen Fahrt auf, wir mussten etwas unternehmen, und daher stellte ich am 22. Juni das Kusnezow-Video ins Netz. Zugleich richteten wir eine neue Internetseite mit dem Namen www.russian-untouchables.com ein, auf der wir Dokumente und Beweise für unsere Anschuldigungen gegen diese Polizeibeamten bereitstellten.

Am ersten Tag wurde das Kusnezow-Video mehr als 50 000-mal aufgerufen, was die *Gesamtzahl* der Aufrufe unseres ersten YouTube-Films übertraf, in dem wir den Betrug dargestellt hatten. Nach einer Woche hatten 170 000 Menschen das Kusnezow-Video gesehen, und es war in Russland das am häufigsten auf YouTube aufgerufene politische Video. Die Zeitschrift *New Times* (eine Wochenzeitung der russischen Opposition) brachte einen großen Artikel unter der Überschrift »Privatjets für den Oberstleutnant«. Die Geschichte über Kusnezows Reichtum war so interessant, dass sie auch vom britischen Boulevardblatt *Sunday Express* aufgegriffen wurde, das sonst eigentlich niemals über Vorgänge oder Ereignisse außerhalb Großbritanniens schreibt.

Während alle Welt über das Video redete, schrieb oder bloggte, nahm eine Gruppe russischer Aktivisten die Sache selbst in die Hand. Sie erschienen vor Kusnezows Haus und klebten an jede Wohnungstür ein Bild von Sergej, und darunter stand: *Kusnezow Mörder!* Außerdem entrollten sie ein großes Transparent mit derselben Aufschrift an einem Hochhaus, das Kusnezows Wohnung gegenüberlag.

Um den Druck auf die russischen Behörden aufrechtzuerhalten, hatte Jamie Firestone kurz vor der Veröffentlichung des Videos beim Generalstaatsanwalt und bei der Abteilung für Innere Angelegenheiten des Innenministeriums Strafanzeigen unter Hinweis auf Kusnezows unerklärlichen Reichtum eingereicht.

Doch trotz der erdrückenden Beweise bildeten die Behörden eine Wagenburg um diesen Polizeibeamten aus dem mittleren Dienst. Sie schickten den stellvertretenden Innenminister Alexej Anichin vor, der erklärte, es gehöre »nicht zu unserem Aufgabenbereich«, Ermittlungen über Kusnezows Reichtum durchzuführen.

Obwohl die Behörden auf das Video offiziell nicht reagierten, traf es zweifellos einen Nerv. Am 11. Juli 2010 erstattete Pawel Karpow in Russland Strafanzeige wegen Verleumdung gegen meine Kollegen und mich. In der Anzeige hieß es: »William Browder, Eduard Chajretdinow, Jamison Firestone und Sergej Magnitski haben eine Informationskampagne durchgeführt, um mich und Artem Kusnezow zu diffamieren und um die Spuren ihrer eigenen kriminellen Handlungen zu verwischen.« Weiter hieß es: »Der Einzige, der Nutzen ziehen konnte aus dem Diebstahl seiner Firmen, der Steuerrückerstattung und dem Tod Magnitskis, war William Browder.«

Richtig, Karpow erklärte, dass ich an Sergejs Tod schuld sei.

Vielleicht dachte Karpow, wenn er mich angreife, würde ich einen Rückzieher machen, aber sein Vorstoß erzielte genau den gegenteiligen Effekt. Einen Tag nachdem wir von dieser Strafanzeige erfahren hatten, veröffentlichten wir ein Video, in der er die Hauptrolle spielte. Filmisch gesehen war dieses Video noch gelungener als jenes über Kusnezow. Es enthielt sämtliche Bilder seiner Immobilien und Autos, aber auch viele von Karpows eigenen Fotos, die ihn in Moskauer Nachtklubs, Restaurants und Diskotheken zeigten. Wenn man als ehrbarer, der Mittelschicht angehörender Russe sah, welchen Lebensstil sich dieser Polizist leistete, musste man schockiert sein – und das war auch die allgemeine Reaktion.

Jamie reichte Strafanzeigen gegen Karpow ein. Diesmal lud die Abteilung für Innere Angelegenheiten des Innenministeriums Kusnezow und Karpow zu einer Befragung vor, erklärte am Ende jedoch, dass sie nicht befugt sei, das Einkommen der Eltern der beiden zu überprüfen, und konnte kein Fehlverhalten feststellen.

Kusnezow und Karpow mochten für die russischen Strafverfolgungsbehörden unantastbar sein, nicht jedoch vor dem Gericht der öffentlichen Meinung. Im Laufe von drei Monaten schauten sich mehr als 400 000 Menschen die Videos an. Unabhängig davon, wie viele Lügen die russischen Behörden verbreiteten, immer konnte jemand einen Finger heben und sagen: »Moment mal, wenn Kusnezow und Karpow nicht korrupt sind, wie konnten sie dann so reich werden? Können Sie mir das beantworten? Wie konnten sie so reich werden?«

Kapitel 35
Die Schweizer Konten

Im August verbrachte ich mit David ein Vater-Sohn-Wochenende auf dem Land. Als wir einen kleinen Klippenpfad in Cornwall hinaufstiegen, fiel mir ein unerwartetes Geschenk in Form eines Telefonanrufes von Jamie Firestone in den Schoß.

Jamie war so aufgeregt, dass er kaum sprechen konnte. »Hallo, Bill – kann ich Sie ein wenig aufmuntern?«

»Immer gern.« Ich verschnaufte nach dem steilen Anstieg, während David in einem schattigen Fleckchen stehen blieb, um einen Schluck Wasser zu nehmen. »Was ist los?«

»Ich habe gerade eine E-Mail von jemandem bekommen, der behauptet, er habe einen Beweis dafür, dass eine Angestellte im Moskauer Finanzamt Nummer 28 *Millionen* aus dem Betrug bekommen hat.«

»Wer hat Ihnen diese Mail geschickt?«

»Ein Mann namens Alejandro Sanches.«

»Das klingt nicht sehr russisch. Woher wissen Sie, dass es kein Scherz ist?«

»Ich weiß es nicht. Aber er hat mir die Nummern einiger Schweizer Bankkonten und einige Dokumente einer Offshore-Firma mitgeschickt.«

»Und was steht da drin?«

»Sie dokumentieren eine Reihe von Überweisungen auf Bankkonten, die anscheinend dem Ehemann von Olga Stepanowa gehören, jener Finanzbeamtin, die den Scheck über die Rückerstattung ausgestellt hat.«

»Das ist ja hochinteressant! Halten Sie die Papiere für echt?«

»Ich weiß nicht. Aber Sanches sagt, wenn wir interessiert sind, möchte er sich mit uns treffen.«

»Würden Sie das machen?«

»Natürlich«, antwortete Jamie fast entrüstet. Auch nach allem, was geschehen war, hatte er noch nicht seinen Optimismus verloren. »Keine Sorge, Bill.«

Wir legten auf und ich trank etwas Wasser. David und ich setzten unsere Klippenwanderung fort, aber ich nahm den wunderschönen Ausblick über den Strand kaum wahr. In meinem Kopf drehte sich alles. Unsere Kampagne brauchte einen Durchbruch wie diesen, aber ich hatte Angst, Jamie in Schwierigkeiten zu bringen.

Nirgendwo war es sicher, vor allem nicht in London, wo es von Russen wimmelte. Im Jahr 2006 war Alexander Litwinenko, ein ehemaliger FSB-Mitarbeiter und bekannter Putin-Kritiker, von FSB-Agenten im Londoner Millennium Hotel vergiftet worden, direkt gegenüber der US-amerikanischen Botschaft.

Jamie und Sanches wechselten noch einige weitere E-Mails und kamen überein, sich am 27. August 2010 zu treffen. Der Plan sah vor, dass sich die beiden zusammensetzen sollten, und wenn Sanches vertrauenswürdig erschien, würde Jamie Wadim anrufen, um zu ihnen zu kommen und gemeinsam die Dokumente durchzusehen.

Sanches schlug die Polo Bar im Westbury Hotel in Mayfair für ein Treffen vor, was komischerweise nicht weit entfernt war von dem Ort, wo Litwinenko vergiftet worden war. Aus Sorge, dass etwas Schlimmes passieren könnte, rief ich unseren Sicherheitsmann Steven Beck an und bat ihn um einen Vorschlag.

Steven überprüfte den Ort und entschied, vier Männer hinzuschicken, die Jamie und Wadim bewachen sollten. Zwei von ihnen waren frühere Angehörige von Special Forces, die beiden anderen ehemalige Mitarbeiter des britischen Geheimdiensts. Am 27. August erschienen die Männer ab 14.30 Uhr nacheinander in der Bar. Sie bezogen strategische Positionen – zwei stellten sich in der Nähe des Eingangs auf, einer unweit des Tisches, an dem das Treffen stattfinden sollte, und einer im hinteren Teil der Bar. Sie waren vollkommen unauffällig. Einer der Sicherheitsmänner trug ein Gerät bei sich, mit dem man jede Art von Überwachungsausrüstung aufspüren und stören konnte, vergleichbar jenem Gerät, das wahrscheinlich Sagirjan bei meinem Treffen mit ihm im Hotel Dorchester eingesetzt hatte. Ein anderer

überprüfte den Raum diskret mit einem Geigerzähler, um nach Spuren von Radioaktivität zu suchen, da Litwinenko mit einer hohen Dosis des radioaktiven Isotops Polonium vergiftet worden war.

Es gab keine Garantien, aber ich wusste, wenn es brenzlig werden würde, dann würden Stevens Leute Jamie und Wadim so schnell wie möglich heraushauen.

Jamie erschien zeitig in der Polo Bar; er betrat sie durch eine der Doppeltüren aus Stahlglas. Er ging durch die niedere Lounge mit einer Art-déco-Decke zu einem reservierten Tisch. Er setzte sich mit dem Rücken zur Wand in einen der blauen Samtstühle, hinter seiner Schulter hing ein Bild des Empire State Building. Dieser Platz war von Steven als der sicherste im ganzen Raum ausgemacht worden. Jamie versuchte, die Bewacher unter der Menge von Touristen herauszufinden, was ihm aber nicht gelang. Er blickte zur grün-schwarzen Marmortheke, wo der Barkeeper einen Martini schüttelte und in ein mattiertes Glas schüttete. Eine Bedienung brachte Jamie ein kleines Tablett mit Snacks, und er fasste eine geräucherte Mandel ins Auge, bevor er es sich anders überlegte. Er bestellte eine Diät-Cola mit einer Zitronenscheibe. Nachdem das Getränk gebracht worden war, ließ er es unberührt auf dem Tisch stehen.

Alles konnte vergiftet sein.

Sanches erschien eine Viertelstunde verspätet. Er war Anfang 40, ungefähr 1,78 Meter groß und hatte einen Bauch. Er trug ein hellbraunes Sportjackett, eine dunkle Hose und ein weißes Hemd ohne Krawatte. Seine braunen Haare waren ungekämmt. Seine Haut war milchweiß, seine Augen waren nervös und durchdringend. Sobald er zu sprechen anfing, wurde klar, dass er kein Alejandro Sanches war.

»Bitte verzeihen Sie den falschen Namen, Mr. Firestone«, sagte er auf Russisch. »Aber ich muss vorsichtig sein.«

»Ich verstehe«, erwiderte Jamie, ebenfalls auf Russisch, und überlegte, ob es sich bei den anderen Personen im Raum um Sicherheitsleute von Sanches handelte.

»Mein wirklicher Name ist Alexander Perepilichni.«

Jamie winkte der Bedienung, als Perepilichni in einem Sessel Platz nahm. Er bestellte grünen Tee, während Jamie ihn einzuschätzen versuchte.

Perepilichni tat dasselbe mit Jamie.

Der Tee wurde serviert.

Perepilichni sagte: »Danke, dass Sie sich bereit erklärt haben, sich mit mir zu treffen.«

»Gern. Wir sind sehr daran interessiert, was Sie zu berichten haben.«

Perepilichni führte die Tasse an den Mund und nahm bedächtig einen Schluck. Er stellte die Tasse ab. Beide Männer schauten sich schweigend an. Dann sagte Perepilichni: »Ich habe mit Ihnen Kontakt aufgenommen, weil ich die Filme über Kusnezow und Karpow gesehen habe. Der Tod Magnitskis war ein Schock für mich. Alle Russen akzeptieren die Korruption, aber einen Unschuldigen zu Tode zu foltern, das geht zu weit.«

Verdammt, dachte Jamie. Er wusste, dass sich die meisten Russen heutzutage nicht an solchen hehren Grundsätzen orientierten. In Russland drehte sich alles ums Geld. Geld zu verdienen, es zu behalten und sicherzustellen, dass es einem keiner wegnehmen konnte. Jamie konnte sich nicht vorstellen, worauf Perepilichni wirklich hinauswollte, aber er war überzeugt, dass dieser Mann nicht hier war, weil ihn das Schicksal Sergejs so sehr betrübt hatte.

»Die Information in Ihrer E-Mail ist gut, aber unvollständig«, sagte Jamie. »Haben Sie weitere Dokumente?«

Perepilichni antwortete: »Ja, aber nicht bei mir.«

Jamie lehnte sich in seinem Sessel zurück, das Eis in seiner Diät-Cola bewegte sich hin und her, während es schmolz. »Hätten Sie etwas dagegen, wenn sich einer meiner Kollegen zu uns setzen würde? Ich möchte gerne zusammen mit ihm die Dokumente durchschauen, die Sie uns vorgelegt haben. Wenn wir sicher sein können, dass wir sie verstehen, werden wir Ihnen sagen, was wir darüber hinaus noch benötigen.«

Perepilichni war einverstanden. Jamie zog sein Telefon aus der Jackentasche und schickte Wadim eine Textnachricht, der gleich um die Ecke in der New Bond Street wartete. Zwei Minuten später kam Wadim durch den Eingang, ging zu dem Tisch und stellte sich vor.

Während Wadim sich setzte, holte Jamie Perepilichnis Papiere heraus. Wadim überflog sie und fragte: »Wären Sie bereit, die Dokumente mit mir

durchzusprechen?«

»Gewiss. Das ist ein Kontoauszug der Credit Suisse zu einem Konto, das Wladlen Stepanow gehört, dem Ehemann von Olga Stepanowa.« Perepilichni deutete auf eine Zeile in der Mitte der Seite. »Das hier ist eine Überweisung von fünf Millionen Euro am 26. Mai. Hier ist eine Überweisung von 1,7 Millionen am 4. Juni. Und das hier ist eine Überweisung von 1,3 Millionen am 17. Juni.« Er fuhr mit dem Finger über mehrere andere Transaktionen. Insgesamt waren im Mai und Juni 2008 7,1 Millionen Euro auf dieses Konto überwiesen worden.

Jamie betrachtete die Dokumente. »Woher haben Sie das?«

Perepilichni rutschte unbehaglich hin und her. »Sagen wir, ich kenne einige Leute.«

Wadim und Jamie gefiel das nicht, aber sie wollten Perepilichni nicht verschrecken und bedrängten ihn daher nicht weiter.

Wadim blätterte die Papiere durch. »Das könnte sehr hilfreich sein, aber in keinem der Kontoauszüge taucht der Name Wladlen Stepanow auf. Wie sind die Empfänger mit ihm verbunden?«

»Ganz einfach. Das Konto gehört einer zypriotischen Firma, deren Eigentümer Wladlen ist.« Perepilichni deutete zu einer Eigentumsurkunde, auf der Wladlens Name stand, nicht aber seine Unterschrift zu sehen war.

Wadim nahm seine Brille ab. Er beschäftigte sich seit mehr als 13 Jahren mit Unternehmensbetrug, und er ging gewöhnlich davon aus, dass alles gelogen war, bis er Belege dafür bekam, dass es doch stimmte. »Danke. Aber ohne Beweis, dass Stepanow tatsächlich Eigentümer dieser Firma ist, können wir damit nicht viel anfangen. Wir brauchen Kopien dieser Eigentumsurkunden mit seiner Unterschrift.«

»Ich verstehe«, sagte Perepilichni. »Das sollte nur ein erstes Treffen sein. Ich kann Ihnen die Dinge, die Sie benötigen, mitbringen, wenn wir uns ein weiteres Mal treffen.«

»Ja, das wäre sehr schön«, erwiderte Jamie. Dann beendeten sie das Meeting, reichten sich die Hände und Perepilichni stand auf und ging.

Als Wadim ins Büro zurückkehrte, um Bericht zu erstatten, war ich zunächst misstrauisch und sagte: »Das sieht nach einem Schwindel aus.«

»Vielleicht. Aber wenn es stimmt, was er sagt, könnten wir zum ersten Mal genau aufzeigen, wie einige dieser Leute Geld aus der ergaunerten Steuerrückerstattung bekommen haben.«

»Na gut. Warten wir ab, ob Perepilichni wirklich liefern kann, was er versprochen hat.«

Eine Woche später vereinbarten die beiden ein weiteres Treffen. Diesmal sollte Wladimir Pastuchow dabei sein, der, weil er fast blind war, über einen erstaunlichen sechsten Sinn in Bezug auf Menschen verfügte.

Am folgenden Dienstag trafen sich Wadim und Wladimir mit Perepilichni abermals in der Polo Bar. Wie versprochen legte Perepilichni eine unterschriebene Kopie jenes Dokuments auf den Tisch, aus dem hervorging, dass Wladlen Stepanow Eigentümer der zypriotischen Firma mit dem Bankkonto in der Schweiz war.

Als Wadim und Wladimir ins Büro zurückkehrten und mir das Dokument zeigten, war ich nicht sonderlich beeindruckt. Es sah aus wie ein schlichtes Blatt Papier mit ein paar unleserlichen Unterschriften darauf. Jeder hätte das fabrizieren oder fälschen können.

»Was ist das? Man kann es ja kaum lesen!«

»Das stammt von Stepanows Wirtschaftsprüfer«, antwortete Wadim.

Mir kam es vor, als wären die beiden nur allzu gerne bereit, Perepilichni Glauben zu schenken. »Das könnte die Unterschrift jedes beliebigen Menschen sein. Glaubt ihr wirklich, dass wir diesem Burschen vertrauen können?«

»Ja«, erwiderte Wadim. »Ich halte ihn für aufrichtig.«

»Was denken Sie, Wladimir?«

»Ich glaube ihm auch. Er wirkt ehrlich.«

In den folgenden Wochen fanden weitere Treffen statt, und dabei erfuhren wir einige interessante Dinge. Perepilichni erzählte uns, dass Stepanow eine Villa mit sechs Zimmern und zwei luxuriöse Wohnungen auf Palm Jumeirah in Dubai gekauft hatte, einer künstlichen Inselgruppe, die in Form einer Palme gestaltet war. Der Marktwert dieser Immobilien belief sich auf ungefähr sieben Millionen Dollar. In Russland hatte sich das Ehepaar Stepanow in einem der begehrtesten Vororte Moskaus ein Haus im Wert von

20 Millionen Dollar bauen lassen. Insgesamt besaßen sie Immobilien und Bankguthaben in Höhe von fast 40 Millionen Dollar.

Um zu illustrieren, wie großspurig und lächerlich diese Ausgaben waren, erhielt Wadim auch die Steuererklärungen des Ehepaares Stepanow, aus denen hervorging, dass die beiden seit 2006 durchschnittlich ein jährliches Einkommen von nur 38 281 Dollar erzielt hatten.

Diese Informationen waren so gut, dass ich sicher war, dass sie sich in Windeseile verbreiten würden, wenn wir ein weiteres YouTube-Video produzierten. Wenn wir Olga Stepanowa in unsere Sammlung der russischen Unantastbaren aufnahmen, konnten wir der russischen Elite einen weiteren Schlag versetzen.

Aber es gab ein Problem.

Perepilichnis Geschichte war nicht nur gut, sie war einfach *zu* gut.

Es erschien durchaus möglich, dass Perepilichni für den FSB arbeitete und dass es sich hier um eine wohlvorbereitete Operation handelte, die meine Glaubwürdigkeit zerstören sollte. Es war ein Ablauf wie aus einem Handbuch: Man kreiert einen Charakter mit einer glaubwürdigen Geschichte; diese Person übermittelt dem Zielobjekt eine wertvolle Information; man wartet, bis die Zielperson diese Information verwendet und öffentlich macht, dann zeigt man, dass sie falsch ist.

Wenn dieses Szenario zum Zug kommen würde, dann würde unsere gesamte Überzeugungsarbeit gegenüber Journalisten und Regierungen auf der ganzen Welt, die wir in den vergangenen drei Jahren geleistet hatten, in Misskredit gebracht werden. Die politischen Entscheidungsträger würden sich dann schnell die Frage stellen: »Warum unterstützen wir diesen Lügner und belasten dadurch unsere wichtigen Beziehungen zu Russland?«

Wenn wir ein Video über das Ehepaar Stepanow machten, musste sichergestellt sein, dass Perepilichni die Wahrheit sagte – und ich musste auch wissen, wie er an seine Informationen gelangt war.

Lange Zeit verhielt er sich in diesem Punkt sehr zugeknöpft, aber schließlich gab er doch seine Zurückhaltung auf. Er erzählte uns, dass er Zugang zu diesen zahlreichen Finanzdokumenten hatte, weil er früher privater Vermögensverwalter für mehrere wohlhabende Russen gewesen sei, auch für das Ehepaar Stepanow.

Diese Tätigkeit hatte sich auch für Perepilichni ausgezahlt, bis 2008 die Märkte zusammenbrachen und das Ehepaar Stepanow durch ihn viel Geld verlor. Anstatt diese Verluste hinzunehmen, hätten die Stepanows, so erklärte Perepilichni, ihn beschuldigt, ihnen das Geld gestohlen zu haben, und es von ihm zurückgefordert. Da Perepilichni nicht die Absicht hatte, ihnen ihre Börsenverluste zu ersetzen, hatte Olga Stepanowa ihre leitende Position in der Steuerverwaltung dazu genutzt, ein Strafverfahren wegen Steuerhinterziehung gegen ihn in die Wege zu leiten.

Perepilichni hatte sich daraufhin unverzüglich aus Russland abgesetzt, um nicht verhaftet zu werden. Er bezog mit seiner Familie ein gemietetes Haus in Surrey, wo er unauffällig lebte. Dort, so erzählte er, habe er die Videos über Kusnezow und Karpow gesehen, und dabei sei ihm eine Idee gekommen. Wenn er uns veranlassen konnte, im Rahmen unserer Serie über die russischen Unantastbaren auch ein Video über Olga Stepanowa und ihren Ehemann zu produzieren, konnte er die beiden vielleicht so weit kompromittieren, dass seine Probleme verschwinden würden.

Als mir Wladimir das erzählte, erschien es mir durchaus schlüssig, und ich war nun bereit, loszulegen und gestützt auf Perepilichnis Informationen ein Video zu erstellen.

Doch gerade als wir uns mit Perepilichni verständigt hatten, erhielten wir eine neue Nachricht von unserer Quelle Aslan: »Die Abteilung K ist wütend wegen der Videos über Kusnezow und Karpow. Eine groß angelegte neue Operation gegen Hermitage und Browder ist in Planung.«

Wir baten um nähere Erläuterungen, aber Aslan konnte keine Einzelheiten liefern. Meine Befürchtung, dass Perepilichni ein Werkzeug in einer Verschwörung des FSB sein könnte, erhielt neue Nahrung. Vielleicht gehorchte alles einem bestimmten Plan. Es spielte keine Rolle, wie bestechend seine Informationen waren. Bevor ich weitermachte, musste ich doppelt sicher sein, dass wir nicht Hals über Kopf in eine Falle des FSB tappten.

Kapitel 36
Die Steuerprinzessin

Eine unserer Hauptaufgaben im Herbst 2010 war es, uns Gewissheit darüber zu verschaffen, dass Perepilichni uns nicht hinters Licht führte.

Wir begannen damit, die Immobilie außerhalb Moskaus zu überprüfen, und fanden schnell heraus, dass das knapp 6000 Quadratmeter große Grundstück, auf dem das Ehepaar Stepanow seine Vorortvilla errichtet hatten, der 85-jährigen Großmutter von Wladlen Stepanow gehörte. Sie hatte ein jährliches Einkommen von 3500 Dollar, besaß jedoch ein Grundstück, das einen Marktwert von ungefähr zwölf Millionen Dollar hatte – und zwar in unbebautem Zustand.

Aber das Ehepaar Stepanow hatte etwas darauf gebaut. Die beiden hatten einen der bekanntesten Moskauer Architekten engagiert, der ihnen zwei modernistische, rechteckige Gebäude mit insgesamt 1100 Quadratmetern Wohnfläche errichtete. Die Häuser waren aus deutschem Granit gebaut und mit Ornamentglas und poliertem Metall ausgestattet. Sie sahen eher wie die Häuser eines Spitzen-Hedgefonds-Managers aus, nicht wie die einer russischen Steuerbeamtin im mittleren Dienst und ihres Ehemannes.

Als Nächstes nahmen wir uns Dubai vor. In einer Immobiliendatenbank, die im Internet zugänglich war, konnten wir feststellen, dass die Villa, die für 767 123 Dollar erworben worden war, tatsächlich auf Wladlen Stepanow eingetragen war. Leider befanden sich die beiden anderen Gebäude, die zusammen mehr als sechs Millionen Dollar wert waren, noch im Bau, und ihre Eigentümer waren noch nicht im Grundbuch registriert. Von ihrer Existenz wussten wir nur aufgrund einiger Überweisungen von Stepanows Schweizer Konten.

Die Schweizer Konten waren die Schnüre, die alles zusammenhielten. Sie waren nicht nur für die Erwerbung dieser luxuriösen Immobilien verwendet worden, sondern darauf befanden sich auch mehr als zehn Millionen Dollar

in bar, die laut Perepilichni nach der illegal herbeigeführten Steuerrückerstattung auf diese Konten überwiesen worden waren. Wenn wir belegen konnten, dass es diese Konten tatsächlich gab, dann konnten wir im Rahmen unserer Serie über die russischen Unantastbaren ein Video über Olga Stepanowa und ihren Ehemann erstellen, das weiteres Licht ins Dunkel bringen würde.

Alles hing nun von der Authentizität dieser Konten in der Schweiz ab.

In einer vollkommenen Welt hätte ich einfach zur Credit Suisse gehen und fragen können, ob die Kontoauszüge echt waren, aber die Schweizer Banker sind so verschwiegen, dass sie mir keinerlei Informationen gegeben hätten.

Ich hätte mich an Bekannte bei der Credit Suisse wenden können, aber auch sie hätten mir nicht geholfen. Vertrauliche Informationen über Kunden herauszugeben war ein Vergehen, das den Rausschmiss zur Folge haben konnte, und ich kannte niemanden so gut, dass die betreffende Person dieses Risiko auf sich genommen hätte.

Unsere einzige Möglichkeit bestand darin, bei den Schweizer Behörden eine Beschwerde einzureichen und abzuwarten, was sich daraus ergab. Mein Londoner Anwalt entwarf die Beschwerde, und als sie fertig war und abgeschickt werden konnte, fragte ich ihn, wie lange es wohl dauern würde, bis wir eine Reaktion erhalten würden.

»Das weiß ich nicht«, antwortete er. »Zwischen drei Monaten und einem Jahr.«

»Zwischen drei Monaten und einem Jahr? Das ist viel zu lang. Gibt es keine Möglichkeit, das zu beschleunigen?«

»Nein. Nach meiner Erfahrung lassen sich die Schweizer Behörden sehr lange Zeit. Sie befassen sich damit, wenn sie so weit sind.«

Der Januar und der Februar vergingen ohne Nachricht, ebenso der März. Mitte März 2011 war das Stepanowa-Video fertig, und es war besser geworden als alle anderen, die wir bisher erstellt hatte. Ich wollte weitermachen, aber die Schweizer Behörden hielten mich zurück.

Ende März erhielten wir Kenntnis von einer ganz neuen Wendung in den russischen Vertuschungsbemühungen. Ein verurteilter Gewaltverbrecher namens Wjatscheslaw Chlebnikow war wegen Beteiligung an der

betrügerischen Steuerrückerstattung verurteilt worden. Die Russen hätten 100 Exkriminelle als Beteiligte an dem Verbrechen ins Gefängnis stecken können, aber das interessierte mich nicht; für mich zählte allein, was in den offiziellen Gerichtsakten stand. Darin hieß es, dass die Finanzbeamten völlig unschuldig seien und durch »Tricks« und »Irreführungen« dazu veranlasst worden seien, kurz vor Weihnachten 2007 die größte Steuerrückerstattung in der russischen Geschichte zu genehmigen.

Finanzbeamte wie Olga Stepanowa.

Ich kam zu dem Schluss: *Jetzt reicht es! Mit diesen Lügen kann es nicht weitergehen. Perepilichnis Informationen sind zutreffend. Ich weiß es, die Schweizer wissen es, und bald wird es auch die ganze Welt wissen.*

Das Video ging am 20. April 2011 ins Netz. Die Reaktion kam unverzüglich, und sie war überwältigend – das Video stieß auf wesentlich mehr Interesse als alle unsere bisherigen Filme. Am Ende des ersten Tages zählte das Video schon knapp 200 000 Aufrufe. Am Ende der ersten Woche waren es fast 360 000. Und am Ende des Monats hatten mehr als 500 000 Menschen den Film gesehen. Olga Stepanowa wurde weltweit bekannt als »die Steuerprinzessin«, und Reporter aus allen Teilen Russlands fielen über sie und ihren Ehemann her. Der staatlich kontrollierte russische Fernsehsender NTV stöberte sogar Wladlen Stepanows 85-jährige Mutter auf, die in einem sowjetischen Wohnblock in einer armseligen Ein-Zimmer-Wohnung lebte. Als sie nach der großzügigen Immobilie befragt wurde, deren Eigentümerin sie nominell war, antwortete sie, sie habe sich bereit erklärt, sie auf ihren Namen eintragen zu lassen, weil sie dafür eine Putzfrau bekommen habe, die ihr einmal in der Woche helfe, die Wohnung sauber zu machen. Ihr millionenschwerer Sohn wollte sich nicht einmal angemessen um seine alte Mutter kümmern.

Drei Tage nach der Veröffentlichung des Videos erklärte der Schweizer Generalstaatsanwalt, dass er die Konten des Ehepaares Stepanow bei der Credit Suisse habe sperren lassen. Die Schweizer Behörden waren ohne unser Wissen tätig geworden und hatten schon, kurz nachdem sie unsere Beschwerde erhalten hatten, Ermittlungen wegen Geldwäsche in die Wege geleitet.

Ich empfand tiefe Genugtuung. Perepilichnis Informationen waren echt gewesen, und das Geld war eingefroren worden. Wir hatten die Kriminellen

an der Stelle getroffen, wo es ihnen am meisten wehtat – bei ihren Bankkonten.

Kapitel 37
Wurstmachen

Durch die YouTube-Videos hatten wir die korrupten russischen Beamten auf dem falschen Fuß erwischt, doch der wirkliche Durchbruch, der die russischen Behörden aus dem Gleichgewicht bringen würde, würde die Verabschiedung von Sanktionsgesetzen durch die USA sein.

Im Herbst 2010, als wir den Kontakt zu Perepilichni ausbauten, hatte Kyle Parker die Vorlage für den Magnitsky Act fertiggestellt. Am 29. September brachten die Senatoren Ben Cardin, John McCain, Roger Wicker und Joe Lieberman den Gesetzesvorschlag in den Senat ein. Der Text war leicht verständlich und direkt formuliert – alle Personen, die in die Verhaftung, die Misshandlung und den Tod von Sergej Magnitski verwickelt waren oder in die Verbrechen, die er aufgedeckt hatte, sollten öffentlich benannt werden, ihnen sollte die Einreise in die USA untersagt werden und ihre Vermögenswerte in Amerika sollten eingefroren werden.

Die Einbringung dieses Gesetzes erboste die russischen Behörden, und sie mussten sich neue Schritte überlegen, um den Entwicklungen in Washington etwas entgegenzusetzen.

Eine erste Gelegenheit bot sich ihnen am 10. November, knapp eine Woche vor dem ersten Jahrestag von Sergejs Tod. Dieser Tag war in Russland der Nationale Tag der Polizei, an dem das Innenministerium Orden an besonders verdiente Beamte verlieh. Von den 35 Orden, die vergeben wurden, gingen fünf an Schlüsselfiguren im Fall Magnitski. Dazu gehörte der Orden für den besten Ermittler, den Oleg Siltschenko erhielt, jener Beamte, der die Misshandlungen Sergejs im Gefängnis organisiert hatte, und Pawel Karpow; die Auszeichnung für besondere Verdienste erhielt Irina Dudukina, die Sprecherin des Innenministeriums, die ergeben all die Lügen nach Sergejs Tod verbreitet hatte.

Um die Sache auf die Spitze zu treiben, hielt das Innenministerium fünf

Tage später eine Pressekonferenz ab, um »neue Einzelheiten über den Fall Magnitski« bekannt zu geben. Dudukina leitete die Veranstaltung. Ihre gebleichten Haare waren ein wenig länger und etwas mehr toupiert als im Vorjahr, aber sie war noch immer fett, wirkte müde, und ihr Unterkiefer sah aus, als gehöre er einer Bauchrednerpuppe. Sie entfaltete ein behelfsmäßiges Plakat, das aus 20 zusammengeklebten DIN-A4-Seiten bestand, und brachte es auf einer Weißwandtafel an. Obwohl es ein Durcheinander von Zahlen war, die zudem so klein geschrieben waren, dass man sie nicht lesen konnte, »bewies« dieses Plakat, dass Sergej den Betrug begangen und 230 Millionen Dollar Steuerrückerstattung kassiert habe. Auch auf die schlichtesten Fragen der Journalisten zu ihrer Darbietung hatte sie keine glaubhaften Antworten, und alle Anwesenden erkannten, dass es sich um ein Fantasiegebilde handelte.

Dieses Vorgehen war aggressiv und plump, aber es bestätigte, dass unser Gesetzesvorhaben einen Nerv getroffen hatte. Ich war nicht der Einzige, der das erkannte. Auch viele andere Opfer von Menschenrechtsverletzungen in Russland sahen es genauso. Nachdem der Gesetzentwurf eingebracht worden war, reisten diese Personen nach Washington oder schrieben an die Einreicher des Magnitsky Act Briefe mit derselben Grundbotschaft: »Sie haben die Achillesferse des Putin-Regimes gefunden.« Dann formulierten sie alle die gleiche Bitte: »Könnten Sie die Leute, die meinen Bruder umgebracht haben, auch in den Magnitsky Act aufnehmen?« »Könnten Sie auch die Leute hinzufügen, die meine Mutter gefoltert haben?« »Was ist mit den Leuten, die meinen Ehemann entführt haben?« Und so weiter.

Die Senatoren erkannten schnell, dass sie es mit weit mehr als nur einem einzelnen erschreckenden Fall zu tun hatten. Sie hatten unbeabsichtigt eine neue Methode entdeckt, wie man im 21. Jahrhundert gegen Menschenrechtsverletzungen durch autoritäre Regimes vorgehen konnte: indem man Visumsanktionen verhängte und Konten einfror.

Nachdem sie ungefähr ein Dutzend solcher Schreiben oder Besuche empfangen hatten, entschlossen sich Senator Cardin und seine Miteinreicher, den Gesetzentwurf zu erweitern, und fügten 65 zusätzliche Worte in den Magnitsky Act ein. In dieser Ergänzung hieß es, dass durch den Magnitsky Act nicht nur die Peiniger Sergejs, sondern auch alle Verantwortlichen für schwere Menschenrechtsverletzungen in Russland bestraft werden sollten. Durch diesen Zusatz wurde mein Kampf um Gerechtigkeit zu einem

allgemeinen Kampf.

Der erweiterte Gesetzesvorschlag wurde am 19. Mai 2011 offiziell eingebracht, weniger als einen Monat, nachdem wir das YouTube-Video über Olga Stepanowa gepostet hatten. Anschließend zog eine kleine Gruppe russischer Menschenrechtsaktivisten zum Capitol Hill, um für die Annahme des Gesetzes zu werben. Sie drängten jeden Senator, der bereit war, mit ihnen zu reden, dem Gesetz zuzustimmen. Zu der Gruppe gehörten Garri Kasparow, der berühmte Schachgroßmeister, Alexej Nawalny, der bekannteste russische Oppositionspolitiker, und Jewgenija Tschirikowa, eine bekannte russische Umweltaktivistin. Ich musste diese Menschen nicht erst anzuwerben versuchen. Sie kamen von selbst.

Diese unkoordinierte Initiative entwickelte sich hervorragend. Die Zahl der Miteinreicher im Senat wuchs rasch, jeden Monat unterzeichneten drei oder vier weitere Senatoren den Gesetzesvorschlag. Wir hatten leichtes Spiel. In Washington gab es keine Lobby für russische Folterknechte und Mörder, die Widerstand geleistet hätte. Kein Senator, weder der liberalste Demokrat noch der konservativste Republikaner, würde auch nur eine einzige Wählerstimme verlieren, wenn er dafür votierte, dass russische Folterknechte und Mörder nicht mehr nach Amerika einreisen durften.

Die Initiative für den Magnitsky Act gewann so viel Schwung und Dynamik, dass sie unaufhaltsam erschien. Seit dem Tag, an dem Kyle Scott vom Außenministerium mich abgeblockt hatte, wusste ich, dass die Regierung entschieden gegen dieses Vorhaben war, aber nun geriet sie allmählich in Bedrängnis. Wenn sie das Gesetz weiter ablehnte, konnte der Eindruck entstehen, dass sie auf der Seite Russlands stehe. Wenn sie es aber öffentlich unterstützte, konnte dies Obamas »Neustart« mit Russland gefährden.

Die Regierung musste eine andere Lösung finden.

Am 20. Juli 2011 deckte das Außenministerium seine Karten auf. Es schickte ein Memorandum an den Senat mit dem Titel: »Bemerkungen der Administration zum Gesetzesvorschlag S. 1039 betreffend Sergej Magnitski«. Die Stellungnahme war nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, sickerte aber schon einen Tag später durch.

Ich erhielt eine Kopie und überflog nervös das Dokument. Es bildete einen Höhepunkt der Washingtoner Heuchelei. Das Hauptargument des

Außenministeriums lautete, dass die Sanktionen, die durch den Magnitsky Act verhängt werden sollten, der Exekutive bereits zur Verfügung stünden. Warum solle man deshalb ein neues Gesetz beschließen?

Um es besonders schlau anzustellen, warfen sie den Senatoren einen Knochen hin. Es hieß, dass es noch einen weiteren wichtigen Grund für eine Ablehnung des Gesetzesvorschlags gebe, nämlich dass jenen Personen, die Magnitski getötet hatten, ohnehin bereits die Einreise in die USA untersagt sei. Daher sei das Gesetz unnötig.

Ich war mir nicht sicher, ob das eine positive Entwicklung war. Ich rief Kyle Parker an, um mich zu erkundigen, wie er es einschätzte.

»Wir verstehen das auch nicht, Bill. Cardin hat mich gebeten, das Außenministerium anzurufen und mich zu erkundigen, wer bereits auf der Liste der Visumsanktionen steht, aber man wollte es mir nicht sagen.«

»Haben sie Ihnen nicht einmal gesagt, wie viele Leute auf dieser Liste stehen?«

»Nein. Auch das wollten sie mir nicht mitteilen.«

»Und wie sieht es mit Kontensperrungen aus?«

»In diesem Punkt haben sie sich unmissverständlich geäußert. Sie wollen keine Kontensperrungen.«

»Und wie reagiert Cardin?«

»Sehr klar. Wir werden das nicht hinnehmen, und er wird sich weiterhin für das Gesetz einsetzen.«

Am 8. August 2011 kritisierte Cardin in einem scharf formulierten Meinungskommentar in der *Washington Post* unter der Überschrift »Die Mörder von Sergej Magnitski zur Rechenschaft ziehen« öffentlich die Haltung der Regierung und bekräftigte seine Entschlossenheit, weiterhin für die Verabschiedung des Magnitsky Act zu kämpfen. Das war ein wichtiges Signal, da Obama und Cardin derselben Partei angehören. Cardin warf gewissermaßen dem Präsidenten öffentlich den Fehdehandschuh hin.

Als die Regierung Cardins Kommentar las, wurde sie anscheinend noch nervöser. Das Weiße Haus hatte so große Angst davor, die Russen zu verärgern und den »Neustart« zu gefährden, dass es Cardin und den anderen Miteinbringern vorschlug, das Gesetz so umzuformulieren, dass es

allgemein gelten sollte, nicht nur in Bezug auf Russland.

Den Senatoren gefiel diese Idee. Was als eine Gesetzesinitiative zugunsten von Sergej begonnen hatte, hatte sich in einen historischen Beitrag zur Menschenrechtsgesetzgebung weiterentwickelt.

Daraufhin konzentrierte sich Cardin darauf, den Gesetzesvorschlag im Senat zur Abstimmung zu bringen. Dazu musste noch eine letzte Hürde überwunden werden: der Senatsausschuss für Auswärtige Beziehungen. Alle Gesetze müssen zuerst von einem Ausschuss des Senats gebilligt werden, bevor sie dem gesamten Senat zur Abstimmung vorgelegt werden, und da es im Magnitsky Act um Einreiseverbote ging, musste er den Ausschuss für Auswärtige Beziehungen passieren. Da das Gesetz allgemein so starke Unterstützung fand und es keinen Widerstand im Senat gab, erschien dies aber als eine schlichte Formalität.

Cardin beantragte beim Ausschussvorsitzenden, Senator John Kerry, das Gesetz auf die Tagesordnung der nächsten regulären Ausschusssitzung am 9. September zu setzen. Aus irgendeinem Grund weigerte sich Kerry. Cardin wiederholte den Antrag für die Sitzung am 12. Oktober, doch abermals nahm Kerry das Thema nicht auf die Tagesordnung. Es war unklar, worin Kerrys Problem bestand, aber anscheinend hatte er gewisse Schwierigkeiten mit dem Gesetzentwurf.

Unterdessen erreichten uns weitere bedrückende Nachrichten aus Moskau. Sergejs Mutter Natalja hatte nun endlich Zugang zu den Informationen in Sergejs Autopsiebericht erhalten. Zu den Dokumenten, von denen sie sich Kopien anfertigen durfte, gehörten auch sechs oder sieben Farbfotos, die von Sergejs Körper kurz nach seinem Tod gemacht worden waren. Es war zwar keine Überraschung, aber sie zeigten starke Prellungen an seinen Beinen und Händen sowie tiefe Schnitte an seinen Handgelenken – dieselben Verletzungen, die Natalja entdeckt hatte, als sie den Leichnam ihres Sohnes in der Leichenhalle hatte sehen dürfen. Sie konnte auch ein offizielles Dokument kopieren, das vom Leiter von Matrosskaja Tischina unterschrieben war und in dem der Einsatz von Gummiknüppeln von Wächtern gegenüber Sergej am Abend des 16. November genehmigt worden war.

Was wir bereits wussten – dass Sergej in staatlichem Gewahrsam eines gewaltsamen Todes gestorben war –, das wurde nun unbestreitbar durch

Dokumente belegt.

Nachdem sie diese Fotos und Dokumente gesehen hatte, reichte Natalja eine erneute Beschwerde ein, in der sie von den russischen Behörden verlangte, Mordermittlungen aufzunehmen. Wie alles andere, was wir in Russland zu erreichen versuchten, wurde auch dies abgelehnt.

Als ich mit ihr telefonierte, konnte ich ihr nur als Trost bieten, dass wir kurz davor standen, in den Vereinigten Staaten eine gewisse Form von Gerechtigkeit durchzusetzen. Ich versprach ihr, dass ich alles tun würde, was in meinen Kräften stand, und obwohl Einreiseverbote und Kontensperrungen bei Weitem keine angemessene Strafe dafür seien, was diese Leute Sergej angetan hatten, sei es immer noch besser, versuchte ich ihr verständlich zu machen, als die völlige Straffreiheit, die im Augenblick noch gegeben war.

Am 29. November 2011 kam der Ausschuss für Auswärtige Beziehungen des Senats zu seiner nächsten turnusmäßigen Sitzung zusammen. Als an diesem Tag die Tagesordnung der Sitzung auf der Internetseite des Ausschusses veröffentlicht wurde, klickte ich auf den Link in der Hoffnung, Sergejs Namen zu finden. Ich scrollte nach unten. Der erste Tagesordnungspunkt hieß: »Eine Resolution zur Unterstützung des Schutzes des Mekong-Beckens«. Ich scrollte weiter hinunter und kam zum zweiten Punkt der Tagesordnung: »Eine Resolution bezüglich der Haltung des Senats zur friedlichen Jasmin-Revolution in Tunesien«.

Ich scrollte zum Ende. Keine Spur von Magnitski.

Ich rief umgehend Kyle an. »Was zum Teufel geht hier vor? Ich sehe das Gesetz nicht auf der Tagesordnung.«

»Ich weiß es auch nicht, wir versuchen, es gerade selbst herauszufinden.«

Ich hegte den Verdacht, dass hinter den Kulissen irgendein schäbiger Kuhhandel abgelaufen war. Kerry mauerte.

Da dieses Problem anscheinend speziell Kerry betraf, dachte ich, wenn ich ein persönliches Gespräch mit ihm führen könnte, würde die Kraft von Magnitskis Geschichte ihn ebenso mitreißen wie McCain und McGovern.

Ich rief Juleanna an. Sie beherrschte es wie kein anderer, mir Gesprächstermine bei Senatoren zu verschaffen, aber bei Kerry biss sie auf Granit. Sie konnte mir lediglich einen Termin bei Kerrys Berater für

russische Angelegenheiten verschaffen, einem Senatsmitarbeiter namens Jason Bruder.

Ich flog nach Washington, und einen Tag nach meiner Ankunft fuhren Juleanna und ich zum Dirksen Senate Office Building, wo wir Bruder vor dem Sitzungszimmer des Ausschusses für Auswärtige Beziehungen treffen sollten. Bruder, ein Mann in den 30ern von mittlerer Größe und mit einem sorgfältig gestutzten Kinnbart, führte uns in den Raum, eine höhlenartige Kammer mit u-förmig angeordneten Tischen und Stühlen. Da wir keinen Platz fanden, wo wir uns bequem hinsetzen konnten, holten wir uns Stühle aus dem Zuschauerbereich und stellten sie in der Mitte des Raums zu einem kleinen Kreis zusammen.

Nachdem ich Bruder gedankt hatte, dass er sich für mich Zeit genommen hatte, begann ich, Sergejs Geschichte zu erzählen. Nach drei Sätzen unterbrach mich Bruder. »Ja, ja. Ich weiß alles über diesen Fall. Ich bin sehr verärgert darüber, was dort geschehen ist. Magnitski und seine Familie haben Gerechtigkeit verdient.«

»Deshalb bin ich hier.«

»Hören Sie, ich habe sehr viel über dieses Thema nachgedacht. Der Senator und ich möchten im Fall Magnitski gerne einen hilfreichen Beitrag leisten.«

»Das ist sehr schön. Wird Senator Kerry also das Gesetz unterstützen und es durch den Ausschuss bringen?«

Bruder lehnte sich zurück, wobei sein Stuhl knarzte. »Nun, ehrlich gesagt, ich glaube nicht, dass der Magnitsky Act der richtige Ansatz ist, um mit diesem Problem fertigzuwerden, Mr. Browder.«

Jetzt sind wir wieder so weit, dachte ich und erinnerte mich an Kyle Scott und die anderen nervösen Karrieristen in der US-Regierung. »Was meinen Sie damit, es wäre nicht der richtige Ansatz?«

Daraufhin wiederholte Bruder sein dröges Diplomatengewäsch fast Wort für Wort. Ich versuchte erst gar nicht, mit ihm zu diskutieren, denn er hätte mir ohnehin nicht zugehört.

Schließlich sagte er: »Hören Sie, Bill, auch wir halten diesen Fall für wichtig. Ich werde Senator Kerry vorschlagen, den Fall Magnitski

unmittelbar gegenüber dem russischen Botschafter zur Sprache zu bringen, wenn sich die beiden das nächste Mal treffen.«

Gegenüber dem russischen Botschafter zur Sprache zu bringen? Wollte er mich verarschen? Sergejs Name war auf den Titelseiten aller großen Zeitungen der Welt gestanden! Der russische Staatspräsident und seine wichtigsten Minister hatten viele Stunden dafür aufgewendet, den Schaden aus dem Fall Magnitski so gering wie möglich zu halten, und Bruder glaubte, dass ein ruhiges Gespräch mit dem Botschafter etwas bewirken könnte?

Ich verließ den Raum mit unterdrücktem Fluchen.

Wie sich herausstellte, hatte Kerrys Widerstand gegen den Magnitsky Act nichts damit zu tun, ob er dieses Vorgehen für gute oder schlechte Politik hielt. In Washington munkelte man, dass Kerry das Gesetz nur aus einem einzigen Grund blockiere: Er wollte Außenminister werden, wenn Hillary Clinton zurücktrat. Zu den Bedingungen, die er erfüllen musste, um diesen Job zu bekommen, gehörte es, zu verhindern, dass der Magnitsky Act jemals auf die Tagesordnung des Senatsausschusses für Auswärtige Beziehungen gelangte.

In den folgenden Monaten tat sich nichts mehr bezüglich des Magnitsky Act. Doch dann bekamen wir im Frühling 2012 ein unerwartetes Geschenk. Nach fast 20-jährigen Verhandlungen sollte Russland im August dieses Jahres in die Welthandelsorganisation (WTO) aufgenommen werden. Wenn Russland WTO-Mitglied war, konnten die übrigen WTO-Staaten Russland dieselben Handelsvergünstigungen gewähren wie allen anderen Mitgliedern der Welthandelsorganisation. Nur ein Land blieb von dieser Regelung ausgenommen, die Vereinigten Staaten von Amerika, was mit dem sogenannten Jackson-Vanik-Verfassungszusatz zusammenhing.

Durch dieses 37 Jahre alte Gesetz, das Mitte der 1970er-Jahre in Kraft trat, wurden Handelssanktionen gegen die Sowjetunion verhängt, weil die UdSSR die Auswanderung sowjetischer Juden untersagte. Zunächst schalteten die Russen auf stur, schließlich aber erkannten sie, dass sie diese Sanktionen teuer zu stehen kamen, und sie erlaubten den Juden, das Land zu verlassen.

Nun aber, 37 Jahre später, gab es die Sowjetunion nicht mehr, und die russischen Juden konnten unbehindert emigrieren, aber der Jackson-Vanik-

Verfassungszusatz war noch immer geltendes Recht. Er verhinderte, dass US-amerikanische Firmen wie Boeing, Caterpillar und Ford sowie amerikanische Fleischexporteure in den Genuss derselben Handelsvorteile gelangten wie die übrigen WTO-Mitglieder.

Die amerikanischen Konzerne drängten daher auf eine Aufhebung des Jackson-Vanik-Verfassungszusatzes, was auch die volle Unterstützung der Obama-Administration fand. Wenn der Präsident das Gesetz alleine hätte außer Kraft setzen können, hätte er es getan. Doch um ein Gesetz aufzuheben, bedurfte es einer Entscheidung des Kongresses.

In der Woche, in der die US-Regierung ihre Bemühungen zur Abschaffung des Jackson-Vanik-Verfassungszusatzes startete, hielt ich mich in Washington auf und arbeitete mit Juleanna an unserer Kampagne. Nach einem Vormittag, der mit verschiedenen Treffen ausgefüllt war, nahmen Juleanna und ich in einem Imbiss im Untergeschoss des Hart Office Building ein kleines Mittagessen ein. Als ich an einem klapprigen Aluminiumtisch saß und meinen Salat aß, tippte Juleanna kurz meinen Arm an und deutete diskret in Richtung des Gangs. Dort sahen wir Senator Joe Lieberman, einen der profiliertesten Miteinreicher des Magnitsky Act, der gerade mit einer kleinen Gruppe von Mitarbeitern hereingekommen war.

Juleanna flüsterte: »Bill, da ist Lieberman. Ich denke, Sie sollten mit ihm über die Jackson-Vanik-Problematik reden.«

»Was, jetzt? Er geht gerade über den Gang. Wie soll ich mit ihm ins Gespräch kommen?«

Ich habe zwar gelernt, selbstbewusst und hartnäckig aufzutreten wenn nötig, aber noch immer fühle ich mich unwohl, wenn ich mich nichts ahnenden Fremden aufdrängen soll, vor allem, wenn es sich dabei um Leute handelt, die ohnehin ständig in der Öffentlichkeit stehen.

Aber Juleanna ignorierte mein offensichtliches Zaudern, stand auf und zog mich von meinem Stuhl hoch. »Kommen Sie, Bill. Reden wir mit ihm.« Nebeneinander gingen wir über den Korridor und steuerten auf Senator Joe Lieberman zu.

Als wir auf Hörweite herangekommen waren, streckte Juleanna eine Hand aus und sagte: »Entschuldigen Sie, Senator, dass ich Sie störe, aber ich dachte, ich könnte Ihnen Bill Browder vorstellen, den Mann, der hinter dem

Magnitsky Act steckt.«

Lieberman und seine Assistenten blieben stehen. Senatoren sind mit Hunderten Dingen beschäftigt, und sie brauchen manchmal ein paar Sekunden, bis sie sich darüber klar geworden sind, wer zu welchem Thema gehört. Als das Wort *Magnitsky Act* fiel, hellte sich das Gesicht des Senators auf. »Ah, Mr. Browder.« Er wandte sich zu mir. »Es freut mich, Sie kennenzulernen. Danke für die wichtige Arbeit, die Sie leisten.«

Ich fühlte mich geschmeichelt, dass er wusste, wer ich war. »Ohne Ihre Unterstützung hätte ich nichts erreichen können«, sagte ich aufrichtig. »Aber es gibt ein Problem. Sie wissen sicher, dass sich die Regierung um die Aufhebung von Jackson-Vanik bemüht.«

»Ja, damit beschäftigen wir uns.«

»Ich halte es für unverantwortlich, dass die Regierung auf der einen Seite eines der wichtigsten Menschenrechtsgesetze aufheben möchte, die jemals erlassen wurden, und zugleich den Magnitsky Act blockiert.«

Lieberman schwieg einen Moment, dann sagte er ernst: »Sie haben völlig recht. Wir müssen etwas tun in dieser Frage.«

»Was könnte man machen?«

»Das will ich Ihnen sagen. Wir werden der Regierung mitteilen, dass wir die Aufhebung von Jackson-Vanik blockieren werden, solange sie nicht aufhört, Magnitski zu blockieren. Ich bin sicher, John, Ben und Roger[11] werden mir darin folgen.«

»Das würde wirklich sehr hilfreich sein. Vielen Dank.«

»Nein, Bill. Ich danke Ihnen für alles, was Sie getan haben.« Dann wandte sich Lieberman zu seinen Mitarbeitern, trug einem von ihnen auf, ihn an diesen Brief zu erinnern, und ging. Juleanna und ich blieben inmitten all der umhereilenden Menschen auf dem Gang stehen.

Nach ein paar Augenblicken wandte ich mich zu ihr: »Kann das wirklich wahr sein?«

»Doch, doch. So laufen die Dinge in Washington, Bill. Meinen Glückwunsch.«

Wie angekündigt schickten Lieberman und die übrigen Miteinreicher des

Magnitsky Act ein paar Tage später einen Brief an Senator Max Baucus aus Montana, den Vorsitzenden des Finanzausschusses des Senats. Wie der Ausschuss für Auswärtige Beziehungen den Weg für die Verabschiedung des Magnitsky Act ebnen musste, so musste der Finanzausschuss seine Zustimmung zur Aufhebung des Jackson-Vanik-Verfassungszusatzes geben. In dem Schreiben hieß es: »In Anbetracht einer fehlenden Verabschiedung des Magnitski-Gesetzes werden wir uns einer Aufhebung von Jackson-Vanik entschieden widersetzen.« Angesichts der Funktionsweise des Senats war dieser Brief so gut wie ein Veto.

Senator Baucus war sehr an der Aufhebung von Jackson-Vanik gelegen. Viele seiner Wähler in Montana waren Viehzüchter und Fleischexporteure. Sie wollten ihre Steaks und ihre Hamburger nach Russland verkaufen – den sechstgrößten Importeur von US-amerikanischem Fleisch auf der Welt –, ohne fürchten zu müssen, gegenüber Konkurrenten aus anderen Ländern benachteiligt zu werden.

Das bedeutete, dass Jackson-Vanik nur dann aufgehoben werden würde, wenn zugleich das Magnitski-Gesetz angenommen wurde, und nach einigen Beratungen entschloss sich der Senat, die beiden Gesetzesvorschläge zu einem zu bündeln. Zuerst sollte das Gesetz dem Senatsausschuss für Auswärtige Beziehungen vorgelegt werden, der Magnitski verabschieden sollte, dann sollte es in den Finanzausschuss gehen, der die Aufhebung von Jackson-Vanik absegnen sollte, und schließlich sollte es dem gesamten Senat zur Abstimmung vorgelegt werden.

Eine bekannte Redewendung lautet: »Je weniger die Leute darüber wissen, wie Würste und Gesetze gemacht werden, umso ruhiger können sie nachts schlafen.« Unsere Menschenrechtskampagne hatte eigenartige Bettgenossen gefunden mit den Rinderfarmern von Montana, russischen Menschenrechtsaktivisten und den Verkäufern von Boeing-Flugzeugen, aber durch unsere Kooperation entstand der Eindruck, dass wir die Kraft besitzen würden, auch die verbliebenen Widerstände, die einer Annahme des Gesetzes im Wege standen, zu überwinden.

Angesichts der Gefahr, dass die Aufhebung von Jackson-Vanik blockiert werden könnte, nahm Kerry den Fuß von der Bremse. Er berief den Auswärtigen Ausschuss des Senats für den 26. Juni 2012 zu einer Sitzung ein, deren einzigen Tagesordnungspunkt die Annahme des Magnitsky Act

bildete. Ich flog eigens nach Washington, um dabei zu sein. Die Sitzung war öffentlich und sollte um 14.15 Uhr beginnen; ich erschien eine Dreiviertelstunde vorher am Kapitol, um einen guten Sitzplatz zu bekommen. Aber als ich auf die Sicherheitskontrolle zuging, stellte ich überrascht fest, dass bereits mehr als 300 Leute anstanden und auf Einlass warteten. Journalisten, Aktivisten, studentische Helfer, Senatsmitarbeiter, Vertreter der russischen Botschaft – alle waren da.

Ich stellte mich in die Schlange und hörte einige Minuten später, wie jemand meinen Namen rief. Ich erkannte einen Studenten der Columbia University, der in unserer Kampagne mitarbeitete. Er bat einen seiner Freunde, ihm seinen Platz freizuhalten, dann eilte er zu mir und sagte: »Mr. Browder, bitte kommen Sie zu uns nach vorn.«

Er zog mich zur Seite, und wir begannen, an den anderen vorbeizugehen, aber dann hielt uns ein Sicherheitsbeamter auf und sagte: »He, Leute, was soll denn das werden?«

Ich fühlte mich ein wenig verlegen und erwiderte nichts, aber der Student rief begeistert: »Officer, das ist der Mann, der für den Magnitsky Act verantwortlich ist. Er muss ganz vorne sitzen.«

»Mir ist es gleich, wer das ist.« Der Polizist deutete auf mich. »Zurück in die Reihe.«

»Aber …«

»Zurück in die Reihe!«

Ich sagte zu dem Studenten, es sei schon in Ordnung, und kehrte zu meinem alten Platz zurück. Auf dem Weg dorthin bemerkte ich einen russischen Botschaftsangehörigen, den ich vom Sehen kannte. Seinem höhnischen Grinsen nach zu urteilen, freute er sich darüber, dass ich gerade eine Abfuhr bekommen hatte.

Als ich schließlich den Gang vor dem Sitzungssaal erreichte, kam ich in ein großes Gedränge. Der Raum bot vielleicht 60 Zuhörern Platz, und ich erkannte, wenn ich nicht gleich am Anfang hineinkam, würde ich überhaupt nicht hineinkommen. Um 14.15 Uhr wurde die Tür von einer kleinen, stämmigen Frau mit braunen Haaren und einer lauten, gebieterischen Stimme geöffnet. Ein gutes Drittel der Wartenden drängte nach vorne, und ich versuchte, mich von ihnen mitschieben zu lassen. Doch die Ehrfurcht

gebietende Frau, die ihren Job anscheinend sehr ernst nahm, hielt mich auf, als ich den Saal betreten wollte, und fragte: »Wo ist Ihre Einlasskarte?«

»Äh … ich habe keine. Aber ich war maßgeblich beteiligt am Magnitsky Act, und es ist wichtig, dass ich dabei bin.«

Sie schüttelte den Kopf, als wolle sie sagen: *Netter Versuch, Kumpel*, und deutete zurück zu der Menschenmenge.

Was konnte ich tun? Zum zweiten Mal an diesem Tag schlich ich mich weg und kam mir wieder wie ein vollkommener Außenseiter vor. Ich trat hinter ein Samtseil, als plötzlich die Senatoren und ihre Mitarbeiter erschienen. Die Menge teilte sich vor ihnen, und aus allen Ecken leuchteten Blitzlichter auf. Als einer der letzten Senatoren kam Ben Cardin, der mich nicht bemerkte.

Doch sein leitender Mitarbeiter Fred Turner erkannte mich.

Als sie sich der Tür näherten, sah ich, wie Fred stehen blieb und zu der braunhaarigen Wächterin etwas sagte. Er zeigte in meine Richtung, worauf die Frau zu mir kam und sagte: »Mr. Browder, es tut mir sehr leid. Wir haben einen Platz für Sie. Bitte folgen Sie mir.«

Sie führte mich in den dicht besetzten Raum, den schmuckvollsten aller Sitzungssäle des Senats, und geleitete mich zum letzten freien Stuhl im Raum.

Senator Kerry betrat den Saal durch einen Seiteneingang und bat die Anwesenden um Ruhe. Seine Körpersprache signalisierte deutlich, wie ungern er in diesem Augenblick hier war. Er eröffnete die Sitzung mit einer eigenartigen Ansprache darüber, dass Amerika kein vollkommenes Land sei und die Menschen in diesem Raum »sich stets bewusst sein sollten, dass die Vereinigten Staaten nicht immer mit den Fingern auf andere zeigen und sie zu belehren versuchen sollten und dass wir in gewisser Weise auch uns selbst erforschen sollten, wenn wir über diese Fragen nachdenken«.

Dann erteilte er einigen der anderen Senatoren das Wort, die sich alle zustimmend zu dem Gesetz äußerten, und als sie fertig waren, wandte sich Kerry direkt an Cardin: »Ich betrachte dies nicht als eine vollständig abgeschlossene Angelegenheit und ich möchte sie auch nicht als eine solche behandelt wissen.« Daraufhin erging sich Kerry in seinem bedächtigen Bostoner Ton in schwer verständlichen Überlegungen darüber, dass der

Magnitsky Act möglicherweise als geheim klassifizierte Informationen gefährden könnte, dass es zwar legitim sei, Schuldige »zu benennen und an den Pranger zu stellen«, dass er jedoch besorgt sei wegen »unbeabsichtigter Folgen, die eine derart detaillierte Offenlegung nach sich ziehen könnte, die den Einsatz eines breiteren Spektrums an geheimdienstlichen Möglichkeiten beinhaltet«.

Kerrys verschwurbelte Diplomatensprache ließ deutlich erkennen, dass er nur hier war, weil er hier sein musste, und dass er sich nicht damit abfinden konnte, was getan werden musste. Alles, was er sagte, erschien wie ein schlecht getarnter Versuch, die Abstimmung über das Gesetz hinauszuzögern, sodass sich der nächste Kongress damit würde beschäftigen müssen. In diesem Fall würde die ganze Wurstmacherprozedur wieder von vorn beginnen. Alles kam auf diesen Augenblick an. Würde sich Cardin, ein Senator, der seine erste Wahlperiode absolvierte, Kerry entgegenstellen, einem alten Haudegen, der seit 27 Jahren im Senat saß und als einer der einflussreichsten Politiker der Demokratischen Partei galt?

Während Kerry seinen Vortrag weiter abspulte, richteten sich alle Augen auf Cardin, der nervös wirkte, während er sich seine Worte zurechtlegte.

Aber Cardin machte keinen Rückzieher. Er weigerte sich, die Behandlung des Gesetzes zu verschieben, und verlangte eine sofortige Abstimmung im Senat. Nach fünf Minuten Wortgeplänkel hatte Kerry genug, fiel Cardin mitten im Satz ins Wort und fragte: »Möchte noch jemand etwas sagen? Gibt es noch weitere Kommentare oder Diskussionsbeiträge?«

Im Saal blieb es still.

Kerry rief zur namentlichen Abstimmung auf. Keine einzige Stimme fand sich für Nein.

Kerry verkündete, dass die Entscheidung einstimmig erfolgt sei, und schloss die Sitzung. Insgesamt hatte die Veranstaltung eine gute Viertelstunde gedauert. Die Anwesenden verließen den Saal.

Ich ging hinaus an die frische Luft. Seit dem 16. November 2009 hatte ich jeden Tag dafür gekämpft, Sergejs Vermächtnis zu bewahren. An diesem Tag im Juni 2012 hatte es den Anschein, als gebe es in Washington – der wichtigsten Stadt im mächtigsten Land der Welt – keinen einzigen Menschen, der den Namen Sergej Magnitski nicht kannte.

Kapitel 38
Die Malkin-Delegation

Alles deutete darauf hin, dass der Magnitsky Act reibungslos verabschiedet werden würde. Die Wirtschaftswelt unterstützte das Gesetzesvorhaben, ebenso die Menschenrechtsgruppen, die Obama-Administration, die Republikaner und die Demokraten. Ich konnte mir nicht vorstellen, was nun noch schiefgehen könnte.

Doch am 9. Juli 2012, knapp zwei Wochen vor der Abstimmung im Finanzausschuss des Senats, unternahm die russische Regierung sozusagen in letzter Minute noch einen Versuch, das Gesetz zu verhindern. Sie schickte eine ranghohe Delegation nach Washington, die den Amerikanern den Vorschlag unterbreitete, eine »gemeinsame parlamentarische Untersuchung des Falles Magnitski« durchzuführen. Die russische Delegation schlug die Einrichtung eines gemeinsamen Ausschusses des US-Kongresses und des russischen Parlaments vor, doch ähnlich wie vorher Kerry verfolgten die Russen in Wirklichkeit das Ziel, das Gesetzesvorhaben zu verzögern, sodass es auf den nächsten Kongress übergehen und schließlich eines langsamen Todes sterben würde.

Die Delegation bestand aus vier Mitgliedern des Föderationsrates, der zweiten Kammer des russischen Parlaments, und wurde von dem Abgeordneten Witali Malkin geführt, einem russischen Milliardär, der auf der *Forbes*-Liste der reichsten Menschen der Welt auf Platz 1062 stand.

Als ich mich über Malkin informierte, fand ich heraus, dass er im Jahr 2009 von der kanadischen Regierung als »Mitglied einer Gruppe, die transnationale Verbrechen begeht«, eingestuft worden war und Einreiseverbot nach Kanada erhalten hatte, obwohl er die Vorwürfe heftig bestritt. Ich konnte nicht verstehen, wie jemand mit einem solchen Ruf zum Leiter einer Delegation nach Washington bestimmt werden konnte, aber dann stieß ich auf ein Foto, das ihn im Zusammenhang mit einer Spende über eine Million Dollar an die US-Kongressbibliothek händeschüttelnd auf

den Stufen des Kapitols zeigte.

Trotz seines Hintergrunds konnte ich mir vorstellen, dass die Kongressmitglieder durchaus interessiert sein würden an den »neuen Informationen«, die dieser Parlamentarier über den Fall Magnitski zu besitzen vorgab. Ich wusste, dass Malkins Präsentation Fälschungen und Manipulationen des FSB beinhalten würde, aber wie sollte ein normaler Kongressabgeordneter dies bei einem halbstündigen Vortrag erkennen?

Am 9. Juli versuchte ich durch zahlreiche Telefonate herauszubekommen, welche Kongressmitglieder sich zu einem Treffen mit Malkin bereit erklärt hatten. Kyle berichtete mir, dass Cardin ein Treffen abgelehnt habe, aber McCain, Wicker und McGovern widerwillig bereit seien, mit dem Russen zu reden. Kyle hatte auch erfahren, dass die Delegation im Nationalen Sicherheitsrat und im Außenministerium empfangen werden würde. Sobald diese Gespräche beendet seien, würde die Malkin-Delegation am 11. Juli in der russischen Botschaft eine Pressekonferenz abhalten, um »neue Einzelheiten über den Fall« bekannt zu geben.

Die meisten Termine Malkins fanden am 10. Juli statt, und ich rief hektisch jeden an, den ich in Washington kannte, um Informationen darüber zu erhalten, wie diese Treffen gelaufen waren, aber ich hatte kein Glück. Sogar Kyle war an diesem Tag nicht erreichbar.

Ich hätte diese Übung am 11. Juli wiederholt, aber an diesem Tag musste ich mit meiner Familie nach San Diego fliegen. Diese Urlaubsreise hätte nicht unglücklicher gelegen sein können, aber ich wollte sie nicht absagen. Ich hatte Elena zu Beginn des ganzen Schlamassels versprochen, dass ich nicht zulassen würde, dass die Russen unser Leben zerstörten.

Wir stiegen gegen Mittag in das Flugzeug, und obwohl ich mit den Gedanken ganz woanders war, half ich Elena mit den Kindern, so gut ich konnte. Wir nahmen unsere Plätze ein, und Jessica und ich spielten mit einem Paar Stoffgiraffen ein kleines Gedankenspiel, als das Flugzeug auf die Startbahn rollte und abhob.

Als wir höher stiegen, rief meine Tochter plötzlich: »Daddy, wer ist Magnitski?«

Ich hatte mit Jessica nie über Sergej gesprochen, aber sie hatte den Namen schon so oft gehört, dass er mittlerweile zu ihrem täglichen Wortschatz

gehörte. Ich dachte sorgfältig nach, bevor ich antwortete. »Sergej Magnitski war ein Freund von mir.«

»Ist ihm etwas zugestoßen?«

»Ja. Einige böse Menschen haben ihn ins Gefängnis geworfen und von ihm verlangt, dass er lügen soll.«

»Hat er es getan?«

»Nein. Und deshalb haben sie ihm das Leben immer unerträglicher gemacht, und er durfte seine Familie nicht mehr sehen.«

»Warum wollten sie, dass er lügt?«, fragte Jessica, während sie ihre Giraffe auf der Armlehne zwischen uns hin und her tanzen ließ.

»Weil sie sehr viel Geld gestohlen hatten und es behalten wollten.«

Jessica ließ die Giraffe in ihren Schoß fallen. Nach einigen Augenblicken sagte sie: »Was ist mit Magnitski geschehen?«

»Nun, Liebling … er ist gestorben.«

»Weil er nicht lügen wollte?«

»Genau. Er ist gestorben, weil er nicht lügen wollte.«

»Oh.« Sie griff wieder nach ihrer Giraffe, drehte sie um und sagte in ihrer eigenen Kindersprache etwas, das nicht zu verstehen war. Ich saß ein paar Sekunden gedankenversunken da, dann sagte meine Tochter: »Ich hoffe, dass dir das nicht auch passiert.«

Ich blinzelte und musste gegen eine Träne ankämpfen. »Das wird es nicht, Liebling, das verspreche ich dir.«

»Gut.« Das Anschnallsignal verlosch, und Jessica stand auf, um mit Elena über irgendetwas zu reden, aber unser Gespräch hatte mich sehr getroffen. Es bedrückte mich, mehr noch, es machte mich wütend. Ich musste so bald wie möglich in Erfahrung bringen, was in Washington vorging.

Als wir elf Stunden später gelandet waren, schaltete ich sofort mein Smartphone ein, rief Kyle an und machte mich auf das Schlimmste gefasst. Er meldete sich nach dem ersten Läuten mit demselben beiläufigen Ton, den ich von ihm kannte. »Hallo, Bill. Wie geht’s?«

»Ich war den ganzen Tag im Flugzeug. Was tut sich mit den Russen? Gibt

es das Gesetz noch?«

»Allerdings. Ihre Intervention, wie man es wohl nennen kann, war ein Schlag ins Wasser«, antwortete Kyle kichernd. »Sie hätten es miterleben sollen.«

Er berichtete mir, dass Malkin vor den Senatoren als Erstes vorgetragen habe, dass Sergej ein Trunkenbold und völlig verwirrt gewesen sei und dass sein Tod in gewisser Weise mit seinem »Alkoholismus« zu tun gehabt habe. Das war nicht nur beleidigend, die Senatoren wussten auch, dass es nicht stimmte. Sie kannten die unabhängigen Berichte, aus denen hervorging, dass Sergej gestorben war, weil er gefoltert und geschlagen worden war und weil man ihm eine angemessene medizinische Behandlung verwehrt hatte.

Dann hatte Malkin vor den Senatoren einen Stapel bearbeiteter Dokumente auf Russisch auf den Tisch gelegt und erklärt, diese Papiere enthielten den »absoluten Beweis«, dass Sergej und ich Verbrecher seien und die 230 Millionen Dollar gestohlen hätten. Auch diese Masche zog nicht. Viele Senatoren hatten unsere Filme über die russischen Unantastbaren gesehen und wussten alles über den unerklärlichen Reichtum von Kusnezow, Karpow und Stepanowa wie auch über die Geldwäsche in der Schweiz und die eingefrorenen Millionen von Stepanowas Ehemann. Die Senatoren erinnerten Malkin an diese unangenehmen Tatsachen, worauf er erwiderte, dass die russischen Behörden alle diese Beschuldigungen geprüft hätten und keine Vergehen hätten feststellen können.

Kyle berichtete mir auch, dass die anschließende Pressekonferenz ein noch größerer Fehlschlag gewesen sei. Als ein Reporter der *Chicago Tribune* nach einem Kommentar zu den Dokumenten fragte, die bewiesen, dass Sergej von den Wächtern geschlagen worden war, antwortete Malkin herablassend: »Ja, vielleicht wurde er einmal getreten, aber das war nicht die Ursache für seinen Tod.«

Trotz des Trubels, den dieser letzte verzweifelte Versuch der Russen hervorgerufen hatte, erreichte der Verstoß genau das Gegenteil dessen, was damit angestrebt worden war. Anstatt die Leute, die darüber zu befinden hatten, vom Magnitsky Act wegzuführen, sorgte er dafür, dass sie sich noch entschiedener hinter das Gesetzesvorhaben stellten. Unsere Unterstützerbasis war nun felsenfest, und es gab keine Möglichkeit mehr, die Annahme des Magnitsky Act durch den Finanzausschuss zu verhindern.

Ohne weitere Zwischenfälle erfolgte dies am 18. Juli. Der nächste Schritt war die Abstimmung in beiden Kammern des US-Kongresses, die nach der Sommerpause geplant war.

In dieser Zeit beruhigten sich die Dinge, und ich konnte zum ersten Mal seit Jahren wieder einen Erholungsurlaub mit meinen Kindern richtig genießen. Ich konnte mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal imstande gewesen war, alles loszulassen und vollkommen zu entspannen. Die Kinder drängten darauf, zelten zu dürfen. Wir liehen uns ein Zelt und ein paar Schlafsäcke, und ich fuhr mit meiner Familie in den Palomar Mountain State Park, eineinhalb Autostunden nördlich von San Diego, wo wir uns einen Campingplatz suchten, auf dem wir die Nacht verbringen konnten. Wir kauften Brennholz bei der Rangerstation, entzündeten ein Lagerfeuer und erforschten den Wald. David kochte, und wir verzehrten unser Abendessen aus Spaghetti, Tomatensoße und Würstchen auf Plastiktellern. Als es dunkel wurde, heulten Eulen, und andere Vögel sangen auf den Baumwipfeln, und der Geruch des brennenden Holzes stieg in die Luft. Es war für mich einer der schönsten Abende seit Langem.

Als ich nach London zurückkehrte, war ich mit neuer Energie aufgeladen und bereit zum entscheidenden Schlag.

Aber das waren die Russen auch. Am Tag meiner Rückkehr wurde mir ein großer, eingeschriebener Brief zugestellt. Darin befand sich eine 250 Seiten umfassende Klageschrift; sie trug den Titel *Pawel Karpow v. William Browder* und war mit dem Briefkopf von Olswang versehen, einer der renommiertesten und teuersten britischen Rechtsanwaltskanzleien. Karpow verklagte mich vor dem britischen High Court wegen Verleumdung. In der Klage wurde angeführt, dass unsere YouTube-Videos über Karpow, Kusnezow und Stepanowa ihn verunglimpft und ihm moralisches Leid verursacht hätten.

Ich musste lachen. »Moralisches Leid«? Wollte er die Leute veräppeln?

Karpow verdiente knapp 1500 Dollar im Monat, während diese Anwaltskanzlei 600 Pfund in der Stunde verlangte. Das bedeutete, dass Karpow, allein um diese Klage erstellen und einreichen zu lassen, mehrere Jahresbeträge seines offiziellen Einkommens aufwenden hätte müssen.

Mir erschien dies als ein verzweifelter Versuch in letzter Minute, unsere Kampagne abzuwürgen, und es entsprach auch genau Putins Anweisungen an

seine Regierung. Wenige Tage nachdem Putin im Mai 2012 sein Amt als Staatspräsident angetreten hatte, nachdem er im März wiedergewählt worden war, hatte er in einer Anordnung des Präsidenten erklärt, dass es zu seinen vordringlichen außenpolitischen Zielen gehöre, zu verhindern, dass der Magnitsky Act in Amerika Gesetzeskraft erlangte. Meiner Ansicht nach war dies die Erklärung dafür, warum sich Karpow die Dienste dieser teuren Londoner Anwaltskanzlei leisten konnte.

Ich bin sicher, dass Olswang diesen Fall sehr gerne übernahm. Ich konnte mir ausmalen, wie einige eloquente Anwälte einem Haufen ungebildeter Russen einredeten, dass alle ihre Probleme mit Bill Browder und dem Magnitsky Act verschwinden würden, wenn sie eine Million Pfund in diese Klage investierten. Was Olswang aber anscheinend nicht bedachte, war die Tatsache, dass ein russischer Polizeibeamter, der kein Englisch sprach und erst zweimal auf Urlaubsreisen in Großbritannien gewesen war, vor dem höchsten britischen Gericht wohl keinen sonderlich guten Stand haben würde.

Ich beauftragte meine Anwälte, die Klage zu bestreiten, aber ich ließ mich dadurch nicht von meinem Hauptziel ablenken, den Magnitsky Act durchzubringen. Die Sommerpause endete Anfang September, und ich rief Kyle an, sobald er wieder im Büro war, um zu erfahren, wann die Abstimmung stattfinden würde.

Kyle lachte. »Bill, wir nähern uns dem Höhepunkt des politischen Sommerlochs kurz vor der Präsidentenwahl. Magnitski ist für die maßgebenden Politiker einfach eine zu glatte Sache, um darüber abzustimmen.«

»Aber wir haben die volle Unterstützung beider Parteien. In Washington herrscht in dieser Frage anscheinend allgemeine Einigkeit.«

»Das ist der Punkt, Bill. Nun, da der Wahlkampf richtig losgeht, möchte niemand über Dinge reden, bei denen sich alle einig sind. Keiner kann es sich leisten, die andere Seite gut aussehen zu lassen.«

»Und was heißt das?«

»Es heißt, dass Magnitski frühestens am 6. November auf die Tagesordnung kommt.«

Ich überschlug die Zahlen im Kopf. »Das bedeutet also, dass nur noch

sieben Wochen Zeit bleiben zwischen der Wahl und dem Ende der Wahlperiode des Kongresses.«

»Nicht einmal sieben Wochen. Wegen der Weihnachtszeit sind es deutlich weniger.«

Ich machte mir Sorgen wegen dieser Verzögerung, konnte aber nichts unternehmen, sondern nur warten. Im September und im Oktober widmete ich mich mit meinen Mitarbeitern dem Investmentgeschäft von Hermitage Capital, das nur noch ein Schatten seiner selbst war. Um meinen Fonds wieder zu dem zu machen, was er einst gewesen war, hätte man Monat für Monat Marketingreisen unternehmen und Investmentkonferenzen durchführen müssen. Als ich diese Überlegung dem Wunsch gegenüberstellte, Gerechtigkeit für Sergej zu erkämpfen, siegte die Gerechtigkeit eindeutig.

Die Wochen vergingen zäh, schließlich fand am 6. November die Präsidentschaftswahl statt, Obama besiegte Mitt Romney mühelos, und am Tag nach der Wahl rief ich Kyle an und fragte ihn, wann die Magnitski-Abstimmung stattfinden würde.

Zu meiner Überraschung sagte er: »Ich wollte Sie auch gerade anrufen – das Repräsentantenhaus hat verkündet, dass es am Freitag in einer Woche darüber abstimmen wird.«

»Im Ernst?«

»Ja. Endlich ist es so weit!«

Ich warf einen Blick auf meinen Kalender. »Das ist der 16. November …«

Kyle schwieg einen Augenblick, als ihm die Bedeutung dieses Datums bewusst wurde. Am 16. November 2012 jährte sich Sergejs Tod zum dritten Mal. »Ja«, sagte er ruhig, »das ist … aber es gibt noch ein Problem. Das Repräsentantenhaus besteht darauf, dass Magnitski wieder ein rein russisches Gesetz wird, und nur darüber wollen sie abstimmen.«

Nachdem Senator Cardin es zu einem allgemeinen Menschenrechtsgesetz gemacht hatte, war er so begeistert über seine historische, einen Präzedenzfall schaffende Bedeutung, dass er bereit war, die gesamte Absprache aufs Spiel zu setzen, um den allgemeinen Charakter des Gesetzes zu bewahren.

»Heißt das, dass Cardin eine rein russische Version im Senat nicht unterstützen würde?«

»Ja.«

Wenn der Senat eine andere Version eines Gesetzes verabschiedete als das Repräsentantenhaus, musste eine gemeinsame Fassung erarbeitet werden, und das würde wieder Zeit kosten – und genau die hatten wir nicht. Wenn Cardin keinen Rückzieher machte, war es durchaus möglich, dass am Ende gar kein Gesetz zustande kommen würde.

Selbstverständlich wollte ich, dass Cardins allgemeine Version des Gesetzes angenommen wurde. Sergejs Name in der Überschrift eines Gesetzes zu sehen, das so bedeutsam und breit angelegt war, wie Cardin es vorgeschlagen hatte, wäre die ideale Möglichkeit gewesen, ihm Ehre zu erweisen. Mehr noch aber lag mir daran, dass der Gesetzesvorschlag geltendes Recht wurde, und wenn das bedeutete, dass dies nur mit der speziell auf Russland zugeschnittenen Version möglich war, dann hielt ich dies für die richtige Vorgehensweise.

Ich hoffte, dass Cardin es auch so sah.

Schließlich kam der 16. November. Es sollte ein großer Tag werden. Nicht nur sollte das US-Repräsentantenhaus an diesem Tag über den Magnitsky Act abstimmen, ich sollte am Abend nach der Londoner Premiere des Stücks *One Hour Eighteen Minutes* der russischen Dramatikerin Elena Gremina, in dem die letzte Stunde und die letzten 18 Minuten von Sergejs Leben detailliert dargestellt wurden, eine Podiumsdiskussion leiten.

Am späten Nachmittag riefen alle Mitarbeiter im Büro die Internetseite von C-SPAN auf, um sich die Liveübertragung aus dem US-Repräsentantenhaus anzuschauen. Vor der Abstimmung traten mehrere Kongressmitglieder ans Rednerpult und hielten Ansprachen, in denen sie auf berührende Weise die Geschichte von Sergej darstellten und Gerechtigkeit einforderten. Dieses entscheidende Ereignis vollzog sich unmittelbar vor meinen Augen in diesem höhlenartigen Raum, der den Geist der amerikanischen Geschichte atmete. Es war derselbe Raum, in dem die Verfassungszusätze über die Aufhebung der Sklaverei und die Einführung des Frauenwahlrechts verabschiedet und in dem die wegweisenden Bürgerrechtsgesetze angenommen worden waren. Mit Ehrfurcht dachte ich daran, dass alles, was geschehen war, letztlich zu dem geführt hatte, was nun

hier stattfand.

Schließlich begann die Abstimmung. Nacheinander wurden die Stimmen abgegeben – fast alle waren für das Gesetz. Bei jeder Gegenstimme erklangen Buhrufe im Büro, aber es waren nur wenige und vereinzelte Unmutsäußerungen. Das Gesetz passierte das Repräsentantenhaus.

Als die namentliche Abstimmung ungefähr zur Hälfte vorüber war, läutete mein Telefon. Ohne auf die Nummer des Anrufers zu schauen, meldete ich mich, denn ich glaubte, es sei Elena oder ein anderer Gratulant, der mit mir über das Ereignis in Washington reden wollte.

»Bill, hier ist Marcel.« Ich erkannte die Stimme; sie gehörte einem Wirtschaftsprüfer, den wir mit Alexander Perepilichni bekannt gemacht hatten, jenem russischen Whistleblower, der uns die Schweizer Konten zugespielt hatte.

Es überraschte mich, dass Marcel anrief, denn er hatte mit dem Magnitsky Act nichts zu tun und auch nicht mit anderen Angelegenheiten, mit denen ich im Moment befasst war. »Guten Tag, Marcel. Kann ich mich später bei Ihnen melden? Ich bin im Augenblick gerade sehr beschäftigt.«

»Tut mir leid, Bill, dass ich Sie störe, aber es ist wichtig.«

»Okay, worum geht’s?«

»Bill, ich bin mir nicht sicher, ob ich Ihnen das überhaupt sagen soll«, fuhr er kryptisch fort.

Ich drehte mich vom Bildschirm weg. »Ob Sie mir was sagen sollen?«

»Sie müssen mir versprechen, dass Sie es niemandem erzählen – nicht einmal Ihren Mitarbeitern im Büro.«

»Das hängt davon ab. Worum geht es?«

»Alexander Perepilichni ist tot.«

Kapitel 39
Gerechtigkeit für Sergej

Marcel berichtete mir, dass Perepilichni am Nachmittag vor seinem Haus in Surrey tot zusammengebrochen war, als er vom Joggen zurückgekommen war, wusste aber noch nichts Näheres.

Ich brauchte einige Minuten, bis ich diese Nachricht in ihrer Tragweite erfasste. Surrey lag nur 50 Kilometer von dem Ort entfernt, wo ich im Moment saß. Wenn hier etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen war, wie es schien, dann hatten unsere Feinde ihren Terror nun direkt zu uns gebracht.

Marcels Forderung, die Information für mich zu behalten, war vollkommen unrealistisch, und ich rief sofort Wadim, Wladimir und Iwan zu mir ins Büro. Ich berichtete ihnen, was geschehen war, und sie waren ebenso entsetzt wie ich, vor allem Wadim und Wladimir, die beide im vergangenen Jahr Perepilichni näher kennengelernt hatten. Wladimir ließ sich auf einen Stuhl sinken und sagte leise etwas auf Russisch zu sich, das ich nicht verstehen konnte.

Während wir redeten, brachen die Hermitage-Mitarbeiter in Jubel aus und begannen sich außerhalb der Glaswand meines Bürozimmers abzuklatschten. Ich öffnete die Tür und fragte, was los sei. Meine Sekretärin drehte sich um und sagte: »Der Magnitsky Act ist vom Repräsentantenhaus mit 365 gegen 43 Stimmen angenommen worden!«

Das war eine sehr gute Nachricht, aber mir war nicht nach Feiern zumute. Eine weitere Person, die mit diesem Fall in Verbindung gestanden hatte, war gerade gestorben. Ich versuchte, meine Gefühle bezüglich Perepilichni so gut es ging zu unterdrücken, und begab mich zu unseren Leuten, um sie zu ihrer erfolgreichen Arbeit zu beglückwünschen. Ich redete ein paar Minuten über die Abstimmung und die nächsten Schritte, aber ich wollte den Mitarbeitern erst dann von Perepilichni erzählen, wenn ich dieses Ereignis

verarbeitet hatte.

Ich kehrte in mein Büro zurück, stützte den Kopf in die Hände und versuchte, die Bedeutung dessen zu erfassen, was ich gerade erfahren hatte. War Perepilichni ermordet worden? Befanden sich seine Mörder noch in Großbritannien? Würden sie auch uns ins Visier nehmen? So sehr ich Leute anrufen wollte, die mir helfen konnten, Antworten auf diese Fragen zu finden, ich war dazu nicht imstande. In einer Dreiviertelstunde musste ich im New Diorama Theatre sein zur Premiere des Stücks über Sergej, die an diesem Abend stattfand.

Ich fuhr zum Theater und bemühte mich, alle düsteren Gedanken in den Hintergrund zu drängen. Ich betrat die Eingangshalle, wo sich bereits die wichtigsten Vertreter der Londoner Menschenrechtsszene eingefunden hatten – Parlamentsabgeordnete, Regierungsmitarbeiter, bekannte Persönlichkeiten, Künstler und enge Freunde. Wir nahmen unsere Plätze ein und verfolgten die Aufführung. Das Stück war bewegend und eindrucksvoll, und als es zu Ende war, wurden vier Klappstühle auf die Bühne gestellt, und ich eröffnete die Diskussion mit unseren drei besonderen Gästen. Dabei handelte es sich um den bekannten englischen Dramatiker Tom Stoppard, Wladimir Bukowski, einen früheren politischen Gefangenen in der Sowjetunion, und Bianca Jagger, die Exfrau von Mick Jagger und angesehene Menschenrechtsaktivistin.

Stoppard und Bukowski berichteten von ihrer gemeinsamen Geschichte; Stoppard hatte in den 1970er-Jahren ein Stück geschrieben, das dazu beigetragen hatte, Bukowski aus einem psychiatrischen Gefängnis in der Sowjetunion freizubekommen. Unter Bezug auf Sergejs Schicksal wiesen beide darauf hin, dass sich in Russland nach all dieser Zeit nichts geändert habe.

Als Letzter war ich an der Reihe und sagte: »Tatsächlich ist die Lage in Russland düster, aber heute gibt es zumindest einen kleinen Lichtblick. Vor wenigen Stunden hat das US-Repräsentantenhaus den *Sergei Magnitsky Rule of Law Accountability Act* angenommen, durch den Strafmaßnahmen gegen jene Personen verhängt werden, die Sergej gefoltert und umgebracht haben. Ich bin stolz darauf, dass dieses Gesetz mit 89 Prozent Ja-Stimmen verabschiedet worden ist.«

Ich wollte weitersprechen, wurde aber durch donnernden Applaus

unterbrochen. Nacheinander erhoben sich die Zuschauer von ihren Plätzen, und im Nu stand der ganze Saal. Die Leute applaudierten unserer Kampagne, mehr noch aber galt ihr Beifall diesem winzigen Stück Gerechtigkeit in der Welt. Ich konnte mich diesem emotionalen Moment nicht entziehen, stand ebenfalls auf und begann zusammen mit allen anderen zu klatschen.

Ich schüttelte verschiedene Hände und nahm Glückwünsche entgegen, als ich das Theater verließ, aber eigentlich wollte ich so schnell wie möglich nach Hause. Ich hatte Elena auf dem Weg zum Theater von Perepilichni berichtet und wollte unbedingt mit ihr darüber sprechen.

Als ich nach Hause kam, saß Elena auf dem Sofa und starrte ausdruckslos an die Wohnzimmerwand. Es ist niemals schön, Entsetzen im Gesicht eines geliebten Menschen zu sehen, doch genau das war an diesem Abend bei Elena der Fall. Wir befanden uns in unserem Heim, die Kinder schliefen, und wir waren theoretisch sicher – aber ich war überzeugt, dass Perepilichni in seinem Haus in Surrey dies auch geglaubt hatte.

Am nächsten Vormittag sprach ich mit Mary, meiner Londoner Anwältin, und wir kamen überein, dass wir umgehend die Polizei in Surrey informieren mussten. Die Polizei sollte wissen, dass bei diesem Fall korrupte russische Staatsbedienstete und das organisierte Verbrechen ihre Finger im Spiel hatten. Perepilichni war nicht jemand, der von einer Minute auf die andere tot umgefallen war.

Mary verfasste ein Schreiben, in dem darauf hingewiesen wurde, dass Perepilichni ein kooperativer Zeuge in einem bedeutenden russischen Fall von Geldwäsche gewesen war und möglicherweise ähnlich wie 2006 Alexander Litwinenko vergiftet worden war. Sie drängte die Polizei, so bald wie möglich eine toxikologische Analyse durchzuführen.

Mary schickte den Brief am Samstag per Fax, hörte am Sonntag nichts und fasste am Montag noch einmal nach durch einen Anruf bei der Polizeistation Weybridge. Der diensthabende Beamte bestätigte, dass sie ihren Brief erhalten hatten, erklärte ihr aber seltsamerweise, dass ihnen keine Informationen über einen Todesfall unter dem Namen Perepilichni vorlägen.

Mir erschien das absurd, und ich bat Mary, sich an einen ranghöheren Beamten zu wenden, der über den Vorgang informiert war. Sie tätigte weitere Anrufe, und diesmal bestätigte die Polizei, dass Perepilichni

tatsächlich am 11. November auf einer Privatstraße in der Nähe seines Hauses verstorben war, wollte aber keine weiteren Einzelheiten mitteilen. Mary wies darauf hin, dass wir über Informationen verfügten, die für die Untersuchung hilfreich sein könnten, aber die Polizei notierte lediglich ihre Telefonnummer und erklärte, sie würde sich gegebenenfalls bei ihr melden.

Bis Mittwoch hatte Mary noch nichts von der Polizei gehört. An diesem Tag erfuhr ich von Marcel, dass die Obduktionsergebnisse für Perepilichni uneindeutig ausgefallen seien. Der Rechtsmediziner hatte keine klare Todesursache feststellen können. Keinen Herzinfarkt, keinen Schlaganfall, kein Aneurysma. Perepilichni war einfach gestorben.

Das war vor allem aus einem bestimmten Grund beunruhigend: Perepilichni hatte uns erzählt, dass er auf einer russischen Todesliste stand und bereits Morddrohungen erhalten hatte, was es durchaus möglich erscheinen ließ, dass ein russischer Killer in Großbritannien unterwegs war. Wenn er Perepilichni aufgespürt hatte, konnte er ohne Weiteres auch uns finden.

Mary bedrängte die Polizei auch an den folgenden Tagen der Woche, wurde aber immer wieder abgeblockt. Das ärgerte mich zunehmend, und am darauffolgenden Montag fragte ich sie, was wir tun könnten, um die Polizei zum Handeln zu bewegen. Sie hatte einen einfachen Rat: »Gehen Sie zur Presse.« Gewöhnlich empfehlen Rechtsanwälte ihren Klienten in solchen Situationen, die Medien zu meiden, aber hier handelte es sich um eine Angelegenheit von öffentlichem Interesse, und die Polizei war so abweisend, dass uns ihrer Meinung nach keine andere Möglichkeit mehr blieb.

Noch am selben Tag setzte ich mich mit einem investigativen Journalisten bei der Londoner Zeitung *Independent* in Verbindung und erzählte ihm die ganze Geschichte. Ich stellte ihm die Dokumentation zur Verfügung, die Perepilichni uns gegeben hatte, sowie eine Liste mit Telefonnummern, die er benutzen konnte, um einzelne Teile der Geschichte zu überprüfen und zu verifizieren.

Zwei Tage später brachte der *Independent* einen Artikel mit der Überschrift »Informant, der den Schlüssel zu groß angelegten russischen Betrügereien besaß, tot in Surrey aufgefunden«. Perepilichnis Gesicht nahm die ganze Titelseite der Zeitung ein. Im Blatt wurde die Geschichte auf mehreren Seiten ausführlich dargestellt. Die Story wurde praktisch von allen

britischen Fernsehsendern, Radiostationen und Zeitungen aufgegriffen. Alle waren beunruhigt, dass möglicherweise russische organisierte Kriminelle auf den Straßen Londons ihr Unwesen trieben.

Kurz nachdem diese Artikel erschienen waren, schickte die Polizei in Surrey zwei Mordermittler zu uns ins Büro, um uns zu befragen. Drei Wochen nach dem Tod Perepilichnis verkündete die Polizei schließlich, dass sie an dem Leichnam eine ausführliche toxikologische Analyse vornehmen werde. Meiner Ansicht nach kam dies jedoch zu spät. Wenn er vergiftet worden war, würde sich das Gift jetzt nicht mehr nachweisen lassen.

In Anbetracht einer umfassenden Mordermittlung und der ausführlichen Medienberichterstattung hatte derjenige, der Perepilichni dies angetan hatte, höchstwahrscheinlich Angst bekommen und war untergetaucht. Das Bedrohungsniveau war zwar noch immer hoch, aber ich befand mich nun nicht mehr in einem Zustand von Panik und hatte mich wieder so weit gefasst, dass ich mich wieder auf meine Aufgaben konzentrieren konnte.

In wenigen Tagen sollte die Abstimmung im Senat stattfinden. Ich konnte zwar nicht bei der Sitzung dabei sein, aber ich reiste in die USA, um in Harvard eine Rede zu halten und in New York einige Termine wahrzunehmen.

Am Sonntag, dem 2. Dezember, flog ich nach Boston, und als ich aus dem Flugzeug stieg, war auf meinem BlackBerry eine dringende Nachricht von Kyle eingetroffen. Ich rief ihn an, als ich zur Passkontrolle ging.

»Hallo, Bill, wie geht’s?«, sagte er.

»Ich habe Ihre Nachricht erhalten. Gibt es irgendwelche Probleme?«

»Möglicherweise. Mehrere Senatoren bestehen darauf, das Gesetz allgemein auszurichten und nicht auf Russland zu begrenzen.«

»Was bedeutet das für uns?«

»Nun, es ist nicht mehr nur Cardin. Es gibt eine wachsende Gruppe von Senatoren, angeführt von Jon Kyl und Carl Levin, die auf der allgemeinen Version beharren.«

»Aber ich dachte, der gesamte Senat steht dahinter.«

»Es ist nicht die Frage, dass wir die nötigen Stimmen bekommen, Bill. Aber wenn es keinen Konsens darüber gibt, welche Version der Abstimmung

zugrunde liegt, dann wird Harry Reid keine Abstimmung ansetzen«, sagte Kyle unter Hinweis auf den Mehrheitsführer im Senat. »Und die Uhr läuft.«

»Gibt es irgendetwas, was ich tun kann?«

»Ja. Versuchen Sie, mit Kyls und Levins Leuten in Kontakt zu kommen, und legen Sie ihnen Ihre Argumente dar, warum wir bei der auf Russland begrenzten Version bleiben sollten. Ich werde dasselbe bei Cardin versuchen.«

»Okay. Ich bin in den nächsten Tagen in Boston und in New York beschäftigt, aber ich mach's.«

Ich blieb auf dem Gang stehen und rief Juleanna an. Sie war nicht so besorgt wie Kyle, versprach mir aber, sich gleich am Montagmorgen mit den außenpolitischen Mitarbeitern der beiden Senatoren in Verbindung zu setzen.

Ich brachte den Zoll und die Passkontrolle hinter mich und fuhr in mein Hotel. Am nächsten Morgen begab ich mich zur Harvard Business School, um dort eine Fallstudie vorzustellen, die an dieser Business School über meine Erfahrungen in Russland verfasst worden war. Während der ersten Hälfte der Veranstaltung erklärten die Studenten nacheinander ihrem Professor, was sie an meiner Stelle getan hätten. Ich saß still hinten in der letzten Reihe und hörte, wie die Studenten einige ganz gute Ideen vorbrachten, auf die ich damals auch gerne gekommen wäre. Die Fallstudie endete mit der Durchsuchung unserer Büros im Jahr 2007, daher ging es in der Diskussion nur um Portfoliomanagement und die Vertretung von Aktionärsinteressen, nicht um irgendwelche strafrechtlichen Fragen. Wenn die Studenten nicht die Nachrichten verfolgt hatten, wussten sie nicht, was anschließend geschehen war.

Im zweiten Teil der Veranstaltung saß ich auf dem Podium und erzählte die ganze Geschichte von dem Betrug, von Sergejs Verhaftung, Misshandlung und Ermordung. Die Stimmung im Raum veränderte sich während meines Vortrags. Am Ende bemerkte ich, dass einige Studenten weinten.

Professor Aldo Musacchio begleitete mich anschließend aus dem Gebäude und erzählte mir, dass er heute zum ersten Mal an der Harvard Business School erlebt habe, dass Studenten in einem Kurs weinten.

Ich beendete meinen Besuch in Harvard und reiste weiter nach New York. Bis zum Ende des nächsten Tages änderte sich nichts in Washington trotz der Bemühungen von Kyle und Juleanna. Levin blieb hart, und auch Cardin zeigte kein Entgegenkommen.

Am Abend des 4. Dezember legte ich mich früh schlafen, wachte aber wegen meines Jetlags und all der Ungewissheiten bezüglich der Lage im Senat gegen 2.00 Uhr nachts auf. Ich wusste, ich würde nicht wieder einschlafen können, daher duschte ich, schlüpfte in einen Morgenmantel des Hotels, setzte mich an den Laptop und suchte nach *Magnitski*.

Gleich als erstes erschien eine Presseerklärung aus dem Büro von Senator Cardin. Sie war am vorhergehenden Abend herausgegeben worden. Ich klickte auf den Link und las sie. Cardin hatte nachgegeben. Er war von seiner Forderung nach einer allgemeinen Ausrichtung des Gesetzes abgerückt. Dies bedeutete, dass die Abstimmung stattfinden konnte.

Ich sagte meine Termine für Donnerstag, den 6. Dezember, ab und holte mir C-SPAN auf den Computer. Ich saß allein in meinem Hotelzimmer, wartete, ging umher und nahm den Zimmerservice in Anspruch. Gegen Mittag fand schließlich die Magnitski-Abstimmung im Senat statt. Alles ging ganz schnell. Nach der Abgabe der Hälfte der Stimmen war es sicher, dass das Gesetz angenommen werden würde. Am Ende lautete das Ergebnis 92 Ja- zu vier Nein-Stimmen. Levin und drei weitere Senatoren hatten als einzige dagegen votiert.

Der Vorgang war eher ernüchternd. Es gab kein Feuerwerk, keine Marschkapelle, nur eine namentliche Abstimmung, dann ging man zum nächsten Tagesordnungspunkt über. Doch dieses Votum hatte eine enorme Bedeutung. Seit 2009 waren 13 195 Gesetzesvorschläge in den Kongress eingebracht worden, aber nur 386 hatten es geschafft, die Ausschüsse zu passieren und Gesetzeskraft zu erlangen. Entgegen allen Erwartungen waren wir erfolgreich gewesen.

Es war uns gelungen dank Sergejs Tapferkeit, Nataljas Entschlossenheit, Kyles Engagement, Cardins Führungskraft, McCains Unbescholtenheit, McGoverns Voraussicht, Wadims herausragendem Können, Juleannas Geschick und Elenas Liebe. Wir hatten es geschafft dank des Einsatzes von Iwan und Jonathan, Jamie, Eduard und Perepilichni sowie von vielen anderen, bekannten wie unbekannten Menschen. Auf irgendeine

Weise hatte unsere Idee, jene Leute zu bestrafen, die Sergej umgebracht hatten, Wurzeln geschlagen und an Kraft und Stärke gewonnen. Sergejs Geschichte hatte fast etwas Biblisches, und obwohl ich kein gläubiger Mensch bin, beschlich mich der Gedanke, dass in diesem Fall vielleicht doch eine göttliche Fügung mit im Spiel gewesen war. Es herrscht kein Mangel an Leiden auf der Welt, aber irgendwie hatte Sergejs Tragödie einen Nerv berührt und war ins allgemeine Bewusstsein durchgedrungen, was andere Tragödien nur selten vermögen.

Ich wünschte nichts mehr, als dass dies niemals geschehen wäre. Ich wünschte nichts sehnlicher, als dass Sergej noch leben würde. Aber er lebte nicht mehr, und nichts konnte ihn wieder zum Leben erwecken. Dennoch war sein Opfer nicht vergeblich gewesen. Es hatte die Blase der Straffreiheit angestochen, die das heutige Russland umfängt, und er hat ein Vermächtnis hinterlassen, auf das er und seine Familie stolz sein können.

Kapitel 40
Demütiger und Gedemütigter

Ich war verblüfft und überwältigt, als der letzte Akt vorüber war.

Das galt auch für eine andere Person: für Wladimir Wladimirowitsch Putin.

Während der vergangenen Jahre hatte Putin sorglos im Kreml gesessen, denn er hatte gewusst, dass Präsident Obama, was immer der US-Kongress beschließen mochte, den Magnitsky Act ablehnte. In Putins totalitärem Denken war dies eine eiserne Garantie, dass dieser Vorschlag niemals Gesetz werden würde. Aber Putin bedachte nicht, dass es sich um die Vereinigten Staaten von Amerika handelte, nicht um Russland.

Einfach gesagt, hätten die Russen auf den Magnitsky Act mit vergleichbaren Vergeltungsmaßnahmen reagieren können, ähnlich wie man im Kalten Krieg gegenseitig Spione im Lager des Gegners platziert hatte. Die Amerikaner beschließen Strafmaßnahmen gegen einige russische Beamte, die Russen reagieren darauf, indem sie das Gleiche tun. Ende der Geschichte.

Aber so wollte Putin das Spiel nicht spielen. Unmittelbar nach der Annahme des Magnitsky Act durch den Senat begann er, nach Möglichkeiten zu suchen, um zurückzuschlagen und Amerika ernsthaft Schmerzen zufügen zu können.

Putins Helfer begannen, verschiedene Ideen zu prüfen. Der erste Vorschlag war ein Parlamentsbeschluss, durch den Vermögen der Citigroup in Höhe von 3,5 Milliarden Dollar in Russland beschlagnahmt werden sollte. Diese Idee war zweifellos von Rachsucht getrieben, aber auch ziemlich lächerlich. Irgendjemand erkannte wohl, dass die USA dann im Gegenzug russisches Vermögen in Amerika konfiszieren würden. Daher ließen unsere Gegner diesen Gedanken fallen und suchten weiter.

Als Nächstes erwogen sie eine Blockade des Northern Distribution

Network. Das war die Route, auf der die USA militärisches Gerät durch Russland nach Afghanistan transportierten. Die USA konnten nur auf zwei Wegen militärisches Material nach Afghanistan liefern – über Pakistan oder über Russland, und Putin erkannte sehr gut, wie wichtig diese Route war.

Das Problem bei dieser Idee bestand jedoch darin, dass im Falle ihrer Umsetzung die Experten im Pentagon überlegen würden, wo und wie sie mithilfe ihres gewaltigen Apparats die strategischen Interessen Russlands in ähnlicher Weise beeinträchtigen konnten. Hierfür bot sich Syrien an. Putins Regierung hatte es sich viel kosten lassen, den syrischen Machthaber Baschar al-Assad zu stützen, und Putin wollte nichts unternehmen, was dieses Engagement gefährden konnte. Daher wurde auch dieser Gedanke wieder verworfen.

Putin musste etwas finden, das kein Geld kostete und keinen militärischen Einsatz erforderte, aber dennoch Amerika schaden konnte.

Worauf die Russen schließlich gekommen waren, wurde am 11. Dezember 2012 bekannt, als ich in Toronto war, um dort für eine kanadische Version des Magnitsky Act zu werben. Am Abend dieses Tages hielt ich eine Rede vor einer Gruppe kanadischer Politiker und Journalisten. In der anschließenden Frage-und-Antwort-Runde stand eine junge Reporterin auf und sagte: »Heute haben Abgeordnete der russischen Duma[12] verkündet, dass sie ein Gesetz einbringen wollen, durch das dauerhaft die Adoption russischer Waisenkinder durch amerikanische Familien verboten werden soll. Wie kommentieren Sie das, Mr. Browder?«

Ich hörte zum ersten Mal von diesen Überlegungen und brauchte einen Augenblick, um die Frage zu verarbeiten, dann antwortete ich: »Wenn Putin russische Waisenkinder in diese Angelegenheit hineinzerren will, dann wäre das eine der schändlichsten Maßnahmen, die er ergreifen kann.«

Dieser Schritt bereitete mir in psychologischer Hinsicht gewisse Schwierigkeiten. Bislang war meine Auseinandersetzung mit den Russen nach dem Schwarz-Weiß-Schema verlaufen. Die Parteinahme erforderte keine großen Überlegungen: Entweder man war auf der Seite der Wahrheit und der Gerechtigkeit oder man war auf der Seite der russischen Folterknechte und Mörder. Aber wenn man sich jetzt auf die Seite der Wahrheit und der Gerechtigkeit stellte, fügte man möglicherweise russischen Waisenkindern Leid zu.

Putins vorgeschlagenes Adoptionsverbot war durchaus von Bedeutung, denn in den vergangenen zehn Jahren hatten amerikanische Familien mehr als 60 000 russische Waisen adoptiert. In den letzten Jahren hatten die Russen die Adoption durch Amerikaner auf kranke Kinder beschränkt – auf Kinder, die an HIV litten, am Down-Syndrom, an Spina bifida oder anderen Erkrankungen. Einige dieser Kinder hätten ohne die medizinische Hilfe nicht überlebt, die sie durch ihre neuen amerikanischen Adoptiveltern erhielten.

Das bedeutete nicht nur, dass amerikanische Familien bestraft wurden, die gerne russische Kinder bei sich aufgenommen hätten, Putin bestrafte auch hilflose russische Waisenkinder in seinem eigenen Land und verschuldete möglicherweise sogar deren Tod. Diese Maßnahme als einen herzlosen Vorschlag zu bezeichnen, war noch eine Untertreibung. Es war eine schändliche, böse Idee, schlicht und einfach.

Putin hatte einen Treffer gelandet. Er hatte etwas gefunden, das die Amerikaner gern haben wollten, und er konnte es ihnen wegnehmen, ohne Vergeltung befürchten zu müssen. Mehr noch, er hatte einen Weg gefunden, um die Unterstützung der Magnitski-Kampagne mit einem moralischen Preis zu versehen.

Putin erwartete wohl eine entsprechende Reaktion der USA, er ahnte aber nicht, in welches Wespennest er mit diesem Vorschlag in seinem eigenen Land gestochen hatte. Man kann die Russen wegen vielerlei Dinge kritisieren, aber dass sie ihre Kinder nicht lieben würden, das kann man nicht behaupten. Russland ist eines der wenigen Länder auf der Welt, in denen man ein schreiendes Kind in ein Restaurant mitnehmen kann, ohne von den anderen Gästen schief angeschaut zu werden. Die Russen verehren förmlich ihre Kinder.

Doch dadurch ließ sich Putin nicht aufhalten. Das Adoptionsgesetz wurde am 14. Dezember in erster Lesung vom Parlament behandelt, am selben Tag, an dem US-Präsident Obama den Magnitsky Act unterzeichnete.

Der erste Widerstand innerhalb Russlands kam aus einer völlig unerwarteten Ecke. Nachdem der Gesetzesvorschlag eingebracht worden war, begannen einige der wichtigsten Berater Putins, auszuscheren. Die Erste war Olga Golodez, die stellvertretende Ministerin für soziale Angelegenheiten, die gegenüber der Zeitschrift *Forbes* erklärte, dass bei einer Annahme dieses Gesetzes »Kindern mit ernsten Erkrankungen, die

teure Operationen benötigen, die Chance vorenthalten werden wird, adoptiert zu werden«. Dann meldete sich Anton Silujanow zu Wort, Russlands Finanzminister, und erklärte über Twitter: »Die Logik des Wie-du-mir-so-ich-dir ist falsch, denn darunter leiden nur die Kinder.« Sogar Außenminister Sergej Lawrow, ein loyaler Verfechter von Putins Politik, sagte: »Es ist nicht richtig, und ich bin sicher, dass die Duma am Ende zu einer abgewogenen Entscheidung gelangen wird.«

Da Putin gewöhnlich seinen Laden fest im Griff hat, begann ich, angesichts dieses bislang nicht gekannten Aufflammens von Widerstand zu vermuten, dass nicht er selbst hinter diesem Adoptionsverbot steckte. Ich hoffte und betete, dass dies tatsächlich der Fall war und dass sich schließlich die besonneneren Kräfte durchsetzen würden. Schutzlose Kinder mussten aus dieser Auseinandersetzung herausgehalten werden.

Putin gibt nur selten seine Absichten zu erkennen und gehört zu den rätselhaftesten politischen Führern der Welt. Seine Vorgehensweise ist nicht vorhersehbar. Dadurch möchte er sich verschiedene Optionen offenhalten, doch er schreckt auch nie vor einem Kampf zurück oder zeigt Schwäche. Daher ließ sich nicht vorhersagen, was er tun würde, aber wir hofften, ein klareres Bild zu bekommen, als Putin am 20. Dezember 2012 seine jährliche vierstündige Pressekonferenz abhielt.

Bei dieser sorgfältig inszenierten, perfekt ausgeleuchteten Veranstaltung, die vor einem animierten Hintergrund stattfand, handelte es sich bei vielen der Fragen gewissermaßen um Bälle, die Putin von staatlich bezahlten oder einer Selbstzensur unterliegenden Journalisten zugeworfen wurden. Auch wenn bei solchen Ereignissen nur selten etwas Unerwartetes geschieht, wusste ich doch, dass Putin hier erstmals seine Haltung zum Adoptionsgesetz offenlegen musste.

Ich verfolgte die Liveübertragung der Pressekonferenz in meinem Büro. Wadim und Iwan kamen zu mir, um sich ebenfalls anzuhören, was Putin zu sagen hatte. Die erste Frage kam von Ksenia Sokolowa, einer Journalistin einer russischen Hochglanzzeitschrift namens *Snob*: »Als Reaktion auf den amerikanischen Magnitsky Act hat die Staatsduma restriktive Maßnahmen gegen die Adoption russischer Waisenkinder durch amerikanische Staatsbürger beschlossen. … Beunruhigt es Sie nicht, dass dadurch notleidende und hilflose Waisen zu einem Instrument in einem politischen

Kampf werden?«

Putin rutschte an seinem riesigen, eckigen Tisch umher und versuchte, vom Thema abzulenken, so gut er konnte. Er bemühte sich, gelassen zu wirken, doch es war erkennbar, dass die Veranstaltung schon gleich zu Beginn vom Drehbuch abwich. »Das ist zweifellos ein unfreundlicher Akt gegen die Russische Föderation«, sagte er. »Meinungsumfragen zeigen, dass die überwältigende Mehrheit der russischen Bevölkerung die Adoption russischer Kinder durch Ausländer ablehnt.« Dann erging er sich in langatmigen Ausführungen über Guantánamo, Abu Ghraib und geheime CIA-Gefängnisse, als ob durch Amerikas Fehler die abscheulichen Handlungen der russischen Regierung akzeptabel werden würden.

Als drei Stunden verstrichen waren, hatten sich bereits sechs der etwas mehr als 50 Fragen, die an Putin gerichtet wurden, auf Sergej Magnitski und die russischen Waisenkinder bezogen, und Putin wirkte sichtlich verärgert.

Gegen Ende der Veranstaltung stand Sergej Loiko von der *Los Angeles Times* auf und sagte: »Ich möchte noch einmal auf Sergej Magnitski zurückkommen, weil Sie darüber gesprochen haben. Russland hatte drei Jahre Zeit, eine Antwort darauf zu geben« – er bezog sich auf die Untersuchungen über Sergejs Tod – »und was ist geschehen? Wie verhält es sich mit den gestohlenen 230 Millionen Dollar, die an die Polizei gegangen sind? Hätte dieses Geld nicht gut dazu verwendet werden können, Waisenheime zu bauen?«

Die Zuhörer spendeten spontan Beifall, Putin wirkte verblüfft. »Warum klatschen Sie?«, fragte er. So etwas hatte Putin noch nicht erlebt – die Medien probten den Aufstand. Alle empfanden es ähnlich, aber niemand sagte jemals etwas. Putin verlor die Kontrolle. Er senkte die Stimme, legte die Stirn in Falten und sagte: »Magnitski ist nicht durch Folter gestorben – er wurde nicht gefoltert. Er starb an einem Herzanfall. Darüber hinaus war er, wie Sie wissen, kein Menschenrechtsaktivist, sondern ein Anwalt von Mr. Browder, der von unseren Strafverfolgungsbehörden beschuldigt wird, in Russland Wirtschaftsvergehen begangen zu haben.«

Mein Herz setzte einen Schlag aus. Ich wusste, wenn mein Name über Putins dünne Lippen kam, dann würde sich mein Leben für immer verändern. In der Vergangenheit hatte es Putin beharrlich vermieden, meinen Namen zu nennen. Er war zweimal öffentlich von Reportern darauf

angesprochen worden und hatte mich dabei immer als »diesen Mann« bezeichnet. Er wertete seine Feinde niemals dadurch auf, dass er sie namentlich nannte. Aber das war jetzt vorbei. Meinen Namen aus Putins Mund zu hören, ließ mich frösteln, und ich machte mich darauf gefasst, dass nun einiges auf mich zukommen könnte.

Am folgenden Tag wurde in der Duma über das Adoptionsverbot abgestimmt, und trotz Lawrows Wunsch, das Parlament möge zu einer »abgewogenen Entscheidung« gelangen, stimmten 420 Abgeordnete dafür und nur sieben dagegen. Eine Woche später, am 28. Dezember, unterschrieb Wladimir Putin das Adoptionsgesetz. Der Magnitsky Act hatte zweieinhalb Jahre gebraucht, bis er in den USA geltendes Recht wurde, Russlands Anti-Magnitsky-Act war nach zweieinhalb Wochen in Kraft.

Die unmittelbaren Folgewirkungen dieses neuen Gesetzes waren herzzerreißend. 300 russische Waisenkinder, die bereits ihre künftigen amerikanischen Familien kennengelernt hatten, sollten nie jene Zimmer auf der anderen Seite der Welt zu Gesicht bekommen, die schon für sie vorbereitet und eingerichtet worden waren. Bilder dieser Kinder und ihre Geschichten kursierten in den internationalen Medien. Ihre ausersehenen Adoptiveltern zogen zu den Stufen des Kapitols und riefen: »Die Weltpolitik interessiert uns nicht, wir sorgen uns nur um unsere Kinder!« Ich hatte vollstes Verständnis für sie.

Kaum war das Adoptionsgesetz in Kraft getreten, erhielt ich Anrufe von Journalisten, die mir alle dieselbe Frage stellten: »Fühlen Sie sich verantwortlich dafür, was diesen Waisenkindern und ihren amerikanischen Adoptivfamilien widerfährt?«

Ich antwortete: »Nein. Putin ist dafür verantwortlich. Nur ein Feigling setzt wehrlose Kinder als menschliche Schutzschilde ein.«

Ich war nicht der Einzige, der es so empfand. Am 14. Januar, dem russischen Neujahrstag, versammelte sich eine Gruppe von Menschen auf dem Moskauer Boulevardring mit Plakaten und selbst gefertigten Schildern, auf denen Putin angegriffen wurde. Als die Demonstranten unter starker Polizeipräsenz durch die Straßen zogen, wuchs ihre Zahl immer mehr, und am Schluss waren es ungefähr 50 000 Menschen. Das war nicht die übliche Versammlung politisch aktiver Leute, es waren stattdessen Großmütter, Lehrer, Kinder, die auf den Schultern ihrer Väter saßen, und Moskauer

unterschiedlichster Art. Auf ihren Plakaten standen Vorwürfe wie SCHANDE!, HÖRT AUF MIT DEN LÜGEN oder DIE DUMA VERSPEIST KINDER! und HERODES!. (Das Adoptionsgesetz wurde schnell unter der Bezeichnung Herodes-Gesetz bekannt, eine Anspielung auf den grausamen König von Judäa, der das Jesuskind umzubringen trachtete, indem er sämtliche männlichen Neugeborenen in Bethlehem töten ließ.)

Gewöhnlich schenkt Putin Protesten keine Beachtung, aber diesen konnte er nicht ignorieren, weil er zahlenmäßig so stark war und die Kinder in den Mittelpunkt rückte. Die Regierung konnte das Gesetz nicht zurücknehmen, aber nach dem »Marsch gegen die Schurken« wurde verkündet, dass Russland mehrere Millionen Rubel in den Bau von Waisenheimen investieren werde. Ich war überzeugt, dass dieses Geld niemals seine vorgesehenen Empfänger erreichen würde, aber es zeigte, wie verunsichert Putin war.

Am Ende kostete diese Angelegenheit Putin sogar noch etwas mehr als nur Geld: Er büßte seine Aura der Unbezwingbarkeit ein. Demütigung ist sein Mittel der Wahl – er setzt es ein, um zu bekommen, was er will, und Menschen in die Schranken zu weisen. Nach seiner Denkungsart kann er erst dann einen Erfolg verbuchen, wenn der Gegner verloren hat, und er kann erst dann froh sein, wenn der Gegner am Boden liegt. In Putins Welt kann der Demütiger unter keinen Umständen selbst zum Gedemütigten werden. Doch genau das geschah im Gefolge der Verabschiedung des Adoptionsgesetzes.

Was tut ein Mann wie Putin, wenn er gedemütigt wird? Wie wir es in der Vergangenheit schon häufig erlebt haben, geht er dann gegen jene Person vor, die ihm diese Demütigung zugefügt hat.

Und diese Person war unerfreulicherweise ich.

Kapitel 41
Red Notice

Ende Januar 2013 war ich wieder einmal beim Weltwirtschaftsforum in Davos. Als ich an meinem zweiten Tag in Davos vor dem Konferenzzentrum durch den Schnee stapfte, rief eine lebhafte Frauenstimme: »Bill! Bill!«

Ich drehte mich um und sah eine kleine Frau mit einem großen Pelzhut, die zielstrebig auf mich zumarschierte. Als sie näher kam, erkannte ich sie. Es war Chrystia Freeland, die Reporterin, die vor vielen Jahren die Sidanco-Geschichte publik gemacht hatte. Sie war nun Auslandskorrespondentin bei Reuters.

Sie blieb vor mir stehen, ihre Wangen waren von der Kälte gerötet.

»Hallo, Chrystia!«

»Ich bin froh, dass ich dich hier gesehen habe«, sagte sie. Normalerweise hätten wir Wangenküsse ausgetauscht und uns umarmt, aber anscheinend hatte sie mir etwas Wichtiges zu sagen.

»Was ist los?«

»Bill, ich komme gerade von einem vertraulichen Pressegespräch mit Medwedew, und dabei ist auch dein Name gefallen.«

»Das überrascht mich nicht. Ich bin bei den Russen nicht gerade besonders beliebt.«

»Darüber wollte ich mit dir sprechen. Ich muss dir mitteilen, was er gesagt hat – pass auf.« Sie zog einen Notizblock aus ihrer Tasche, blätterte einige Seiten durch und stoppte dann. »Da haben wir es. Jemand hat ihn nach Magnitski gefragt, und Medwedew antwortete, Zitat: Ja, es ist eine Schande, dass Sergej Magnitski gestorben ist und dass Bill Browder sich weiter unbehelligt auf freiem Fuß befindet.« Sie schaute mich an. »Das hat er gesagt.«

»War das als Drohung gemeint?«

»So kam es mir vor.«

Ein flaues Gefühl stieg aus meinem Magen hoch. Ich dankte Chrystia für ihre Mitteilung und setzte meinen Weg zum Konferenzzentrum fort, während diese Unheil verkündende Information über mir schwebte. Ich absolvierte meine vereinbarten Termine, doch an diesem Tag sprachen mich noch weitere vier Journalisten an, die ebenfalls an diesem Pressegespräch teilgenommen hatten, und wiederholten Chrystias Geschichte.

Ich hatte schon oft Drohungen von Leuten aus Russland erhalten, aber noch nie vom Ministerpräsidenten.[13] Ich wusste, dass mein Leben in Gefahr war, aber diese Bemerkung hob die Bedrohung auf eine neue Ebene. Nach meiner Rückkehr nach London rief ich Steven Beck an, unseren Sicherheitsexperten, und verstärkte meinen persönlichen Schutz.

Die Drohung zeigte auch, wie Putin und seine Leute dachten. Ich betrachtete sie als ein Signal dafür, dass sie mir nicht nur physisch etwas antun, sondern mir in jeder erdenklichen Hinsicht Schaden zufügen wollten.

Einen ersten Vorgeschmack erhielt ich, als die russischen Behörden verkündeten, dass sie gegen mich in Abwesenheit einen Prozess wegen Steuerhinterziehung eröffnen würden. Schon seit Jahren hatten sie die konstruierten Vorwürfe und die damit verbundene Drohung benutzt, um mich einzuschüchtern und zu veranlassen, einen Rückzieher zu machen, doch die Annahme des Magnitsky Act hatte das Fass zum Überlaufen gebracht.

Mich vor Gericht zu stellen, obwohl ich mich gar nicht in Russland aufhielt, war in hohem Maße ungewöhnlich. Erst zum zweiten Mal in seiner nachsowjetischen Geschichte machte Russland einem westlichen Staatsbürger in Abwesenheit den Prozess. Aber das war noch nicht das Schlimmste. Wirklich unglaublich war, dass auch Sergej Magnitski angeklagt wurde.

Tatsächlich. Sie stellten einen Mann vor Gericht, den sie selbst umgebracht hatten. Sogar Josef Stalin, der größte Massenmörder aller Zeiten, der für den Tod von mindestens 20 Millionen Russen verantwortlich war, hatte sich nie dazu verstiegen, einen Toten vor Gericht zu stellen.

Doch genau das tat Wladimir Putin im März 2013.

Damit schrieb Putin Rechtsgeschichte. Das letzte Mal war ein Toter in Europa im Jahr 897 juristisch belangt worden, als die Kirche Papst Formosus posthum wegen angeblicher Usurpation des Papstthrones den Prozess machte, ihm die Schwurfinger abschneiden und seinen Leichnam in den Tiber werfen ließ.

Doch damit endeten die Abscheulichkeiten noch nicht. Wenige Tage vor Beginn der Gerichtsverhandlung begann der staatliche russische Fernsehsender NTV, aggressiv für eine einstündige »Dokumentation« über mich zu werben, die zur besten Sendezeit ausgestrahlt werden sollte und den Titel trug *Die Browder-Liste*.

Ich machte mir nicht die Mühe, die Sendung anzuschauen, aber Wladimir rief mich an und lieferte mir eine kurze Zusammenfassung: »Das ist die reinste paranoide Fantasie, Bill.« Er erzählte mir, dass Sergej und mir in dem Film nicht nur Steuerhinterziehung vorgeworfen wurde, sondern dass ich auch verantwortlich gemacht wurde für die Abwertung des Rubel im Jahr 1998; außerdem hatte ich das Darlehen des Internationalen Währungsfonds über 4,8 Milliarden Dollar gestohlen, das Russland gewährt worden war; ich hatte meinen Geschäftspartner Edmond Safra ermordet; ich war ein Agent des britischen Geheimdiensts MI6, und ich war auch derjenige, der Sergej Magnitski umgebracht hatte.

Ich hätte mich darüber aufregen können, aber diese Erfindungen und Fantasiegebilde waren so stümperhaft konstruiert, dass niemand, der den Film sah, auch nur ein Wort davon glauben konnte. Doch Glaubwürdigkeit spielte für die russischen Behörden ohnehin keine Rolle. Alles, was sie taten, folgte einem abgedroschenen Drehbuch. Dieselbe NTV-Mannschaft erstellte eine weitere »Dokumentation«, in der sie die Protestbewegung, die sich nach Putins Wiederwahl 2012 gebildet hatte, schlechtzumachen versuchte. Ein weiterer Film entstand über die Punkband Pussy Riot. Nach der Ausstrahlung beider Filme wurden die darin behandelten Personen verhaftet und eingesperrt.

Unser Prozess begann am 11. März am Bezirksgericht Twerskoi unter dem Vorsitz von Richter Igor Alisow. Weder die Familie Magnitski noch ich wollten damit irgendetwas zu tun haben, daher benannte das Gericht entgegen unserem Willen Pflichtverteidiger für uns. Beide Anwälte versuchten, das Mandat niederzulegen, als sie erkannten, dass sie nicht

erwünscht waren, doch beiden wurde ein Berufsverbot angedroht, wenn sie nicht weitermachten.

Alle westlichen Regierungen, Parlamente, Medien und Menschenrechtsorganisationen betrachteten dieses Verfahren als einen widerwärtigen Missbrauch der Justiz. Wir schauten verwundert zu, als der Prozess begann und der Ankläger stundenlang vor einem leeren Angeklagtenkäfig schwadronierte.

Jeder fragte sich, warum Putin das tat. Der Schaden für Russlands internationales Ansehen war enorm, während der mögliche Nutzen für Putin sehr begrenzt erschien. Es bestand praktisch keine Chance, dass ich am Ende in einem russischen Gefängnis landen würde, und Sergej war bereits tot.

Aber dahinter steckte eine verschlungene Logik. Putin dachte wohl, wenn er ein Gerichtsurteil gegen mich und Sergej in der Tasche hatte, dann konnten seine Abgesandten zu jenen europäischen Regierungen sagen, die eine eigene Version des Magnitsky Act erwogen: »Wie können Sie ein Gesetz erlassen, das nach einem verurteilten Kriminellen benannt ist? Und wie können Sie dessen Verteidiger offene Ohren schenken, der wegen desselben Verbrechens verurteilt worden ist?« Lästige Einzelheiten wie die Tatsache, dass Sergej bereits seit drei Jahren tot war und im Polizeigewahrsam umgebracht worden war, nachdem er einen groß angelegten Betrug von russischen Staatsbediensteten enthüllt hatte, wurden in Putins Überlegungen ausgeblendet.

Als der Prozess ungefähr zur Hälfte abgewickelt war, geriet er ins Stocken, weil die beiden Pflichtverteidiger aus Protest nicht mehr vor Gericht erschienen.

Ich wusste nicht recht, wie ich diesen Schritt einschätzen sollte. Da das Ergebnis des Prozesses von vornherein von Putin festgelegt worden war, konnte ich mir nicht vorstellen, dass die beiden Anwälte aus eigenem Antrieb handelten. Ich vermutete eher, dass dies für Putin eine elegante Möglichkeit darstellte, aus diesem demütigenden Spektakel herauszukommen, das er selbst herbeigeführt hatte.

Doch anstatt einen Rückzieher zu machen, preschte Putin weiter voran. Am 22. April erließen die russischen Behörden gegen mich einen Haftbefehl und erhoben weitere Tatvorwürfe gegen mich.

Dies mochte dramatisch klingen, aber es verunsicherte mich nicht in der Art und Weise, wie die Russen es wohl beabsichtigt hatten. Es war ausgeschlossen, dass ich in Großbritannien verhaftet werden würde. Die britische Regierung hatte das Gerichtsverfahren bereits als »missbräuchlich« verurteilt und sämtliche russischen Auslieferungsbegehren mich betreffend abgelehnt. Ich konnte mir auch nicht vorstellen, dass irgendein anderes zivilisiertes Land mich nach Russland ausliefern würde. Trotz des aggressiven Getöses der russischen Regierung setzte ich also meine politische Arbeit fort und führte mein Leben weiter wie bisher.

Mitte Mai wurde ich eingeladen, auf dem Friedensforum in Oslo eine Rede zu halten, einer Veranstaltung, die für die Menschenrechtsbewegung einen ähnlichen Rang besitzt wie Davos für die Wirtschaftswelt. Kurz bevor ich vor den rund 300 Zuhörern auf die Bühne trat, warf ich einen Blick auf meinen BlackBerry und sah, dass eine dringende Nachricht von meiner Sekretärin gekommen war. In der Betreffzeile stand »Interpol«.

Ich rief die Nachricht auf und las sie: »Bill, gerade hat sich [redacted] bei uns gemeldet. Er hat eine Kopie eines ›All Points Bulletin‹ von Interpol vorliegen, in dem Ihre Verhaftung verlangt wird. Das Dokument befindet sich im Anhang. Bitte rufen Sie so schnell wie möglich im Büro an!«

Ich öffnete schnell den PDF-Anhang und sah, dass sich die Russen nun an Interpol gewendet hatten.

Wenige Augenblicke nachdem ich das gelesen hatte, wurde ich auf das Podium gerufen, um meine Rede zu halten. Ich zwang mich zu einem Lächeln, trat in das Scheinwerferlicht und erzählte in den folgenden zehn Minuten die Geschichte über mich, Russland und Sergej, die ich schon so oft erzählt hatte. Es gelang mir, die Interpol-Nachricht aus meinem Kopf zu verdrängen, sodass ich meine Ausführungen zu Ende bringen konnte. Nach dem Applaus ging ich hinaus in die Lobby und rief sofort meine Anwältin in London an. Sie erklärte mir, dass eine von Interpol herausgegebene »Red Notice« bedeutet, dass ich bei jedem Grenzübertritt verhaftet werden könnte. Es oblag dem betreffenden Land, das ich besuchte, zu entscheiden, ob es den Haftbefehl vollstreckte.

Ich befand mich in Norwegen, und hier war die Situation heikel. Das Land hatte sich in der Vergangenheit auf vielfältige Weise für die Menschenrechte

eingesetzt, doch es hatte eine gemeinsame Grenze und eine lange gemeinsame Geschichte mit Russland, und man konnte daher nicht vorhersagen, wie sich Norwegen in dieser Situation verhalten würde. Ich rief Elena an, berichtete ihr, was sich ereignet hatte, und bat sie, sich auf das Schlimmste gefasst zu machen.

Ich buchte einen früheren Heimflug, packte meine Sachen und fuhr zum Flughafen von Oslo. Ich kam eineinhalb Stunden vor dem Abflug an und checkte am SAS-Schalter ein. Als ich das Unvermeidliche nicht länger hinauszögern konnte, ging ich langsam den langen Korridor hinab zur norwegischen Passkontrolle.

Wie Eduard und Wladimir vor mir war auch ich ein Nervenbündel, als ich mich darauf vorbereitete, als jemand, der von der Polizei gesucht wurde, die Grenze zu überqueren. Ich stellte mir vor, wie ich meinen Pass vorlegte und der Gesichtsausdruck des Beamten sich veränderte, als er sah, dass gegen mich ein Haftbefehl von Interpol vorlag. Ich malte mir aus, wie ich in ein norwegisches Gefängnis eingeliefert wurde. Ich sah die Monate vor mir, die ich in einer kargen Zelle verbringen würde, und die langwierigen Verfahren, als ich mich gegen meine Auslieferung wehrte. Ich sah, wie die Norweger vor dem russischen Druck einknickten und ich diesen Kampf verlor. Ich konnte das Aeroflot-Flugzeug sehen, in das man mich setzen würde und das dann Richtung Moskau startete. Ich wollte gar nicht an die Schrecken denken, die mich anschließend erwarten würden.

An der Passkontrolle warteten keine weiteren Passagiere. Ich musste mich zwischen zwei ähnlich gelangweilt wirkenden jungen Norwegern in Uniform entscheiden. Aus keinem besonderen Grund entschloss ich mich, den linken zu nehmen. Ich reichte ihm meinen Pass und unterbrach dadurch eine Unterhaltung, die er gerade mit seinem Kollegen führte.

Der Beamte nahm den Pass geistesabwesend entgegen, schlug mein Foto auf, warf einen Blick darauf und gab ihn mir zurück. Zum Glück scannte er ihn nicht an seinem Gerät, und daher kam die Interpol-Mitteilung nicht zum Vorschein.

Das war’s. Ich nahm meinen Pass an mich und ging zum Flugzeug. Als ich in Großbritannien ankam, lief es anders. Die Einreisebehörde scannt grundsätzlich alle Pässe, und meiner bildete keine Ausnahme. Aber die britische Regierung hatte bereits entschieden, in meinem Fall nicht auf

irgendwelche russischen Begehren zu reagieren. Der Beamte benötigte ein paar Minuten, um meine Einreise zu registrieren, wegen der Interpol-Mitteilung, und als er fertig war, reichte er mir den Pass und ließ mich gehen.

Obwohl ich nun sicher in Großbritannien war, hatten mich die Russen dort, wo sie mich haben wollten. Durch die Aufnahme in die internationale Fahndungsliste von Interpol konnten sie mich wirksam am Reisen hindern, und wenn ich nicht mehr reisen konnte, so hatten sie sich ausgerechnet, konnten sie verhindern, dass auch europäische Länder Sanktionen wegen Magnitski beschlossen.

Ich hatte keine Wahl. Ich musste die Sache umgehend mit Interpol regeln. Noch am Tag meiner Rückkehr aus Norwegen gab ich eine Presseerklärung heraus, in der ich über den Haftbefehl berichtete, und diese Presseerklärung wurde sofort von den Medien aufgegriffen. Journalisten und Politiker riefen bei Interpol an und fragten, warum die internationale Polizeiorganisation für Russland Partei ergreifen wolle. Grundsätzlich ist Interpol niemandem rechenschafts- oder auskunftspflichtig, aber aufgrund des Wirbels, den mein Fall verursachte, wurde beschlossen, in der folgenden Woche eine Sondersitzung abzuhalten, in der über mein Schicksal entschieden werden sollte.

Ich war nicht sehr zuversichtlich. Interpol war bekannt dafür, dass es mit autoritären Regimes zusammenarbeitete und ihnen half, politische Gegner zu jagen. In vielen Fällen hatte Interpol das Falsche getan. Der aufsehenerregendste Fall hatte sich im Vorfeld des Zweiten Weltkriegs ereignet, als Interpol die deutschen Nationalsozialisten dabei unterstützte, prominente Juden zu verfolgen, die aus dem Deutschen Reich geflohen waren. Seither hat es weitere erschütternde Beispiele gegeben.

Einen Tag vor der Interpol-Sitzung schlug sich der Londoner *Daily Telegraph* in einem Artikel unter der Überschrift »Kämpft Interpol für Wahrheit und Gerechtigkeit oder unterstützt es Schurken?« auf meine Seite. Der Kolumnist Peter Osborne illustrierte anhand meines Falles geschickt, dass sich Interpol gewohnheitsmäßig von Schurkenstaaten wie Russland vor den Karren spannen ließ. »Es ist sehr wahrscheinlich, dass sich Interpol mit dem FSB gegen Bill Browder zusammentun wird«, schrieb er. »Doch vor dem Gerichtshof der internationalen Meinung wird nicht Mr. Browder der

Prozess gemacht werden, sondern vielmehr Interpol selbst, weil es mit einem der widerwärtigsten Regimes der Welt zusammenarbeitet.«

Zwei Tage später, am 24. Mai, saß ich an meinem Schreibtisch und arbeitete an dem vorliegenden Buch, als ich einen Anruf meiner Anwältin erhielt. Sie hatte gerade eine E-Mail von Interpol bekommen, in der ihr mitgeteilt wurde, dass Interpol den Antrag der Russen auf die Herausgabe einer »Red Notice« abgelehnt habe.

Eine Stunde später veröffentlichte Interpol seine Entscheidung über den russischen Antrag auf seiner Internetseite. Darin hieß es: »Das Generalsekretariat von Interpol hat gemäß einer Empfehlung der unabhängigen Kommission zur Überwachung der Daten von Interpol sämtliche Informationen in Bezug auf William Browder gelöscht.« Das war eine eindeutige Entscheidung, und sie kam völlig unerwartet. Interpol lehnte nur selten Anträge auf Herausgabe einer »Red Notice« ab, und wenn es das tat, wurde es nicht öffentlich verkündet.

Diese Abfuhr muss Putin noch wütender gemacht haben. Abermals war er im Zusammenhang mit mir beziehungsweise Sergej Magnitski öffentlich gedemütigt worden. Wenn es jemals eine Möglichkeit gegeben hatte, dass Putin den posthumen Prozess einstellte, dann war sie nach dem Wirbel um Interpol verschwunden.

Richter Alisow nahm den Prozess wieder auf, und am 11. Juli 2013 wurde der Fall schließlich abgeschlossen. An Morgen dieses Tages nahm der Richter seinen Platz in dem kleinen, aufgeheizten Gerichtssaal ein und legte sich seine Erklärung zurecht. Die beiden vom Gericht benannten Pflichtverteidiger waren ebenfalls anwesend, außerdem zwei Staatsanwälte. Sechs Wächter mit Baretten und in schwarzen Uniformen standen im Gerichtssaal, aber da es niemanden zu bewachen gab und anschließend auch niemand abtransportiert werden musste, war dies eine unnötige Formalität.

Mit leiser Stimme, die kaum über ein Flüstern hinauskam, verlas Richter Alisow sein Urteil. Nur selten blickte er von seinen Papieren auf. Er benötigte mehr als eine Stunde, um sämtliche Fantasien Putins bezüglich Sergejs und meiner Untaten darzulegen. Als der Richter fertig war, waren Sergej und ich einer groß angelegten Steuerhinterziehung für schuldig befunden worden, und ich war zu neun Jahren Gefängnis verurteilt worden.

Es war nichts als eine Showveranstaltung, die in einem potemkinschen Gericht abgehalten worden war. Das ist das heutige Russland. Ein stickiger Raum, in dem ein korrupter Richter den Vorsitz führt, bewacht von gedankenlosen Polizisten, mit Anwälten, die nur deshalb anwesend sind, um der Veranstaltung den Anstrich eines Gerichtsprozesses zu geben, und ohne Angeklagte im Käfig. Ein Ort, an dem allein die Lüge regiert. Ein Ort, an dem zwei und zwei nach wie vor fünf ergeben, wo weiß noch immer schwarz ist, wo oben noch immer unten ist. Ein Ort, an dem Verurteilungen gewiss sind und die Schuld vorausgesetzt wird. Wo ein Ausländer *in Abwesenheit* wegen Verbrechen verurteilt werden kann, die er nicht begangen hat.

Ein Ort, wo ein unschuldiger Mensch vom Staat ermordet wird, wo ein Mann, dessen einziges Vergehen darin bestand, dass er sein Land zu sehr liebte, noch über seinen Tod hinaus verfolgt wird.

Das ist das heutige Russland.

Kapitel 42
Gefühle

Nachdem Sie dieses Buch gelesen haben, fragen Sie sich wahrscheinlich, welche Gefühle und Empfindungen all dies in mir hervorrief.

Die schlichte Antwort lautet, dass der Schmerz so groß war, dass ich es mir nicht erlauben konnte, überhaupt etwas zu empfinden. Für eine lange Zeit nach Sergejs Ermordung schloss ich meine Gefühle so tief in meinem Innersten ein, dass ich sie, wann immer sie emporzusteigen drohten, so entschlossen und so schnell, wie ich konnte, wieder zurückdrängte. Doch wie jeder Psychiater bestätigen wird, kann man Trauer nicht überwinden, wenn man sie nicht zulässt. Die Gefühle werden irgendwann den Weg an die Oberfläche finden, und je stärker man sie zu unterdrücken versucht, umso dramatischer werden sie am Ende herausbrechen.

Der Damm barst schließlich im Oktober 2010, ein knappes Jahr nach Sergejs Tod. Ich hatte zwei holländischen Dokumentarfilmern Zugang zu den Beteiligten an der Magnitski-Story verschafft. Sie interviewten alle von uns und drehten den Film, den sie zum ersten Jahrestag von Sergejs Tod am 16. November vor acht Parlamenten in verschiedenen Teilen der Welt vorführen wollten. Als der Termin näher rückte, bekam ich Bedenken, dass der Film nicht gut genug sein würde, um ihn diesen wichtigen Entscheidungsträgern vorzuführen. Er war in großer Eile fertiggestellt worden, was seiner Qualität möglicherweise abträglich gewesen war, und ich fürchtete, er könnte unserer Sache mehr schaden als nutzen.

Als sie erkannten, wie nervös ich war, luden die Filmemacher Wadim und mich im Oktober nach Holland ein, um uns den Rohschnitt zu zeigen und dadurch, wie sie hofften, meine Bedenken zu zerstreuen.

Wir flogen in die Niederlande und fuhren nach Oosterbeek, ein Dorf, eine Autostunde südöstlich von Amsterdam, zum Haus von Hans Hermans, einem der Filmemacher. Bevor er uns den Film zeigte, servierte er uns in seiner

kleinen Küche ein traditionelles holländisches Essen mit Edamer Käse und gesalzenem Hering, dann bat er uns ins Wohnzimmer. Wir setzten uns auf große Bodenkissen, während Hermans' Co-Produzent Martin Maat den Film startete.

Der Film, er trug den Titel *Gerechtigkeit für Sergej*, war nicht leicht anzuschauen. Er brachte für mich keine Informationen, die ich nicht schon kannte, aber er zeigte Sergejs Geschichte in einem völlig neuen Licht. Neben den Qualen, die er im Gefängnis erdulden musste, wurde auch sein Leben aus der Zeit vor seiner Inhaftierung dargestellt: seine Zuneigung zu seinen Söhnen, seine Liebe zur Literatur, sein Interesse für Mozart und Beethoven. Diese Einzelheiten waren für mich schwerer zu ertragen als alle Beschreibungen seines Martyriums in der Haft. Am Ende des Films erzählt seine Tante von einem ihrer letzten Besuche an Sergejs Grab. Nachdem sie den Friedhof verlassen hatte, sah sie an der U-Bahn-Station eine alte Frau, die Kornblumen verkaufte. »Sie war so traurig«, sagte Sergejs Tante, »ich ging an ihr vorbei, kehrte dann aber um und kaufte ihr ein paar Blumen ab, denn ich wusste, dass Sergej das auch getan hätte. Immer wenn er mit seiner Mutter an einer alten Frau vorbeikam, die Plastiktüten verkaufte, kaufte er eine. Die Frau fragte dann: ›Welche möchten Sie?‹ Und Sergej antwortete: ›Die, die sonst niemand haben will.‹«

Das waren einige der letzten Worte, die im Film gesprochen wurden, aber noch nicht die letzte Botschaft. Um diese Botschaft den Zuschauern wirklich verständlich zu machen – um zu zeigen, worum es in dem Film ging –, verblasste das Bild, und es erklang einfache Gitarren- und Klarinettenmusik. Dann tauchten Clips aus alten privaten Videoaufnahmen auf, die Sergej zeigten: wie er ein Glas hob, um bei einem sommerlichen Familienfest mit den anderen anzustoßen; wie er auf einer Urlaubsreise einen Wasserfall betrachtete; wie er in der Tür seiner Wohnung stand und Gäste unterhielt, die zum Abendessen gekommen waren; wie er mit seinem besten Freund bei einem Picknick saß, scherzte, lachte und in die Kamera zeigte. Das war Sergej, wie er lebte, und so würde er weiterleben in den Herzen und der Erinnerung der Menschen, die ihn liebten – die ihn noch immer lieben.

Bis zu diesem Augenblick hatte ich alles in mir zurückgehalten, denn ich hatte Angst davor, was geschehen würde, wenn ich mir ein wenig Verletzlichkeit erlauben würde. Doch in diesem Zimmer in Oosterbeek ließ ich meinen Schild fallen, und Tränen strömten mir über die Wangen wie

noch niemals vorher und auch seither nicht mehr. Ich weinte und weinte und konnte nicht mehr aufhören.

Ich fühlte mich elend, zugleich aber tat es auch gut, den Schmerz zu spüren. Hans, Martin und Wadim saßen ruhig da, kämpften ebenfalls mit den Tränen und wussten nicht recht, was sie tun sollten.

Schließlich fasste ich mich wieder und trocknete mir die Augen. »Können wir das noch einmal sehen?«, fragte ich ruhig.

»Ja«, antwortete Hans.

Wir schauten diese letzten Bilder ein zweites Mal an, und ich weinte noch mehr. Das war der Moment, in dem die Heilung begann.

Es heißt, es gibt fünf Phasen der Trauer und dass das Annehmen des Schmerzes die wichtigste ist. Das mag stimmen, aber über einen Mord hinwegzukommen, während die Leute, die dafür verantwortlich waren, frei herumliefen und die Früchte ihrer Verbrechen genossen, machte es wesentlich schwerer, diese Erfahrung zu verarbeiten.

Ein wenig Trost fand ich in meinem unermüdlichen Streben nach Gerechtigkeit. Jeder Parlamentsbeschluss, jeder Artikel, jede Kontosperrung, jede neue kriminalpolizeiliche Ermittlung verschafft mir ein leises Gefühl der Erleichterung.

Genugtuung vermittelt es mir auch, wenn ich sehe, wie Sergejs Tod das Leben so vieler Menschen verändert hat. Anders als viele der anderen Gräueltaten, die in Russland begangen werden, hat seine Ermordung die zynische Schutzhülle der Russen auf eine bislang unvorstellbare Weise durchstochen. Jetzt achten Gefängniswärter überall in Russland darauf, nicht allzu brutal vorzugehen, weil sie nicht für einen weiteren Fall Magnitski verantwortlich gemacht werden wollen. Jetzt haben die Opfer von Menschenrechtsverletzungen das Gefühl, dass es doch noch etwas wie Gerechtigkeit geben kann, wenn sie ihre eigenen »Magnitski-Listen« erstellen, um jene Staatsdiener zur Rechenschaft zu ziehen, die sie in Russland tyrannisieren. Jetzt ist Russland gezwungen, sich mit dem schrecklichen Umgang mit Waisenkindern auseinanderzusetzen, die vorher im Bewusstsein der Nation praktisch nicht vorhanden waren. Jetzt ist das Konzept der Magnitski-Sanktionen zum wichtigsten Instrument geworden, um gegen die illegale Intervention Russlands in der Ukraine vorzugehen.

Am wichtigsten jedoch ist, dass Sergejs Geschichte den Menschen in Russland und Millionen Menschen in der ganzen Welt ein genaueres Bild der Brutalität des Regimes von Wladimir Putin verschafft hat.

Auch außerhalb Russlands hat diese Geschichte einiges in Bewegung gesetzt. Die russischen Behörden sind in ihrem Kampf gegen mich derart unverfroren zu Werke gegangen, dass sie ihr Ansehen bei vielen internationalen Institutionen verspielt haben. In einem höchst ungewöhnlichen Schritt haben die russischen Behörden erneut versucht, von Interpol einen internationalen Haftbefehl gegen mich zu erwirken – und zum zweiten Mal wurde ihr Ansinnen öffentlich zurückgewiesen. Wegen des Missbrauchsversuchs in meinem Fall werden Anträge aus Russland auf Herausgabe einer »Red Notice« von Interpol nicht mehr automatisch akzeptiert.

Auch an der juristischen Front sind die Russen spektakulär gescheitert. Die Entscheidung des britischen High Court in dem Verleumdungsprozess, den Major Pawel Karpow gegen mich angestrengt hatte, war beispiellos. Der zuständige Richter verwarf Karpows Klage in Bausch und Bogen und schrieb Rechtsgeschichte in Großbritannien, indem er einen Präzedenzfall schuf, der künftige Klagetouristen wie Karpow daran hindern wird, die Gerichte in London zu missbrauchen, um die Kritiker autoritärer Regimes mundtot zu machen.

So bedeutsam diese Entwicklungen sind, so fällt es meinen Freunden und Kollegen dennoch häufig schwer, zu verstehen, warum ich diesen Kampf weiterführe.

Im Sommer 2012 besuchte mich mein alter Freund Jean Karoubi an einem Samstag bei uns zu Hause. Wir aßen zusammen, redeten über geschäftliche Dinge und Familienleben, aber als ich in der Küche Tee zubereitete, kam er herein und fragte mich, ob er unter vier Augen mit mir sprechen könne.

Ich ging mit ihm ins Wohnzimmer, machte die Tür zu und fragte, was er auf dem Herzen habe. Jean setzte sich und sagte: »Bill, wir sind schon lange befreundet, und ich mache mir große Sorgen. Du hast eine wunderbare Familie, du bist ein erfolgreicher Geschäftsmann, aber du kannst nichts tun, was Sergej wieder lebendig machen würde. Warum hörst du mit dieser Kampagne nicht auf, bevor dir noch etwas zustößt?«

Es war nicht das erste Mal, dass ich auf dieses Thema angesprochen

wurde, und ich bin mir durchaus der möglichen Konsequenzen meines Tuns bewusst. Nichts beunruhigt mich mehr als die Vorstellung, dass meine Kinder ohne ihren Vater aufwachsen müssten. Dieser Gedanke verfolgt mich ständig. Wenn ich meine Kinder beim Schulballett beobachte oder im Park mit ihnen spiele, frage ich mich wieder aufs Neue, ob ich in der Lage sein werde, diese und ähnliche Dinge auch später noch zu tun oder ob alles ein tragisches Ende nehmen wird.

Aber dann denke ich an Sergejs Kinder, vor allem an seinen kleinen Sohn Nikita, die ihren Vater nie wiedersehen werden. Und ich denke an Sergej, der sich in einer wesentlich gefährlicheren Lage befand als ich, aber nicht bereit war, klein beizugeben. Was wäre ich daher für ein Mensch, wenn ich aufgeben würde?

»Ich muss das durchstehen, Jean. Sonst würde das Gift des Nichtstuns mich von innen heraus zerfressen. Es ist meine Pflicht.«

Ich tue das alles zweifellos nicht aus Tapferkeit; ich bin nicht tapferer als andere. Ich empfinde die Angst ebenso quälend, wie es jeder andere Mensch unter diesen Umständen tun würde, aber ich habe festgestellt, dass dieses Gefühl, wie sehr ich mich auch in bestimmten Situationen ängstigen mag, nicht von Dauer ist. Nach einer gewissen Zeit schwächt es sich ab. Wie jeder bestätigen wird, der eine Weile in einem Kriegsgebiet gelebt hat oder einen gefährlichen Job verrichten musste, ist der menschliche Körper nicht in der Lage, über einen längeren Zeitraum Angst zu empfinden. Je mehr Ereignisse dieser Art man erlebt, umso besser kommt man damit zurecht.

Ich muss damit rechnen, dass Putin oder Angehörige seines Regimes mich eines Tages ermorden lassen. Wie jeder andere Mensch habe ich nicht den Wunsch, zu sterben, und ich bin auch nicht bereit, mich von diesen Leuten umbringen zu lassen. Ich kann hier nicht alle Schutzmaßnahmen aufführen, die ich dagegen ergriffen habe, auf eine aber möchte ich hinweisen: dieses Buch. Wenn ich umgebracht werde, dann werden Sie wissen, wer es getan hat. Wenn meine Feinde dieses Buch lesen, werden sie wissen, dass Sie es auch wissen. Wenn Sie diesen Kampf um Gerechtigkeit unterstützen wollen oder Sergejs tragisches Schicksal bedauern, dann teilen Sie bitte diese Geschichte mit so vielen Menschen wie möglich. Diese schlichte Tat wird helfen, den Geist von Sergej Magnitski am Leben zu erhalten, und es wird mehr zu meiner Sicherheit beitragen, als es ein Heer von Leibwächtern

vermöchte.

Am Schluss werde ich auch immer wieder gefragt, welche Empfindungen all die Verluste in mir hervorgerufen haben, die ich im Zuge dieses Kampfes um Gerechtigkeit erlitten habe. Ich habe mein Geschäft verloren; ich habe viele »Freunde« verloren, die sich von mir abgewandt haben aus Angst, dass meine Kampagne ihren wirtschaftlichen Interessen schaden könnte, und ich habe die Fähigkeit eingebüßt, zu reisen, ohne befürchten zu müssen, verhaftet und an die Russen ausgeliefert zu werden.

Haben diese Verluste mich schwer belastet? Seltsamerweise lautet die Antwort Nein. Was ich auf einigen Gebieten verloren habe, das habe auch auf anderen gewonnen. Für all die Opportunisten, die mich als eine finanzielle Hypothek betrachteten und mir den Rücken gekehrt haben, habe ich engagierte Menschen kennengelernt, die ihr Leben der Aufgabe verschrieben haben, die Welt zu verändern.

Wenn ich all das nicht getan hätte, dann hätte ich auch Andrew Rettman nicht kennengelernt, einen politischen Journalisten in Brüssel, der sich unbeugsam Sergejs Sache verschrieben hat. Obwohl er körperbehindert ist, hat er mehr als fünf Jahre lang keine noch so unbedeutende Sitzung der Europäischen Kommission ausgelassen, auf der über den Fall Magnitski gesprochen wurde, und hat darüber berichtet, um sicherzustellen, dass die Bürokraten dieses Thema nicht unter den Teppich kehren.

Ich hätte auch Waleri Borschew nicht kennengelernt, den 70 Jahre alten russischen Kämpfer für die Rechte von Häftlingen, der schon zwei Tage nach Sergejs Tod seine unabhängige Autorität dafür nutzte, in die Gefängnisse zu gehen und Dutzende Wärter und Beamte zur Beantwortung seiner Fragen zu zwingen. Trotz der enormen Gefahren für seine eigene persönliche Sicherheit hat er die offenkundigen Unstimmigkeiten und Lügen der russischen Behörden im Gefolge der Ermordung Sergejs offengelegt und angeprangert.

Und ich wäre niemals Ludmilla Alexejewa begegnet, der 86 Jahre alten russischen Menschenrechtsaktivistin, die als Erste öffentlich russische Polizeibeamte beschuldigte, Sergej Magnitski umgebracht zu haben. Sie stand Sergejs Mutter zur Seite und reichte Beschwerden ein und gab nicht auf, auch nachdem diese Beschwerden abgelehnt worden waren.

Es gibt Hunderte weiterer Menschen, die ich im Zusammenhang mit

meiner Mission kennengelernt habe und die mir eine neue Sicht auf die Menschen eröffnet haben, die ich in meinem Leben an der Wall Street niemals erlangen hätte können.

Wenn man mich damals an der Stanford Business School gefragt hätte, ob ich mir vorstellen könnte, ein Leben als Hedgefonds-Manager aufzugeben und Menschenrechtsaktivist zu werden, hätte ich den Fragesteller für verrückt erklärt.

Aber jetzt, 25 Jahre später, habe ich genau das getan. Ja, ich könnte in mein früheres Leben zurückkehren. Aber nachdem ich nun diese andere Welt kennengelernt habe, kann ich mir nicht mehr vorstellen, etwas anderes zu tun. Es ist vollkommen in Ordnung, sein Leben in der Wirtschaft zu verbringen, aber das erscheint mir mittlerweile wie Schwarz-Weiß-Fernsehen. Nun habe ich plötzlich einen Breitbild-Farbfernseher in der Wohnung stehen, und mein gesamtes Leben ist reicher, erfüllter und befriedigender geworden.

Das soll nicht heißen, dass ich nicht vieles bedauere. Am meisten Bedauern empfinde ich darüber, dass Sergej nicht mehr unter uns ist. Wenn ich alles zurückdrehen könnte, würde ich niemals mehr nach Russland gehen. Ich würde gern meinen ganzen geschäftlichen Erfolg für Sergejs Leben eintauschen. Ich erkenne heute, wie naiv es war, zu glauben, als Ausländer wäre ich geschützt vor der Barbarei des russischen Systems. Nicht ich bin es, der tot ist, sondern ein anderer Mensch ist wegen mir und meiner Handlungen gestorben, und ich kann nichts tun, um ihn ins Leben zurückzuholen. Aber ich kann dazu beitragen, das Vermächtnis von Sergej zu bewahren und um Gerechtigkeit für seine Familie zu kämpfen.

Anfang April 2014 nahm ich Sergejs Witwe Natascha und seinen Sohn Nikita mit ins Europäische Parlament, wo eine Abstimmung über eine Resolution stattfand, durch die Sanktionen verhängt werden sollten über 32 Personen aus Russland, die in den Fall Magnitski verwickelt waren. Es war das erste Mal in der Geschichte des Europäischen Parlaments, dass über eine öffentliche Sanktionsliste abgestimmt wurde.

Ein Jahr vorher hatte ich den Umzug der Familie Magnitski in einen ruhigen Londoner Vorort organisiert, wo Nikita eine angesehene Privatschule besuchen konnte und wo Natascha nicht mehr jeden Tag einen Blick über ihre Schulter werfen musste. Zum ersten Mal seit Sergejs

Ermordung konnten sie sich hier sicher und beschützt fühlen, und ich dachte, es würde ihrem Heilungsprozess förderlich sein, wenn sie verfolgen konnten, wie 700 europäische Abgeordnete aus 28 Ländern jene Leute verurteilten, die Sergej umgebracht hatten.

Am Nachmittag des 1. April 2014 reisten wir mit dem Eurostar von London nach Brüssel. Als wir in Calais aus dem Kanaltunnel kamen, erhielt ich einen dringenden Anruf eines Mitarbeiters des EU-Parlaments. »Bill, der Präsident des Parlaments hat gerade ein Schreiben einer großen amerikanischen Rechtsanwaltskanzlei erhalten, in dem es um einige der Russen geht, die auf der Sanktionsliste stehen sollen. Sie drohen rechtliche Schritte an, wenn die Abstimmung über die Sanktionen nicht abgesagt wird. Sie behaupten, das EU-Parlament würde die Rechte dieser Russen verletzen.«

»Was? Diese Kerle sind diejenigen, die die Rechte anderer verletzen! Das ist lächerlich.«

»Einverstanden. Aber wir brauchen ein Rechtsgutachten, das wir bis morgen Vormittag 10.00 Uhr dem Parlamentspräsidenten vorlegen müssen, sonst kann die Abstimmung nicht stattfinden.«

Es war bereits 18.00 Uhr, und ich wusste nicht, wie ich so schnell einen Spitzenanwalt auftreiben sollte, der seinen Terminkalender kurzfristig umstellte und die ganze Nacht durcharbeitete, um sich mit dem Thema vertraut zu machen und dann ein überzeugendes Rechtsgutachten zu verfassen.

Ich wollte schon aufgeben, ohne es überhaupt zu versuchen, aber dann schaute ich Nikita an, der das Gesicht an das Zugfenster drückte und hinausblickte auf die vorübergleitende französische Landschaft.

Er sah genau so aus, wie der kleine Sergej Magnitski wohl ausgesehen hatte.

»Okay, ich will sehen, was ich tun kann«, sagte ich und legte auf.

Ich ging in den Bereich zwischen den Waggons, jenem Ort, wo ich vor mehreren Jahren auch zusammen mit Iwan gesessen war, nachdem wir von der Durchsuchung unseres Moskauer Büros erfahren hatten. Ich begann herumzutelefonieren und Nachrichten zu versenden, aber nach einer Stunde und 13 Anrufen hatte ich noch niemanden erreicht. Ich kehrte zu meinem

Platz zurück und dachte darüber nach, wie ich dies Sergejs Witwe und seinem Sohn erklären sollte.

Aber bevor ich meinen Platz erreichte, läutete mein Telefon. Es war Geoffrey Robertson, ein in London ansässiger Anwalt, der meine an ihn gerichtete Nachricht gelesen hatte.

In der Menschenrechtsszene genießt Geoffrey Robertson höchste Verehrung. Er hatte in Großbritannien von Anfang an zu den entschiedensten und glühendsten Unterstützern eines global ausgerichteten Magnitsky Act gehört.

Ich erläuterte ihm die Situation und betete, dass wir nicht durch eine schlechte Mobilfunkverbindung getrennt werden würden. Zum Glück war das nicht der Fall, und am Ende unseres Gesprächs fragte Robertson: »Bis wann brauchen Sie das Gutachten?«

Ich war überzeugt, dass er von mir »in zwei Wochen« oder etwas dergleichen zu hören erwartete. Stattdessen sagte ich: »Bis morgen früh um zehn«, und zuckte dabei leicht zusammen.

»Oh«, erwiderte er überrascht. »Wie wichtig ist das, Bill?«

»Sehr wichtig«, antwortete ich. »Sergejs Witwe und sein Sohn sind mit mir im Zug nach Brüssel. Wir wollen dort die morgige Abstimmung mitverfolgen. Es würde ihnen das Herz brechen, wenn die Russen abermals eine Möglichkeit finden würden, ihnen Gerechtigkeit vorzuenthalten.«

Am anderen Ende herrschte eine Weile Schweigen, als der Anwalt daran dachte, dass er bis tief in die Nacht würde aufbleiben müssen, um das Gutachten zu erstellen. »Bill, Sie haben es bis morgen um 10.00 Uhr. Wir werden nicht zulassen, dass die Russen der Familie Magnitski dieses Erlebnis nehmen.«

Am nächsten Morgen, pünktlich um 10.00 Uhr, schickte Geoffrey Robertson sein Gutachten. Es widerlegte die Argumente der Russen Punkt für Punkt.

Ich rief den Mitarbeiter des EU-Parlaments an und fragte ihn, ob ein Brief genügen würde. Er meinte, das sei bestens, aber er wisse nicht, ob es auch den Parlamentspräsidenten dazu bewegen werde, am Spätnachmittag die Abstimmung durchzuführen. Ich hatte viel getan, um Natascha und Nikita

vor all den politischen Ränkespielen im Westen abzuschirmen, und ich betete darum, dass sie nicht heute eine Kostprobe davon erhalten würden.

Gegen 16.00 Uhr holte ich Natascha und Nikita am Eingang des Parlamentsgebäudes ab und führte sie auf die Zuschauergalerie des Plenarsaals. Unter uns befanden sich, in einem Halbkreis angeordnet, die Sitze der 751 Parlamentarier. Nachdem wir unsere Plätze eingenommen hatten, setzten wir die Kopfhörer auf und klickten uns durch die ungefähr 20 verschiedenen Simultanübersetzungen.

Gegen 16.30 Uhr erschien plötzlich die estnische EU-Abgeordnete Kristiina Ojuland, die die Sanktionsresolution eingebracht hatte, auf der Zuschauertribüne. Aufgeregt berichtete sie uns, dass Geoffrey Robertsons Gutachten alle Beteiligten überzeugt habe und dass alles wie geplant laufen würde.

Kristiina ging wieder, um die Resolution vorzustellen. Wir entdeckten sie in ihrem pinkfarbenen Kostüm in der Menge der Parlamentarier unter uns. Sie stand auf und begann mit ihrer Rede. Wie in vielen anderen Reden, die schon gehalten worden waren, wurden auch in ihrer Rede Sergejs Geschichte und die Vertuschungsmanöver der russischen Regierung dargestellt, aber dann tat sie etwas Unerwartetes. Sie sagte: »Herr Präsident, auf der Zuschauertribüne ist heute die Ehefrau des verstorbenen Sergej Magnitski anwesend, zusammen mit ihrem Sohn und Sergejs früherem Auftraggeber, Mr. Bill Browder. Ich freue mich, unsere Gäste hier willkommen zu heißen.« Sie deutete auf uns.

Daraufhin erhob sich völlig unerwartet das gesamte Parlament mit seinen mehr als 700 Abgeordneten und begann zu klatschen. Es war kein Höflichkeitsapplaus, sondern ein echter, donnernder Applaus, der fast eine Minute lang anhielt. Ich bekam einen Kloß im Hals und eine Gänsehaut, als ich sah, wie Natascha Tränen in die Augen stiegen.

Die Abstimmung wurde durchgeführt, und es gab nicht eine Gegenstimme im Europäischen Parlament. Keine einzige.

Weiter vorn in diesem Buch habe ich erzählt, dass das Beste, das jemals in meiner Karriere passiert war, eine polnische Aktie war, die ich gekauft hatte und die um das Zehnfache gestiegen war. Doch das Gefühl, das ich an diesem Nachmittag auf der Zuschauerempore in Brüssel zusammen mit Sergejs Witwe und seinem Sohn hatte, als wir miterlebten, wie das größte

europäische Gesetzgebungsorgan die Ungerechtigkeit, die Sergej und seiner Familie widerfahren war, anerkannte und verurteilte, dieses Gefühl war um ein Vielfaches schöner als alle finanziellen Erfolge, die ich errungen habe. War früher das Aufspüren eines »Ten Baggers« im Aktienmarkt ein Höhepunkt meines Lebens gewesen, so ist doch kein Gefühl befriedigender als jenes, das sich einstellt, wenn man etwas getan hat, das ein bisschen mehr Gerechtigkeit in eine höchst ungerechte Welt bringt.

Dank

Meine Gegner haben die wildesten Spekulationen darüber angestellt, wie es mir gelungen ist, zumindest ein wenig Gerechtigkeit für Sergej Magnitski zu erreichen. Die russische Regierung hat mich abwechselnd als CIA-Agenten bezeichnet, als Spion des britischen MI6, als Milliardär, der alle Abgeordneten des US-Kongresses und des Europäischen Parlaments bestochen hat, und als Mitglied einer zionistischen Verschwörung, die auf die Weltherrschaft abzielt. In Wirklichkeit ist es natürlich viel einfacher. Dass diese Kampagne so erfolgreich war, liegt schlicht daran, dass jeder Mensch, der ein Herz hat und von Sergejs Martyrium erfuhr, den Wunsch verspürte, uns zu helfen.

Eine Reihe von Menschen haben dies öffentlich getan, und dieses Buch gibt mir Gelegenheit, vielen von ihnen zu danken. Doch auf jede Person, die auf diesen Seiten erwähnt wird, kommen zahllose andere, die namenlos bleiben, doch deren rastlose Arbeit hinter den Kulissen für den Erfolg dieser Kampagne von entscheidender Bedeutung war. Ich wollte diesen abschließenden Teil dazu nutzen, allen diesen Menschen zu danken. Aber dann habe ich es mir anders überlegt, denn ich möchte niemanden dem Risiko aussetzen, das Ziel von Einschüchterungsversuchen, Belästigungen oder Drohungen aus Russland zu werden, die jene zu gewärtigen haben, die öffentlich für die Sache Magnitskis Partei ergreifen. Die Zeit wird kommen, allen diesen Menschen, die ihren Beitrag geleistet haben, namentlich zu danken, aber erst, wenn die Vergeltungsdrohungen des russischen organisierten Verbrechens und des Putin-Regimes abgeklungen sind.

So hoffe ich, dass alle von Ihnen, die ihre Zeit und ihre Kraft für diese Kampagne gegeben haben, wissen, wie dankbar ich Ihnen für Ihre Unterstützung bin. Die Politiker in den USA, Kanada und in Europa; die Männer und Frauen im Europäischen Parlament, in der Parlamentarischen Versammlung des Europarats und bei der OSZE; die Anwälte und Juristen, die mir in diesem Kampf um Gerechtigkeit zur Seite gestanden sind und

häufig unentgeltlich gearbeitet haben; die Journalisten, die sich mutig und unermüdlich dafür eingesetzt haben, die Wahrheit bekannt zu machen; die Nichtregierungsorganisationen und Einzelpersonen aus allen Teilen der Welt, die ihre Regierungen zum Handeln gedrängt haben; die tapferen russischen Aktivisten, die weiterhin ihr Leben aufs Spiel setzen in ihrem Kampf darum, ihr Land zu verbessern; meine Freunde und Kollegen, deren Beistand mich über all die Jahre getragen hat; und alle, die durch die Geschichte von Sergej Magnitski berührt wurden und auf ihre jeweils eigene Weise ihre Anteilnahme zum Ausdruck gebracht haben – Sie alle sollen wissen, dass ich nicht in Worte fassen kann, wie sehr ich Ihre Beiträge wertschätze und die harte Arbeit, die Sie geleistet haben. Alles war wichtig und hat etwas bewirkt. Alles, was diese Kampagne zuwege gebracht hat, wäre ohne Ihre Unterstützung nicht möglich gewesen.

Schließlich, und das ist das wichtigste, muss ich den wahren Helden dieser Geschichte danken – der Familie Magnitski. Es war eine Tragödie, die uns zusammengeführt hat, und auch wenn ich alles geben würde, um das Leid ungeschehen zu machen, das Sergej angetan wurde, bin ich dankbar für ihre Freundschaft. Eure Tapferkeit, eure Kraft und Entschlossenheit angesichts dieser unsagbaren Tragödie erfüllen mich mit höchster Bewunderung und verdienen es, von der Welt bestaunt zu werden. Ich weiß, dass Sergej stolz wäre auf euch alle.

Endnoten

1 Ken Hersh leitete später Natural Gas Partners, eines der erfolgreichsten privaten Energieunternehmen der Welt.

2 GUM war ein großes Kaufhaus, ähnlich Debenhams oder Karstadt.

3 Der Gründer der Tiger Management Group, einem der erfolgreichsten Hedgefonds der Branche.

4 Der Gründer von Templeton Asset Management, einer der größten Fondsgesellschaften der Welt.

5 Das klingt beeindruckender, als es ist. Bei Salomon gab es wahrscheinlich mehr Vizepräsidenten als Sekretärinnen.

6 Der Name von Burkles Investmentgesellschaft.

7 Entspricht dem deutschen Institut für Demoskopie Allensbach.

8 Barrel Öläquivalent (BOE) ist eine Maßeinheit für den Brennwert, durch die Kubikmeter Gas mit Barrel Öl vergleichbar werden.

9 Im Buch wird durchgehend die im deutschen Sprachraum übliche Schreibung *Sergej Magnitski* verwendet. Lediglich die Bezeichnung *Magnitsky Act* folgt der im englischen Sprachraum üblichen Schreibung.

10 Die Vorläuferorganisation des KGB und FSB.

11 Damit waren die Senatoren John McCain, Ben Cardin und Roger Wicker gemeint.

12 Die erste Kammer (Volkskammer) des Parlaments der Russischen Föderation.

13 Nach dem Ende seiner Amtszeit als Staatspräsident war Dimitri Medwedew im Mai 2012 wieder in das Amt des Ministerpräsidenten zurückgekehrt.